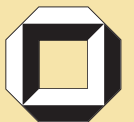


WORTE AM WERK

WITTGENSTEIN ÜBER SPRACHE
UND WELT

Luis Covas



Luis Miguel Carrujo Covas

Worte am Werk

Wittgenstein über Sprache und Welt

EUKLID

Europäische Kultur und Ideengeschichte

Studien. Band 2

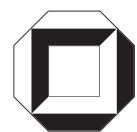
Herausgeber: Bernd Thum, Hans-Peter Schütt,
Institut für Philosophie, Universität Karlsruhe (TH)

Worte am Werk

Wittgenstein über Sprache und Welt

von

Luis Miguel Carrujo Covas



universitätsverlag karlsruhe

Dissertation, Universität Karlsruhe (TH)
Fakultät für Geistes- und Sozialwissenschaften, 2008

Impressum

Universitätsverlag Karlsruhe
c/o Universitätsbibliothek
Straße am Forum 2
D-76131 Karlsruhe
www.uvka.de



Dieses Werk ist unter folgender Creative Commons-Lizenz
lizenziert: <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/2.0/de/>

Universitätsverlag Karlsruhe 2008
Print on Demand

ISSN: 1867-5018
ISBN: 978-3-86644-291-7

Worte am Werk:
Wittgenstein über Sprache und Welt

zur Erlangung des akademischen Grades eines
DOKTORS DER PHILOSOPHIE
(Dr. phil.)

von der Fakultät für Geistes- und Sozialwissenschaften
der
Universität Karlsruhe (TH)
angenommene
DISSERTATION
von

Luis Miguel Carrujo Covas
aus: Setubal, Portugal

Dekan: Prof. Dr. Uwe Japp

1. Gutachter: Prof. Dr. Hans-Peter Schütt
2. Gutachter: Prof. Dr. Thomas Göller

Tag der mündlichen Prüfung: 27.08.2008

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	v
Siglenverzeichnis	viii
Kapitel 1: Eine projektive Theorie der Sprache	I
Kapitel 2: Zwischenglieder	42
Kapitel 3: Die neue Perspektive	85
Kapitel 4: Willkürliche Regeln	122
Bibliographie	167

Vorwort

Die ursprüngliche Anregung zu dieser Arbeit verdanke ich Renate Dürr. Noch als Student besuchte ich eines ihrer Seminare über Wittgensteins Philosophie der Psychologie. Eines Tages, am Ende einer Sitzung, machte sie mich darauf aufmerksam, dass die Beziehung zwischen Sprache und Welt in den *Philosophischen Untersuchungen* problematisch ist. Es entsteht nämlich leicht der Eindruck – meinte sie –, dass die Welt auf die Physiognomie unserer Begriffe keinen Einfluss nimmt. Die Sprachspiele werden sozial geregelt ohne Rücksicht auf die außersprachlichen Tatsachen. Schlimmer noch: Es gebe überhaupt keine außersprachlichen Tatsachen, denn, was für uns als Tatsache gilt, tut es schon immer im Rahmen eines bestimmten Sprachspiels, dessen letzte Begründung uns unvermeidlich unzugänglich bleibt. Wir können ja nicht aus der Sprache heraustreten. Sobald wir eine Tatsache in Worten wiedergeben, ist sie eben durch Sprache „infiziert“, und der Anspruch auf Vor- bzw. Außersprachlichkeit lässt sich nicht mehr aufrechterhalten.

Damals wusste ich noch nicht, dass diese Deutung des Buches in der Forschung in mannigfacher Ausformung weit verbreitet ist, aber sie reizte mich zum Widerspruch. Ich spürte einerseits wohl ihre Anziehungskraft, denn sie enthält zweifellos viel Wahres, andererseits schien sie mir gewaltsam und zur neuen philosophischen Einstellung Wittgensteins überhaupt nicht zu passen. Aus dem inneren Bedürfnis, der Sache auf den Grund zu gehen, entstand die vorliegende Arbeit.

Anfangs wollte ich mich hauptsächlich mit den *Philosophischen Untersuchungen* befassen, und die im *Tractatus* sowie in den Schriften der mittleren Periode vorgetragenen Gedanken nur insoweit mitberücksichtigen, als mir das für das Verständnis von Wittgensteins zweitem Hauptwerk absolut notwendig schien. Grund dafür war die Überzeugung, dass nur eine weitgehend immanente Interpretation dem Buch gerecht zu werden vermag. Freilich kann die Rückführung von Bemerkungen der *Philosophischen Untersuchungen* auf ihre ursprüngliche Quelle in manchen Fällen

erhellend sein, doch – die Sekundärliteratur liefert unzählige Beispiele dafür – meistens dient sie der Stützung von verfälschenden und schwer kontrollierbaren Deutungen. An dieser Überzeugung halte ich nach wie vor fest, aber je tiefer ich die Schriften aus der Zeit nach Wittgensteins Rückkehr nach Cambridge im Jahr 1929 studierte, desto klarer erkannte ich eine Entwicklung, die die Interpretation der *Philosophischen Untersuchungen* bestätigt, zu welcher ich inzwischen gelangt war. Diese Entwicklung sieht in Kürze folgendermaßen aus:

Im *Tractatus* stehen sich Sprache und Welt wie zwei getrennte Sphären gegenüber. Unsere Sätze sind sinnvoll, sofern sie mögliche Sachverhalte abbilden, mit denen sie in der Form oder Struktur übereinstimmen. Die Möglichkeit dieser Übereinstimmung muss jedoch auf einer Art prästablierter Harmonie beruhen, denn die Bildhaftigkeit der Sätze beruht auf ihrer eigenen Logik, sie ist sozusagen a priori gegeben. Die Welt ist also Abgebildetes, ohne selber semantische Arbeit zu leisten. Als nun 1929 der Atomismus des *Tractatus* zu bröckeln beginnt, und Wittgenstein das Vertrauen in die Bildtheorie langsam verliert, geht er immer mehr dazu über, die menschliche Handlung als semantisch relevant anzusehen, was die Aufgabe des frühen Zwei-Sphären-Modells nach sich zieht. Die Vertiefung dieser Einsicht führt ihn schließlich zur Auffassung der Sprache als natürliches Phänomen, als etwas, das zur Naturgeschichte des Menschen gehört wie das Erziehen des Nachwuchses oder der aufrechte Gang, kurz, als etwas grundlegend Weltliches, das keine Verbindung zur Welt benötigt, weil es schon notwendig darin stattfindet. Genau dies lernen wir aus Wittgensteins Ausführungen über das Regelfolgen in den *Philosophischen Untersuchungen*.

Meine Darstellung wird jedoch mit dem *Tractatus* beginnen, dem Kapitel 1 gänzlich gewidmet ist. Kapitel 2 schildert Wittgensteins allmähliche Distanzierung von den Ideen seines ersten Werkes. In den Kapiteln 3 und 4 stehen die *Philosophischen Untersuchungen* im Mittelpunkt, jedoch nicht ausschließlich. Wo es mir wichtig schien, Wittgensteins Denken diachronisch darzustellen, habe ich andere Werke zu Rate gezogen. Dabei – und darauf lege ich viel Wert – habe ich versucht, Wittgensteins Äußerungen immer im Kontext des Werkes zu interpretieren, in dem sie tatsächlich vorkommen. Ob es mir ausnahmslos gelungen ist, darüber muss der Leser

Vorwort

urteilen. Klar ist mir dagegen, dass meine Darstellung, die letztendlich die gesamte Philosophie Wittgensteins umfasst, in manchem Punkt lückenhaft bleibt. Sie bleibt es erstens insofern, als ich darauf verzichtet habe, das inzwischen elektronisch gut zugängliche Nachlassmaterial zu berücksichtigen. Um den besprochenen Text in einem erträglichen Umfang zu halten, habe ich mich im Wesentlichen auf die in der achtbändigen Werkausgabe veröffentlichten Schriften beschränkt. Auch inhaltlich musste ich einige Themen zu kurz behandeln oder sogar gänzlich aussparen. Dafür glaube ich, in der vorliegenden Arbeit ein zwar skizzenhaftes, aber plausibles und fundiertes Bild von Wittgensteins philosophischer Entwicklung gezeichnet zu haben, und somit dazu beizutragen, ein wenig mehr Klarheit in der Frage nach der Beziehung zwischen Sprache und Welt zu erreichen.

Über den Wert meiner Arbeit soll nicht ich selbst, sondern Andere befinden. Wie das Urteil auch immer ausfallen mag, möchte ich aber an dieser Stelle all den Menschen danken, die sie überhaupt möglich gemacht haben. Das gilt insbesondere für die Mitarbeiter des Studienzentrums für Sehgeschädigte der Universität Karlsruhe, die mir in Fragen der technischen Ausstattung immer zur Seite standen. Zudem haben sie mir die Literatur, die ich für meine Forschung benötigt habe, erst zugänglich gemacht. Daran war auch meine Verlobte, Aline Mittag, maßgeblich beteiligt. Ihre Unterstützung geht aber weit darüber hinaus, auch über das, was ich hier überhaupt in Worte fassen kann. Für ihre Ratschläge, ihre Kritik, ihre Ermunterung und ihr freundliches Entgegenkommen in vielen Angelegenheiten bin ich Jan Knopf, Hans Lenk, Renate Dürr und Hans-Peter Schütt verpflichtet. Finanziell hat mir die Gewährung von Landesgraduiertenförderung des Landes Baden-Württemberg die Arbeit ermöglicht.

Siglenverzeichnis (Abkürzungen der Werke Wittgensteins)

AüL	Aufzeichnungen über Logik
BB	Das Blaue Buch
BGM	Bemerkungen über die Grundlagen der Mathematik
BLF	Bemerkungen über logische Form
BPP	Bemerkungen über die Philosophie der Psychologie
BüF	Bemerkungen über die Farben
PB	Philosophische Bemerkungen
PG	Philosophische Grammatik
PU	Philosophische Untersuchungen
T	<i>Tractatus Logico-philosophicus</i>
TB	Tagebücher 1914-1916
ÜG	Über Gewißheit
V&G	Vorlesungen und Gespräche über Ästhetik, Psychoanalyse und religiösen Glauben
WWK	Wittgenstein und der Wiener Kreis
Z	Zettel

Sofern eine fortlaufende Nummerierung nach Paragraphen vorhanden ist, wird diese, gegebenenfalls durch die Angabe des entsprechenden Werkteils ergänzt, in den Stellennachweisen übernommen. Andernfalls nehmen die Verweise Bezug auf eine Seitenzahl. Im Fall des *Tractatus* wird, wie üblich, von der von Wittgenstein darin verwendeten Dezimalnotation Gebrauch gemacht, und in Zitaten aus den *Tagebüchern* wird auf das Datum des Eintrags verwiesen.

Eine projektive Theorie der Sprache

1. Sprache und Welt

Im *Tractatus logico-philosophicus* erfährt die Frage nach der Verbindung zwischen Sprache und Welt eine ebenso klare wie plausibel klingende Antwort. Im Zentrum dieser Antwort steht die Idee, dass die Sprache in einer abbildenden Beziehung zur Welt steht. Wenn wir reden, wollen wir in den meisten Fällen unseren Gesprächspartner wissen lassen, wie es um uns selbst, um jemand anderes oder um etwas bestellt ist. Versteht er uns, so weiß er nun, wie die Dinge liegen, er kann sich „ein Bild machen“ über das, wovon wir sprachen. Natürlich könnte man hier einwenden, dass unsere Rede nicht nur aus Behauptungssätzen besteht; wir stellen auch Fragen, erteilen Befehle oder äußern Wünsche, und in all diesen Fällen erweise sich jene Sprachauffassung als unzutreffend. Aber darauf kann man erwidern, dass eine Frage, beispielsweise, durchaus die Wiedergabe eines Faktums enthält, nur wird diese Wiedergabe nicht als treffend ausgegeben, sondern, sagen wir, zur Bestätigung oder Ablehnung freigegeben: „Du gehst heute Abend ins Kino – ja oder nein?“ So sieht der junge Wittgenstein in dieser Funktion der Sprache etwas Wesentliches, ja die Bedingung ihrer Sinnhaftigkeit überhaupt.

„Wir machen uns Bilder der Tatsachen“, schreibt Wittgenstein (T 2.1). Und einige Seiten weiter (T 4.01, T 4.021): „Der Satz ist ein Bild der Wirklichkeit.“ Freilich ist hier das Wort „Bild“ nicht im Sinn einer Fotografie zu verstehen. Die Menschen brauchen in der Regel kein langes Training, bevor sie in der Lage sind zu sagen, was auf einer Fotografie abgebildet ist. Das Lernen der Sprache, hingegen, sei es die Muttersprache oder eine Fremdsprache, ist ein sehr langwieriger und aufwändiger Prozess. Deshalb – das gibt Wittgenstein selber zu (T 4.001) – mögen die geschriebenen Sätze anfangs nicht so aussehen, als wären sie Bilder von gesprochenen Worten, und letztere nicht so aussehen, als wären sie Bilder von Tatsachen in der Welt. Wer aber jene Sprache beherrscht und sie auch lesen und schreiben kann, weiß ohne weiteres, was gemeint ist. Wer die Notenschrift

Kapitel 1

gelernt hat, kann anhand einer Partitur ein ganzes Stück spielen, so wie derjenige, der sie nicht gelernt hat, sich jedoch im Besitz einer Schallplatte und eines Schallplattenspielers befindet, imstande ist, das fragliche Musikstück vorzuführen. All das ist möglich, weil die Tatsachen und die Laut- oder Schriftsprache bzw. die Musik und die Partitur (oder die Schallplatte) in einer „abbildenden internen Beziehung zu einander“ stehen (4.014). „Ihnen allen ist der logische Bau gemeinsam. (... Sie sind alle in gewissem Sinne Eins.)“ (ebd.) In der Tat ist diese Beziehung reziprok. Wer die Notenschrift lesen kann, kann – wie gesagt – eine Symphonie danach spielen; er vermag aber ebenfalls die gehörte Symphonie schriftlich festzuhalten, denn er verfügt über eine „allgemeine Regel“, die es ihm ermöglicht, in die eine oder in die andere Richtung zu übersetzen (vgl. T 4.0141). Wir werden später auf diesen Aspekt zurückkommen müssen. Wollen wir uns einen Gesamtüberblick über Wittgensteins Bildtheorie der Sprache verschaffen, müssen wir jedoch weiter ausholen.

2. Die Ontologie des *Tractatus* – kurzer Überblick

Die Absicht des *Tractatus* – das ist in der Forschung schon oft beobachtet worden¹ – erinnert sehr stark an die Bestrebungen Kants in seiner *Kritik der reinen Vernunft*. Wittgensteins Ziel ist: „*dem Denken eine Grenze ziehen*“ (T Vorwort). Dies ist nur indirekt zu erreichen. Im Denken selbst dem Denken eine Grenze zu ziehen, wäre nur dann möglich, wenn wir denkend auch den Bereich des Undenkbaren überschauen könnten. Da dies eine manifeste Unmöglichkeit ist, muss Wittgenstein den Umweg über „*de[n] Ausdruck der Gedanken*“ (ebd.) nehmen, und das heißt für ihn im *Tractatus* noch ausschließlich die Sprache. „*Die Grenze wird also nur in der Sprache gezogen werden können und was jenseits der Grenze liegt, wird einfach Unsinn sein.*“ (ebd.) Folglich bleibt die Sprache das alleinige Thema des Werkes. Die darin enthaltenen Bemerkungen, auch wenn sie sich zunächst auf Außersprachliches zu beziehen scheinen, bleiben stets sprachimmanent, da sie nur das behaupten, was eine Reflexion über die Bedingungen der

¹ Stenius 1969, Kap. XI; Stegmüller 1978, Kap. XI, 4; Hintikka & Hintikka 1996, 19, 35; Schulte 1989, 64.

Sinnhaftigkeit von Sprache allgemein herausgebracht hat und a priori als notwendig ansieht. Das gilt bereits für die ersten Sätze des *Tractatus*.

Darin schreibt Wittgenstein: „Die Welt ist alles, was der Fall ist.“ (T 1) Und gleich danach: „Die Welt ist die Gesamtheit der Tatsachen, nicht der Dinge.“ (T 1.1) Der zweite Satz, der als Erläuterung des ersten zu verstehen ist, signalisiert den Unterschied zwischen „Tatsachen“ und „Dingen“, wobei erstere offenbar identisch sind mit dem, „was der Fall ist.“ Das bestätigt (und vertieft) gleich einer der nächsten Sätze: „Was der Fall ist, die Tatsache, ist das Bestehen von Sachverhalten.“ (T 2) Und 2.01 fügt hinzu: „Der Sachverhalt ist eine Verbindung von Gegenständen (Sachen, Dingen).“ Damit steht fest: Die Welt ist nicht die Gesamtheit der darin vorhandenen isolierten Gegenstände (Sachen, Dinge), sondern die Gesamtheit der von den Gegenständen eingegangenen Verbindungen. Anders ausgedrückt: Die Welt wird nicht dadurch bestimmt, dass es darin, zum Beispiel, Stühle, Tische und Blumentöpfe gibt, sondern dadurch, dass es darin Stühle gibt, die vor Tischen stehen, auf denen Blumentöpfe sind.

Dieses Beispiel erweist sich jedoch sogleich als etwas problematisch. In 1.13 lesen wir: „Die Tatsachen im logischen Raum sind die Welt.“ Stühle, Tische und Blumentöpfe bevölkern aber den physikalischen Raum. Der Satz 1.21 lässt sich ebenfalls mit unserem Beispiel schwer in Einklang bringen: „Eines kann der Fall sein oder nicht der Fall sein und alles übrige gleich bleiben.“ Wenn der Blumentopf auf dem Stuhl steht, dann steht er eben nicht auf dem Tisch, der sich vor jenem Stuhl befindet. Vor die größten Schwierigkeiten stellt uns schließlich Wittgensteins Charakterisierung seiner „Gegenstände“. „Der Gegenstand ist einfach.“ (T 2.02) „Der Gegenstand ist das Feste, Bestehende“ (T 2.0271). „Die Gegenstände sind farblos“ (T 2.0232), will heißen, an ihnen sind keine „materiellen Eigenschaften“ festzumachen (T 2.0231). All das kann von so alltäglichen Gegenständen wie den oben genannten kaum behauptet werden. Die Einfachheit kommt ihnen nicht zu, denn sie sind aus verschiedenen Teilen zusammengesetzt. Zudem sind sie vergänglich und zerstörbar, und an allerlei Eigenschaften fehlt es ihnen nicht. Es war Wittgensteins Überzeugung (siehe T 2.0201), dass Aussagen über Komplexe in Aussagen über deren einfache Teile analysiert werden können, welche in ihrer Gesamtheit den komplexen Gegenstand vollständig beschreiben. Bei jenen einfachen Bestandteilen dür-

Kapitel 1

fen wir aber wiederum offenbar nicht an so etwas wie Stuhlbeine oder Tischplatten denken, weil auch sie weder einfach, noch beständig, noch „farblos“ sind. Genau genommen kommen nicht einmal die Atome, aus denen sie bestehen, ernsthaft in Frage. Letztendlich wusste Wittgenstein selber nicht, was er meinte, und konnte kein einziges Beispiel für Gegenstände im Sinne des *Tractatus* geben. Beunruhigt hat ihn das nicht. In einem späteren Gespräch mit Norman Malcolm danach gefragt, ob ihm zur Zeit der Abfassung des *Tractatus* überhaupt ein Beispiel für seine einfachen Gegenstände vorschwebte, antwortete Wittgenstein, dass es seine damalige Ansicht war, es sei als Logiker nicht seine Aufgabe, sich mit empirischen Fragen wie denen nach der konkreten Beschaffenheit der einfachen Gegenstände zu beschäftigen.²

Wie dem auch sei, die Gegenstände des *Tractatus* sind in wenigstens einer Hinsicht den alltäglichen Gegenständen ähnlich: Ihnen ist es wesentlich, in Sachverhalten vorkommen zu können (T 2.011). Sie können (und müssen) mit anderen Gegenständen in Verbindung treten, und somit einen Sachverhalt bilden. Ihre Möglichkeiten, eine Verbindung einzugehen, sind jedoch nicht uneingeschränkt. Mit einigen bestimmten Gegenständen können sie sich verbinden, mit anderen nicht, was bedeutet, dass sie zu manchen Sachverhalten tauglich sind, zu anderen hingegen nicht. Die Gegenstände haben eine „Form“. „Die Möglichkeit seines Vorkommens in Sachverhalten ist die Form des Gegenstandes.“ (T 2.0141) Wichtig ist hier, dass, welche Verbindungsmöglichkeiten ein Gegenstand hat, schon a priori in ihm „präjudiziert“ ist (T 2.012), oder, wie Wittgenstein auch sagt, „in der Natur des Gegenstandes“ liegt (T 2.0123) „Es kann nicht nachträglich eine neue Möglichkeit gefunden werden.“ (ebd.) Ein räumlicher Gegenstand, zum Beispiel, wird also im unendlichen Raum liegen, und in räumlichen Beziehungen zu anderen Gegenständen stehen. Er wird auch eine Farbe haben, dafür keine Höhe und keine Härte, welche vielmehr Tönen bzw. Gegenständen des Tastsinnes zukommen (T 2.0131) Ganz konkret: Ein Buch kann auf einem Tisch liegen, es kann jedoch nicht eine Oktave höher liegen als der Tisch. Vorstellbar ist wiederum, dass das Buch neben dem Tisch liegt. In diesem Fall steht der Tisch neben dem Buch. Daraus

² Siehe Malcolm 1987, 114.

schließen wir, dass die gleichen Gegenstände, je nach dem in welchem (möglichen) Zusammenhang sie zueinander stehen – Wittgenstein nennt das ihre „Konfiguration“ –, sehr unterschiedliche Sachverhalte verwirklichen können. „Die Konfiguration der Gegenstände bildet den Sachverhalt.“ (T 2.0272) Sachverhalte haben ihrerseits eine „Struktur“ (T 2.032). Diese ist natürlich rein formal. Es gibt eben im Sachverhalt keine zusätzliche Komponente, welche die Gegenstände zusammenhält, sondern sie verhalten sich „selbständig“ (T 2.0122) zueinander, oder, wie ich mich ausdrücken möchte, sie hängen „lose“ aneinander. Wittgenstein formuliert das so: „Im Sachverhalt hängen die Gegenstände ineinander, wie die Glieder einer Kette.“ (T 2.03)

3. Die Logik der Abbildung

Die ontologische Sektion des *Tractatus* erstreckt sich bis zum Satz 2.063. Danach kommt eine Reihe von Bemerkungen, in denen Wittgenstein die Bildbeziehung im Allgemeinen erörtert. „Das Bild“, schreibt er, „ist ein Modell der Wirklichkeit.“ (T 2.12) Und er fährt fort: „Den Gegenständen entsprechen im Bilde die Elemente des Bildes.“ (T 2.13) Diese Elemente „vertreten“ im Bild die Gegenstände (T 2.131). Wie im Sachverhalt, so auch im Bild verhalten sich seine Elemente „in bestimmter Art und Weise“ zueinander; gerade das macht es zum Bild (T 2.14) Mit anderen Worten: „Das Bild ist eine Tatsache.“ (T 2.141) Folglich hat das Bild auch eine Struktur, deren Möglichkeit Wittgenstein seine „Form der Abbildung“ nennt (T 2.15) Präziser: „Die Form der Abbildung ist die Möglichkeit, dass die Dinge sich so zu einander verhalten, wie die Elemente des Bildes.“ (T 2.151)

Damit ist ein fundamentaler Begriff der Philosophie des *Tractatus* eingeführt. Seine Bedeutsamkeit liegt darin, dass die Form der Abbildung genau das ist, was Bild und Sachverhalt gemeinsam sein muss, damit jenes überhaupt in einer abbildenden Beziehung zu diesem stehen kann (T 2.17). Soll ein Bild ein bestimmtes räumliches Verhältnis abbilden, muss es Elemente enthalten, die in derselben Beziehung zueinander stehen können wie die Dinge im fraglichen Sachverhalt, kurz, muss das Bild auch ein räumliches sein (T 2.171). Allerdings können räumliche Bilder (oder an-

Kapitel 1

dere) hinsichtlich ihrer „Form der Darstellung“ höchst unterschiedlich sein. Um eine Häuserreihe abzubilden, zum Beispiel, kann man sowohl ein zweidimensionales Zeichen auf Papier machen als auch ein architektonisches Modell mit Karton bauen.³ Alles, was es bei der Wahl des Darstellungsverfahrens zu beachten gilt, ist, abgesehen von kontingenten Faktoren, dass die „Logik“ von Bild und Abgebildetem die gleiche bleibt. Wittgenstein spricht in diesem Kontext von „logischer Form“. Diese ist noch allgemeiner und grundlegender als die Form der Abbildung. Wir lesen in 2.182 dazu: „Jedes Bild ist *auch* ein logisches. (Dagegen ist z.B. nicht jedes Bild ein räumliches.)“ Und die dritte Hauptthese des *Tractatus* lautet: „Das logische Bild der Tatsachen ist der Gedanke.“ (T 3) Demnach bezeichnet der Ausdruck „logische Form“ das, was gewährleistet, dass Bild und Sachverhalt überhaupt denkbar sind. Selbstredend bedeutet „denkbar“ oder „sinnvoll“ nicht gleich „richtig“ oder „wahr“. Das sinnvolle Bild stellt einen möglichen Sachverhalt dar (siehe T 2.201ff.). Dabei kann es richtig oder unrichtig, wahr oder falsch sein (T 2.21). Es ist wahr, wenn der Sachverhalt, den das Bild darstellt, auch wirklich gegeben ist. Um das festzustellen, müssen wir hinschauen, müssen wir Bild und Wirklichkeit vergleichen (T 2.223). „Aus dem Bild allein ist nicht zu erkennen, ob es wahr oder falsch ist.“ (T 2.224)

4. Der Satz

All diese Ausführungen wirken zunächst sehr einleuchtend. Das liegt daran, dass wir in erster Linie an visuelle Bilder denken. Wittgenstein beansprucht aber offenbar für diese Konzeption Allgemeingültigkeit. Sie soll überall da ohne große Modifikationen anwendbar sein, wo eine abbildende Beziehung stattfindet. Und dazu – so Wittgensteins These – gehört der Gedanke und auch die Sprache. Was denn Anderes leistet ein Satz als genau das, was soeben über Bilder im Allgemeinen gesagt wurde? „Der Satz stellt das Bestehen und Nichtbestehen der Sachverhalte dar.“ (T 4.1) Es kann auch kein Zweifel daran sein, „daß wir einen Satz von der Form ‚aRb‘ als Bild empfinden.“ (T 4.012) Tatsächlich ist es so. Dass die

³ Hierin folge ich im Groben Kenny 1974, 71 ff.

Sätze der Sprache Bildcharakter haben, ist keineswegs schwer zu akzeptieren. Nicht mehr so einsichtig scheint mir hingegen die Idee, dass die Bildhaftigkeit des Satzes genau so zu erklären sei wie die eines Eisenbahnmodells oder einer Landkarte. Schon bei der Betrachtung eines Satzes der Form „aRb“, zum Beispiel, „das Buch steht auf dem Tisch“, fällt es auf, dass der Satz mehr Wörter enthält als er sollte. Würde der Satz wirklich so abbilden wie oben erläutert, dann müsste er keine anderen Wörter als „Buch“ und „Tisch“ enthalten, und aus deren räumlicher Verteilung müsste ihre Beziehung unmittelbar wahrzunehmen sein. Das wäre vielleicht der Fall, wenn wir in zwei Zeilen das Wort „Buch“ über das Wort „Tisch“ schreiben würden. Der Satz „Berlin liegt zwischen Paris und Moskau“ sähe dann so aus: „Paris Berlin Moskau“. Doch abgesehen davon, dass eine solche Darstellungsmethode sehr schnell an ihre Grenzen stößt, ist es schlichtweg ein Fakt, dass keine einzige natürliche Sprache auf diese Weise funktioniert. Wittgenstein blieb das nicht verborgen. In 4.002 schreibt er: „Die Umgangssprache ist ein Teil des menschlichen Organismus und nicht weniger kompliziert als dieser. ... Die stillschweigenden Abmachungen zum Verständnis der Umgangssprache sind enorm kompliziert.“ Darum ist es „menschenunmöglich, die Sprachlogik aus ihr unmittelbar zu entnehmen.“ (ebd.) Wittgenstein lässt sich hier sogar eine hübsche Metapher einfallen:

Die Sprache verkleidet den Gedanken. Und zwar so, daß man nach der äußeren Form des Kleides nicht auf die Form des bekleideten Gedankens schließen kann; weil die äußere Form des Kleides nach ganz anderen Zwecken gebildet ist als danach, die Form des Körpers erkennen zu lassen. (ebd.)

Diese etwas unerotische Sprachauffassung war nicht Wittgensteins Erfindung. Er selbst schreibt ihre Autorschaft Bertrand Russell zu, dessen Verdienst es sei, als erster gezeigt zu haben, dass die offenkundige logische Form des Satzes uns über seine reale logische Form täuschen kann (T 4.0031).⁴ Jedenfalls fühlt sich Wittgenstein dank dieser Entdeckung jetzt

⁴ Dies tat er in seiner berühmten Theorie der Beschreibungen, erstmalig entfaltet in „On Denoting“. Darin zeigt Russell, dass Sätze wie „Der Autor von Waverley war Schotte“, welche auf den ersten Blick eine einfache Subjekt-Prädikat-Form zu haben scheinen, in Wirklichkeit in der Konjunktion von drei verschiedenen Aussagen bestehen, nämlich: 1. wenigstens eine Person hat Waverley geschrieben; 2. höchstens

Kapitel 1

legitimiert zu sagen: „Sehr klar wird das Wesen des Satzzeichens, wenn wir es uns, statt aus Schriftzeichen, aus räumlichen Gegenständen (etwa Tischen, Stühlen, Büchern) zusammengesetzt denken. / Die gegenseitige räumliche Lage dieser Dinge drückt dann den Sinn des Satzes aus.“ (T 3.1431) Das ist starker Tobak! Wittgenstein deutet hier an, dass im Satz – freilich nicht im alltäglichen Satz der Umgangssprache, sondern im „entkleideten“ oder vollständig analysierten Satz – nichts Anderes vorkommen darf als Namen. Das bestätigt der Satz 4.221, in dem es heißt: „Es ist offenbar, daß wir bei der Analyse der Sätze auf Elementarsätze kommen müssen, die aus Namen in unmittelbarer Verbindung bestehen.“ Äußerst interessant ist nun, dass Wittgenstein anschließend genau die Frage selbst formuliert, die, wie ich glaube, sich jeder Leser des *Tractatus* hier auch stellen wird: „Es fragt sich hier, wie kommt der Satzverband zustande.“ (ebd.) Überraschenderweise geht der Satz 4.2211, der nach der Dezimalnotation des *Tractatus* ein Kommentar zum Satz 4.221 sein sollte, gar nicht auf diese Frage ein, und im restlichen Text des Werkes konnte ich keine Stelle ausfindig machen, wo dieses Versäumnis unzweifelhaft nachgeholt wird.

Soviel ist klar: Bei dem Elementarsatz handelt es sich keineswegs um ein unstrukturiertes „Wörtergemisch“. Der Satz ist, wie Wittgenstein mehrmals betont, „artikulierte“ (T 3.141, 3.251). Die darin enthaltenen Namen, welche die Gegenstände vertreten (T 3.22), oder bedeuten (T 3.203), stehen genauso wie diese, in einem bestimmten Verhältnis zueinander (T 3.14). Insofern gilt es vom Satz, nicht minder als vom Bild im Allgemeinen, dass er eine Tatsache ist (ebd.). Diese Feststellung ist grundlegend für die Bildtheorie der Sprache des *Tractatus*, denn nur Tatsachen vermögen, andere Tatsachen darzustellen (T 3.142). Ein isolierter Name hängt in der Luft, und einer Menge zusammengewürfelter Namen fehlt die interne Struktur, die notwendig ist, um einen Sachverhalt richtig oder unrichtig

eine Person hat Waverley geschrieben; 3. wer auch immer Waverley geschrieben hat, war Schotte. Diese Theorie war für Wittgenstein auch deshalb wichtig, weil sie die Schwierigkeiten um die Aussagen löste, welche Namen bzw. Kennzeichnungen von Entitäten enthalten, denen in der Realität nichts entspricht, z.B., „Pegasus“, „das runde Quadrat“ oder „der aktuelle König von Frankreich“. Solche Sätze sollen nicht unsinnig, sondern falsch sein.

abzubilden. Erst das unumgängliche Faktum – unumgänglich, weil es nicht zu leugnen ist, weil es genügt hinzuschauen, um sich davon zu überzeugen –, dass die Wörter (die Namen) im Satz sich auf eine ganz bestimmte Weise zueinander verhalten, befähigt Letzteren dazu, einen möglichen Sachverhalt, in welchem die Gegenstände sich genau in derselben Weise zueinander verhalten, darzustellen. Wittgenstein drückt das folgendermaßen aus: „Nicht: „Das komplexe Zeichen ‚aRb‘ sagt, daß a in der Beziehung R zu b steht“, sondern: *Daß* „a“ in einer gewissen Beziehung zu „b“ steht, sagt, *daß* aRb.“ (T 3.1432) Der Satz, könnte man einfacher sagen, hat nicht als feste Redewendung Bedeutung, sondern vielmehr dank seiner Elemente, und der Tatsache, dass sie in dieser Konstellation, und keiner anderen sonst, da stehen.

5. Grenzen der Theorie

Diese Stelle des *Tractatus* verdient allerdings eine besondere Aufmerksamkeit. Unklar scheint mir vor allem der Status von „R“. Sowohl der Unterschied in der Buchstabenwahl (auf der einen Seite die Anfangsbuchstaben des Alphabets, auf der anderen Seite der Buchstabe R) als auch die jeweilige Klein- und Großschreibung, deuten stark darauf hin, dass dem Symbol „R“ im komplexen Zeichen „aRb“ eine eigene Funktion zukommt. „a“ und „b“ sind offenbar Namen, die für verschiedene Gegenstände stehen, „R“ ist wohl kein Name und steht für eine beliebige Relation. Der Satz, der nach „sondern:“ beginnt, scheint dies zu bestätigen, weil „R“ im ersten daß-Satz überhaupt nicht auftaucht. So müssen „a“ und „b“ zunächst (im Elementarsatz) unmittelbar miteinander verbunden sein. Dem wird „R“ nachträglich hinzugefügt, um die Art des Verbundenseins von „a“ und „b“ genau anzugeben. „R“ entspricht somit einem grammatischen Prädikat der Alltagssprache wie „auf ... liegen“ oder „... lesen“.⁵ Es stellt

⁵ Diese Lektüre wird etwa von folgender früherer Äußerung auf ganzer Linie bestätigt: „Betrachten wir Symbole der Form »xRy«; diesen entsprechen vor allem Paare von Gegenständen, deren einer den Namen »x«, der andere den Namen »y« trägt. Die x und y stehen in verschiedenen Beziehungen zueinander, und unter anderem besteht

Kapitel 1

sich jedoch die Frage, warum „R“ diese Rolle übernehmen muss. Die Art der Beziehung von „a“ und „b“ müsste, wenn wir den Satz 4.221 ernst nehmen, aus der von „a“ und „b“ gebildeten Konstellation ohne weiteres ersichtlich sein. In der wirklichen Tatsache, dass ein Buch auf einem Tisch steht, gibt es auch kein sichtbares Band, das die beiden Gegenstände zusammenhält, sondern ihre Beziehung ist direkt wahrnehmbar. Leider sind hier die Möglichkeiten einer Zeichensprache sehr eingeschränkt, wie ich oben bereits ausgeführt habe, woraus sich dann die Notwendigkeit ergibt, „R“ als sichtbares Bindeglied einzusetzen. Gegenüber der allgemeinen Bildtheorie stellt das jedoch eine wichtige Modifikation dar. Dass die Alltagssprache nicht aus lauter Elementarsätzen besteht, liegt also nicht allein daran, dass sie ihren eigenen Gesetzen gehorcht, sondern an der manifesten Unmöglichkeit, eine starre Isomorphie zwischen Tatsache und Satz aufrechtzuerhalten.

Eine alternative Interpretation wäre folgende: Man könnte „R“ auch als Namen ansehen, was „aRb“ zum Elementarsatz machen würde, und zwar zu einem Elementarsatz, der imstande wäre, den enormen Ausdrucksmöglichkeiten der Alltagssprache gerecht zu werden. Denn in diesem Fall können „a“ und „b“ nicht nur jeweils rechts oder links voneinander stehen, sondern sie verhalten sich ebenfalls in irgendeiner Weise zu „R“. Vertritt beispielsweise „a“ ein Heft, „b“ ein Buch und „R“ die Beziehung „... liegt auf ...“, dann liegt das Heft auf dem Buch, wenn „a“ links von „b“ steht, wobei „R“ sich in ihrer Mitte befindet, und das Buch liegt auf dem Heft, wenn „b“ den Platz links und „a“ den Platz rechts von „R“ belegen. Voraussetzung für diese Interpretation ist jedoch, dass Beziehungen unter den Gegenstandsbegriff des Tractatus fallen.⁶ Das mag auf den ersten Blick etwas befremdlich erscheinen, ist aber durchaus plausibel. Schließlich hatte bereits Frege seinen Gegenstandsbegriff unter logischen Gesichtspunkten derart ausgedehnt, dass er auch Beziehungen umfasst. Nach Wittgensteins Auskunft, der sich dabei an eine frühere Unterredung erinnerte, hätte jener

die Relation R zwischen einigen von ihnen, zwischen anderen dagegen nicht.“ (AÜL S. 203)

⁶ Auch für diese Position finden sich in den Tagebüchern Anhaltspunkte: „Auch Relationen und Eigenschaften etc. sind *Gegenstände*.“ (TB 16.6.15.)

gesagt, dass „das Zusammentreffen einer Mondfinsternis und einer Gerichtsverhandlung ein Gegenstand sei“ (PB 115).⁷ Für die These, dass Wittgenstein Frege darin folgte, hat sich eine Reihe von prominenten Interpreten, wie Erik Stenius⁸, Wolfgang Stegmüller⁹, Merrill B. Hintikka und Jaakko Hintikka¹⁰ oder Stephen Hilmy¹¹, stark gemacht. Ihnen entgegen – etwas anderes wäre auch nicht zu erwarten – trat eine Legion von nicht weniger prominenten Interpreten, zum Beispiel Elisabeth Anscombe¹² und George Pitcher¹³.

Ich beabsichtige hier keineswegs, diese alte Kontroverse weiterzuführen. Erstens bin ich der Meinung, dass sie nicht eindeutig zu entscheiden ist, denn sowohl im *Tractatus* als auch in den *Tagebüchern* und anderen Schriften dieser Periode lassen sich Äußerungen Wittgensteins ausfindig machen, die jeweils für die eine oder die andere Position sprechen (gelegentlich wird sogar ein und dieselbe Passage von beiden Seiten ausgeschlachtet), zweitens kommt es mir gar nicht darauf an. Mein Punkt ist vielmehr folgender: Selbst wenn Namen in der Tat für Relationen stehen können, und diese alternative Lesart von 3.1432 vorzuziehen wäre, kann von einer direkten Isomorphie zwischen Satz und Tatsache trotzdem keine Rede sein. Vom wirklichen Buch und vom wirklichen Heft kann man nämlich kaum behaupten, dass sie sich nicht nur zueinander verhalten, sondern auch, in welcher Weise immer, zur Relation „... liegt auf ...“. Mit anderen Worten, „R“ müsste unsichtbar werden, damit die Isomorphie zwischen Satz und Tatsache ohne Korrektur bewahrt bliebe.

Dieses Problem hat schon Stegmüller gespürt, wenn er in seiner Auslegung zu Recht sagt (S. 548), dass im Satzzeichen „aRb“ nicht das Symbol „R“, sondern die R-Relation vorkommt. Nichtsdestoweniger ist das

⁷ In Freges „offizieller“ Terminologie klingt das vielleicht etwas abwegig, aber das braucht uns hier nicht zu beunruhigen.

⁸ Stenius 1969, 84-87.

⁹ Stegmüller 1978, Kap. XI 1-3.

¹⁰ Hintikka & Hintikka 1996, Kap. 2.

¹¹ Hilmy 1987, 259.

¹² Anscombe 1963, 109 n. 1.

¹³ Pitcher 1967, 137 ff.

Kapitel 1

Zeichen „R“, welches das Symbol verkörpert – „Das Zeichen ist das sinnlich Wahrnehmbare am Symbol.“ (T 3.32) –, ein Element in „aRb“, und dieses kann man nicht bei Bedarf zum Verschwinden bringen. Auch der wiederholte Hinweis, die Bildtheorie sei nicht naturalistisch zu verstehen, hilft hier recht wenig. Die Schwierigkeit ist nicht, dass die Namen den Gegenständen unähnlich sind, sondern dass im Text des Tractatus eine gewisse Tendenz spürbar ist, wenn wir bestimmte Sätze ernstnehmen – was wir unbedingt sollten, wie ich meine –, die Idee der Isomorphie zwischen Sprache und Wirklichkeit zu überstrapazieren. Die bereits zitierten Sätze 3.1431 und 4.221 sind eindeutige Zeugnisse dieser Tendenz (weitere sind Sätze wie 3.21, 4.016 oder 4.0311). Passend zu ihnen ist die Erzählung, Wittgenstein sei die Idee eingefallen, dass der Satz die Wirklichkeit abbildet, als er 1914 einen Artikel in einer Zeitschrift las, der berichtete, wie in einer Gerichtsverhandlung über einen Autounfall bei Paris ein Miniaturmodell gebildet wurde, das der Rekonstruktion des Unfalls diene.¹⁴ Denn diese verbürgte Geschichte lässt keinen Zweifel darüber offen, aus welchem Paradigma heraus der junge Wittgenstein die Sprache zu verstehen trachtete. Dass die Übertragung der Logik des Miniaturmodells auf die Alltagssprache nicht absolut gelingt, war ihm mit Sicherheit zu keinem Zeitpunkt ein Geheimnis. Dennoch hielt der Autor des Tractatus an jenem Paradigma als an einem Ideal fest, dem man sich um so mehr nähert, je weiter die Analyse fortschreitet, und der entschleierte Gedanke hinter dem Satz der Alltagssprache zum Vorschein kommt. Den Umstand, dass dies gelegentlich zu schwer nachvollziehbaren Ergebnissen führt, nahm er als notwendig in Kauf. Letztendlich gelang es ihm aber, eine Lösung zu finden, die sowohl jenem Ideal als auch den Anforderungen der Alltagssprache Rechnung trägt. Wir wollen uns an diese Lösung im Folgenden herantasten.

6. Logische Mannigfaltigkeit

Selbstverständlich können (und letzten Endes müssen) die genannten Sätze des Tractatus auch so gelesen werden, dass sie nicht mehr eine vollkommene Entsprechung im Verhältnis zwischen den Gegenständen im

¹⁴ von Wright 1990, 29; vgl. TB 29.9.14.

Sachverhalt und den Wörtern im Satz verlangen. Schauen wir uns dann die Satzform „aRb“ noch einmal an! Sie ist aus drei Ausdrücken zusammengesetzt: zum einen „a“ und „b“, die verschiedene Einzeldinge bezeichnen, zum anderen „R“, das für eine Relation steht. Unabhängig davon, ob „R“ als Name fungiert oder nicht, besteht also zwischen ihm und den anderen beiden Ausdrücken ein deutlicher kategorialer Unterschied. Kennen wir ihren Gebrauch, d.h., beherrschen wir die Sprache, so wissen wir, dass sie Verschiedenes und auf verschiedene Weise bezeichnen. Wir werden dann nicht geneigt sein, wenn wir die Wahrheit bzw. Falschheit eines Satzes überprüfen wollen, im Sachverhalt nach einem Einzelding zu suchen, das „R“ entspricht, und zu dem sich „a“ und „b“ irgendwie verhalten sollen. Wir werden stattdessen schauen, ob diese in der Weise zusammenhängen, wie „R“ angibt. Das ist der Fall, zum Beispiel, wenn „a“ für Abaelard steht, „b“ für Heloisa und „R“ für die Relation „... liebt ...“. Das zweistellige Prädikat bedeutet kein Ding, sondern besagt, dass der an erster Stelle befindliche Name sich einseitig auf eine bestimmte Weise zum Namen, der rechts steht, verhält. Der Satz bildet die Tatsache dann richtig ab, wenn Abaelard Heloisa wirklich liebt – und, obwohl der Satz drei Zeichen enthält, gibt es in dieser Beziehung keinen Dritten. Nun lassen wir „R“ die Kopula „ist“, und „b“ das Attribut „ein Philosoph“ bezeichnen (dass Namen auch Attribute vertreten können, nehme ich jetzt einfach an). In dieser Variante ist im Sachverhalt nur noch ein Einzelding präsent.

Diese Betrachtungen eröffnen uns ein besseres Verständnis von der Isomorphie-Beziehung zwischen Satz und Sachverhalt. Die Struktur des Satzes ist demnach feiner als anfangs dargestellt. Zwischen den Wörtern des Satzes gibt es beachtliche kategoriale Unterschiede. Je nach dem, wie die Wörter konkret gebraucht werden, können sie jeweils für Einzeldinge, Relationen, Attribute, Existenzausdrücke, usw., stehen. Das heißt: Der Satz weist nicht bloß eine optische, sondern eine „logische (mathematische) Mannigfaltigkeit“ auf, und ebenso der vom Satz abgebildete Sachverhalt (T 4.04). Ich möchte dies folgendermaßen ausdrücken: Der Satz besitzt eine Mannigfaltigkeit sowohl in der Ebene als auch in der Tiefe. Er wirft also mehr als einen Schatten auf die Wirklichkeit. Die „Projektionsmethode“, die Wittgenstein explizit mit dem „Denken des Satz-Sinnes“ gleichsetzt (T 3.11), kann wahrhaft kompliziert sein. Sie wird jedoch vollständig durch

Kapitel 1

die Satzelemente bestimmt, und durch die Weise, wie diese im Satz konkret gebraucht werden. Darum weiß, wer die verwendeten Wörter kennt, automatisch, welche mögliche Sachlage durch den Satz projiziert wird.

Ich will diesen Punkt noch aus einer anderen Perspektive beleuchten. In meiner bisherigen Darstellung habe ich die Ausdrücke „Satz“ und „Satzzeichen“ benutzt, wie es gerade passte, und habe dabei versäumt, ihren Unterschied festzuhalten. Dass es sehr vorteilhaft ist, sie sauber voneinander zu trennen, veranschaulicht ein weiteres Beispiel: „Clarck schreibt Leibniz.“ Das, mit dem wir hier unmittelbar konfrontiert werden, ist eine Naturtatsache. Wir sehen (hören) eine Reihe von Strichen (Lauten) auf dem Papier (aus dem Mund eines Menschen). Dabei handelt es sich nicht um irgendwelche Striche, sondern um sprachliche Zeichen. Es sind drei Wörter mit resp. sechs, acht und sieben Buchstaben, die nacheinander verteilt auf einer Zeile eine Mitteilung in deutscher Sprache ergeben. Eine? Ja, auf den ersten Blick ist die Sache klar. Diese drei Wörter in dieser Reihenfolge bedeuten, dass jemand, der Clarck heißt, jemandem schreibt, der Leibniz heißt. Dem ist so, weil im normalen Aussagesatz des Deutschen das Subjekt an erster Stelle kommt, dann das Prädikat, und schließlich das direkte Objekt. Es gibt aber Ausnahmen, in denen es sich genau umgekehrt verhält. Unser Beispielsatz könnte durchaus als Antwort auf die Frage geäußert werden: „Schreibt Leibniz Newton?“ Die Antwort wäre dann: „Nein. Clarck [und niemandem sonst] schreibt Leibniz.“ Zusammengefasst, obwohl die sprachliche Mitteilung auf dem Papier, die Wittgenstein „Satzzeichen“ nennt, beide Male dieselbe ist, hat sie, je nach dem, was wir Subjekt und Objekt sein lassen, einen anderen Sinn, oder, in Wittgensteins Terminologie, sie ergibt zwei verschiedene „Sätze.“ Zunächst lockt der Tractatus den Leser auf die falsche Fährte, indem er die Erwartung erweckt, die Bildtheorie der Sprache beziehe sich auf das Satzzeichen. Später stellt sich heraus, dass nicht das Satzzeichen, sondern der Satz ein Bild der Wirklichkeit ist. Die Grundlage des Satzes ist jedoch das Satzzeichen. „Das Zeichen,“ lautet 3.12, „durch welches wir den Gedanken ausdrücken, nenne ich das Satzzeichen. Und der Satz ist das Satzzeichen in seiner projektiven Beziehung zur Welt.“ Da diese „projektive Beziehung“ nicht willkürlich ist, sondern streng geregelt, determiniert das Satzzeichen für Alle objektiv, welchen Satz (welches Bild) es zum Ausdruck bringen soll.

Das ist ein ganz wesentlicher Punkt. Für Wittgenstein, könnte man sogar sagen, liegt hier komprimiert die gesamte Bildtheorie der Sprache. „Der Satz ist ein Bild der Wirklichkeit: Denn ich kenne die von ihm dargestellte Sachlage, wenn ich den Satz verstehe. Und den Satz verstehe ich, ohne daß mir sein Sinn erklärt wurde.“ (T 4.021) Das wäre nötig, wenn der Satz, wie Frege dachte, ein „zusammengesetzter Name“ (T 3.143) wäre. Die Zuordnung der Namen zu den Gegenständen ist nämlich willkürlich (T 3.315f., 3.22). Es steht den Menschen frei, festzulegen, dass ein Zeichen „x“ einen Gegenstand „a“ bedeutet, und ein Zeichen „y“ einen Gegenstand „b“. Menschen können neue Zeichen für neue Gegenstände erfinden, alten Zeichen eine andere Bedeutung verleihen, und sie können dies wieder rückgängig machen. Sind wir im Unklaren darüber, wie ein bestimmtes Zeichen benutzt wird, dann muss es uns erklärt werden. Ist seine Bedeutung jedoch endgültig geklärt, so entfaltet der Satz selbständig seinen Sinn. Wittgenstein bringt das so auf den Punkt: „An unseren Notationen ist zwar etwas willkürlich, aber *das* ist nicht willkürlich: Daß, *wenn* wir etwas willkürlich bestimmt haben, dann etwas anderes der Fall sein muss.“ (T 3.342) In der Sprache koexistieren Freiheit und Notwendigkeit. Zwischen beiden verläuft jedoch eine unüberschreitbare Grenze. Unsere Bestimmungsgewalt beschränkt sich auf die Festlegung der Bedeutung der Zeichen. Ist es ein für allemal bekannt, auf welche Weise die Zeichen verwendet werden, dann ist der Rest eine Frage der Technik. Wir müssen den Satzsinne nicht hinzudenken, wir müssen ihn nachvollziehen. Geleitet durch die Tatsache, dass diese Wörter in dieser Reihenfolge dastehen, transformieren wir den Satz nach festen Regeln. Der Sinn des Satzes ist somit etwas Objektives. „Der Satz drückt auf bestimmte, klar angebbare Weise aus, was er ausdrückt“ (T 3.251). Ebenso objektiv lässt sich bestimmen, ob der Satz wahr oder falsch ist. Der Satz stellt einen möglichen Sachverhalt dar. Dieser kann bestehen oder nicht bestehen. Der Satz bezieht Stellung, indem er die Wirklichkeit auf ja oder nein fixiert (T 4.023). Wer also den Satz versteht, weiß, was der Fall ist, wenn der Satz wahr ist, er weiß aber nicht, ob der Satz wirklich wahr ist (T 4.024). Um das herauszubekommen, bedarf es des Vergleichs zwischen dem Satz und der Wirklichkeit.

7. Sagen und Zeigen

Der Vergleich mit der Wirklichkeit ist deshalb unverzichtbar, weil es keine a priori wahren bzw. falschen Sätze (gemeint sind Elementarsätze) gibt. Es würde nur dann derartige Sätze geben, wenn sie den von ihnen dargestellten Sachverhalt enthalten würden. Doch genau dies schließt Wittgenstein kategorisch aus: „Zum Satz gehört alles, was zur Projektion gehört; aber nicht das Projizierte. ... Im Satz ist also sein Sinn noch nicht enthalten, wohl aber die Möglichkeit, ihn auszudrücken. ... Im Satz ist die Form seines Sinnes enthalten, aber nicht dessen Inhalt.“ (T 3.13) Würde der Satz die von ihm abgebildete Tatsache in sich beinhalten, dann wäre er mit ihr identisch, und nicht ihr Bild. Dagegen muss das Abgebildete nicht einmal wirklich existieren, denn, wie wir wissen, was der Satz „probe-weise“ (T 4.031) darstellt, ist ein möglicher Sachverhalt. Dieser kann bestehen oder nicht bestehen. Dass der Satz Farbe bekennt, gehört zu seinem Wesen. Sei es in die eine oder in die andere Richtung, der Satz trifft immer eine Entscheidung – der Satz hat Sinn. Welchen Sinn der Satz allerdings hat, das sagt er nicht, er zeigt es (T 4.022).

„Sagen“ und „Zeigen“ sind zwei Schlüsselbegriffe der Philosophie des *Tractatus*. Um zu erfahren, was mit ihnen gemeint ist, wenden wir uns einem weiteren Beispielsatz zu: „Bär frisst Schaf.“ Wer Deutsch beherrscht, hat keine Mühe, diesen Satz zu verstehen. Darin tauchen drei Wörter auf, deren Gebrauch, d.i., Bedeutung und Grammatik, er allesamt kennt, und zwar in der gegebenen Reihenfolge. Das reicht, um den Aussagegehalt des Satzes unzweideutig zu bestimmen. Die Sprachkompetenz ist insofern unabdingbar als der Satz zwar das sagt, was er sagt, aber ohne zu sagen, dass er es sagt. Grundsätzlich kann kein Satz etwas über sich selber sagen, „weil das Satzzeichen nicht in sich selbst enthalten sein kann“ (T 3.332). Das ist auch nicht nötig, den demjenigen, der den Satz versteht, offenbart – „zeigt“ – er, dass er dies sagt. Der Satz, möchte ich sagen, schweigt über seinen Sinn. Er legt sich fest, ohne die Richtung seiner Festlegung selber zu thematisieren. Einem Sprecher des Deutschen ist sie jedoch evident. Wittgenstein fasst das so zusammen: „Der Satz *zeigt*, wie es sich verhält, *wenn* er wahr ist. Und er *sagt*, *daß* es sich so verhält.“ (T 4.022)

Darin tritt ein fundamentales Charakteristikum der Sprache zum Vorschein: Sie ist wesentlich fremdbezogen. Die Sätze unserer Sprache

sprechen nie über sich selbst, sondern haben als einziges Thema, sofern sie sinnvolle Sätze sind, das Bestehen und Nichtbestehen von Sachverhalten. In der Sprache fallen Sinnhaftigkeit und Bildhaftigkeit zusammen. Auch nichtsprachliche Bilder sind stets fremdgerichtet. Darum kündigt sich die terminologische Unterscheidung zwischen „sagen“ und „zeigen“ schon in der Sektion des *Tractatus* an, wo Wittgenstein sich mit Bildern im Allgemeinen befasst. In 2.172 heißt es: „Seine Form der Abbildung aber kann das Bild nicht abbilden; es weist sie auf.“ Wir können beispielsweise ein naturalistisches Gemälde als eine Tatsache beschreiben. Wir können sagen, welche Dinge in welcher Relation darauf abgebildet sind, und, falls wir das Original kennen, können wir das Gemälde auf seine Richtigkeit hin überprüfen. Wir können uns sogar über seine Form der Darstellung (Perspektive, Farbengrenze, usw.) auslassen. Das Gemälde kann das alles nicht. Seine Form der Darstellung ist der Standpunkt, aus dem heraus das Gemälde etwas richtig oder falsch abbildet (T 2.173). Um seine Form der Abbildung abzubilden, müsste es sich aber außerhalb dieser stellen können, was Wittgenstein entschieden leugnet (T 2.174).

Ähnliches gilt für die Sprache. „Der Satz kann die gesamte Wirklichkeit darstellen, aber er kann nicht das darstellen, was er mit der Wirklichkeit gemein haben muß, um sie darstellen zu können – die logische Form. / Um die logische Form darstellen zu können, müßten wir uns mit dem Satze außerhalb der Logik aufstellen können, das heißt außerhalb der Welt.“ (T 4.12) Und die darauf folgende Bemerkung präzisiert: „Der Satz kann die logische Form nicht darstellen, sie spiegelt sich in ihm. ... Der Satz *zeigt* die logische Form der Wirklichkeit. Er weist sie auf.“ (T 4.121) „Sagen“ und „Zeigen“ schließen sich gegenseitig aus. „Was *sich* in der Sprache ausdrückt, können *wir* nicht durch sie ausdrücken.“ (ebd.) Die beiden Begriffe sind jedoch komplementär. Einerseits kann der Satz nur aufgrund seiner logischen Form, die er zeigt, das sagen, was er sagt; andererseits gibt die im Satz realisierte Aussage die Materie ab, an der sich jegliche Form erst zeigen kann. Insofern ist das „Zeigen“, von dem hier die Rede ist, deutlich zu unterscheiden vom „Zeigen“, das am Ende des Buches thematisiert wird: „Es gibt allerdings Unaussprechliches. Dies *zeigt* sich, es ist das Mystische.“ (T 6.522) Denn Letzteres setzt gerade dort an, wo die Abbildfähigkeit der Sprache aufhört. Das Zeigen des Mystischen verlangt nicht

nach der Sprache, sondern nach dem Schweigen (T 7). Insgesamt können wir im *Tractatus* mindestens vier Arten des Zeigens unterscheiden. Außer dem 1. Zeigen des Mystischen, dem 2. Zeigen der logischen Form (sowohl des Satzes als auch der Wirklichkeit), dem 3. Zeigen des Satzsinnnes, spricht Wittgenstein in 3.262 noch vom 4. Zeigen dessen, was die Zeichen nicht ausdrücken. „Was in den Zeichen nicht zum Ausdruck kommt, das zeigt ihre Anwendung. Was die Zeichen verschlucken, das spricht ihre Anwendung aus.“ (ebd.)

8. Das Symbol am Zeichen

Gerade diesem „Zeigen“ an der Anwendung der Zeichen wird häufig von Seiten der Interpreten keine Beachtung geschenkt.¹⁵ Dabei weist Wittgenstein hier sanft auf einen weiteren, relevanten Aspekt seiner Bildtheorie der Sprache hin. Es wurde oben dargelegt, dass der Sinn des Satzes durch die Wörter, die darin vorkommen, und dadurch, dass sie so angeordnet sind, vollständig determiniert wird. Nun sehen wir, dass auch der Satz als Ganzes Aufschluss gibt über die Art und Weise, wie seine Namen bezeichnen. Der Name kann es nicht tun. Der Name arbeitet sozusagen im Stillen. Wir müssen aber wissen, welche Rolle er spielt. Dazu schauen wir auf seine Anwendung im Kontext des gesamten Satzes. Aus diesem Grund heißt es in 3.3: „nur im Zusammenhange des Satzes hat ein Name Bedeutung.“ Der Miniaturwagen steht auch nur in Verbindung mit anderen Miniaturwagen für ein in einen Unfall verwickeltes Auto. Betrachten wir folgendes Beispiel: „Grün ist grün.“ Die beiden Ausdrücke links und rechts von „ist“ scheinen identisch zu sein. Eine aufmerksame Beobachtung ihrer Verwendung in diesem konkreten Satz legt jedoch offen, dass das erste „Grün“ ein Personennamen, das zweite ein Eigenschaftswort ist. Obwohl sie äußerlich gleich aussehen, gehören sie verschiedenen syntaktischen Kategorien an, und funktionieren überhaupt auf sehr unterschiedliche Weise. Wittgenstein hebt diesen Unterschied hervor, indem er sagt, diese Wörter haben nicht nur verschiedene Bedeutung, sondern seien verschiedene Symbole (T 3.323). Man muss folglich das Zeichen, welches

¹⁵ Für einen summarischen historischen Überblick vgl. Majetschak 2000, 63 f. Anm. 37.

zuvor als „das sinnlich Wahrnehmbare am Symbol“ definiert worden war (T 3.32), vom Symbol selbst sehr sorgfältig trennen. Das ist um so wichtiger, als „die fundamentalsten Verwechslungen (deren die ganze Philosophie voll ist)“ (T 3.324), gerade dadurch entstehen, dass in der Alltagssprache zwei oder mehrere Symbole sich hinter dem selben Zeichen verstecken können (T 3.321). Doch wie soll das zu schaffen sein, wenn das Symbol unter der Oberfläche des Zeichens verschwindet? Auf diese Frage antwortet Wittgenstein in 3.326: „Um das Symbol am Zeichen zu erkennen, muß man auf den sinnvollen Gebrauch achten.“ Wir müssen, mit anderen Worten, am Satz prüfen, welche der grammatischen Möglichkeiten der Benutzung des Zeichens konkret realisiert wird. Diese Lektüre bestätigt die nächste Bemerkung: „Das Zeichen bestimmt erst mit seiner logisch-syntaktischen Verwendung zusammen eine logische Form.“ (T 3.327)

Im Hinblick auf den Bildcharakter des Satzes bringt das eine unerwartete Wende. Früher erschien der Name als das Primäre. Und in der Tat enthält der *Tractatus* Bemerkungen, die diesen Eindruck unmissverständlich zu bestätigen scheinen. „Den Satz fasse ich – wie Frege und Russell – als Funktion der in ihm enthaltenen Ausdrücke auf.“ (T 3.318) Nun offenbart sich, dass der Satz, der bereits eine Form bestimmt, den Rahmen markiert, innerhalb dessen die Namen die Möglichkeit ihres Vorkommens haben. „Der Ausdruck setzt die Formen aller Sätze voraus, in welchen er vorkommen kann.“ (T 3.311) Diese beiden Perspektiven sind freilich nicht unvereinbar. In einem Satz der Form „ xRy “, zum Beispiel, können „ x “ und „ y “ durch Namen der Klasse „ a “, „ b “, „ c “, „ d “ und „ e “ ersetzt werden, nicht aber durch Namen der Klasse „ P “, „ Q “, „ R “. Soweit schränkt die Form des Satzes die Möglichkeiten der Ersetzung der Variablen „ x “ und „ y “ durch Namen ein. Endgültig bestimmt ist der Sinn des Satzes erst in dem Moment, wo eine der zugelassenen Ersetzungsmöglichkeiten tatsächlich realisiert wird. Nichtsdestoweniger stellt die Konstatierung, dass der gesamte Satz und seine Teile sich in einer gegenseitigen Abhängigkeit befinden, eine erneute Konzession an die Eigenart der Sprache dar. Nicht, dass bei einem Gemälde oder einem Klangbild eine gewisse Abhängigkeit zwischen dem Ganzen und den Teilen nicht gegeben wäre. Eine Syntax der Farben oder der Töne gibt es in diesen Fällen jedoch nicht. Der naturalistische Maler darf an jeder Stelle seines Bildes die Farbe verwenden, die er

Kapitel 1

will, ohne dass das Ganze gleich unsinnig wird. Es wird lediglich, wenn die Farbverteilung fehlerhaft ist, ein schlechtes Bild werden, d.i., eins, das den Sachverhalt falsch abbildet.

9. Logische Konstanten

Eine noch tiefgreifendere Konzession an die Besonderheit der Sprache macht Wittgenstein im Bezug auf die logischen Konstanten. „Mein Grundgedanke ist,“ sagt er in 4.0312, „daß die ‚logischen Konstanten‘ nicht vertreten.“ Demnach tauchen in unseren Sätzen Wörter auf („nicht“, „und“, „oder“, usw.), die in den Tatsachen keine Entsprechung haben, d.h., weder für einen Gegenstand, noch für ein Attribut, noch für eine Relation stehen. Ich will das anhand eines weiteren Beispiels darlegen: „Epikur weilt im Garten.“ Dieser Satz ist das Bild eines möglichen Sachverhaltes. Als solches hängt er mit dem Sachverhalt wesentlich zusammen (vgl. T 4.03). Insofern der Satz einen Sinn hat, ist er jedoch von dem Sachverhalt völlig unabhängig, denn wir verstehen ihn ohne zu wissen, ob der Sachverhalt besteht oder nicht besteht. Da er dies behauptet, wissen wir, dass, falls er wahr ist, Epikur sich in einer bestimmten Beziehung zum Garten befindet: er weilt darin.

Was passiert aber, wenn der Satz, anstatt das zu behaupten, es verneint? Hier könnte die Grammatik unserer Sprache uns zunächst in die Irre führen. Man könnte denken, dass Epikur sich in einer anderen Beziehung zu seinem Garten befände, nämlich in der des nicht-darin-Weilens. Dass das irrig ist, zeigt folgende Überlegung: Wäre „nicht im Garten weilen“ eine richtige Beziehung, dann würde der Satz „Epikur weilt nicht im Garten“ die Form ‚aRb‘ aufweisen. Dann müsste „a“ im Sachverhalt Epikur entsprechen, „b“ dem Garten und „R“ der Relation „... weilt nicht in ...“. Da aber Epikur überall sein kann, wenn er nicht im Garten weilt, enthielte der Satz einen Namen, dem in der Wirklichkeit auch etwas entspräche, das wir aber nicht würden orten können. Die Verwirrung verschwindet, wenn wir statt „Epikur weilt nicht im Garten“ schreiben: „Es ist nicht der Fall, dass Epikur im Garten weilt.“ Diese Schreibweise macht deutlich, dass die Negation keine andersartige Relation einführt, sondern den gesamten Sinn des Satzes ins Gegenteil verkehrt. Das wird

noch verständlicher, wenn wir den Satz „Epikur weilt im Garten“ durch ein visuelles Bild ersetzen.¹⁶ Dann wäre seine Negation natürlich nicht dasselbe Bild ohne Epikur, sondern der Hinweis, dass das, was das Bild darstellt, nicht der Fall ist. Daher schreibt Wittgenstein: „Die Sätze ‚p‘ und ‚~p‘ haben entgegengesetzten Sinn, aber es entspricht ihnen eine und dieselbe Wirklichkeit.“ (T 4.0621) Dass die Negation nichts bezeichnet, tritt ebenfalls offen zutage, wenn man bedenkt, dass ‚p‘ und ‚~~p‘ sinngleich sind (ebd.). Die Negation, möchte ich sagen, ist nicht sinnkonstitutiv, sie ist sinnverändernd. Oder erneut in den Worten Wittgensteins: „Die Verneinung bezieht sich schon auf den logischen Ort, den der verneinte Satz bestimmt. /Der verneinende Satz bestimmt einen *anderen* logischen Ort als der verneinte. ... Daß man den verneinten Satz wieder verneinen kann, zeigt schon, daß das, was verneint wird, schon ein Satz und nicht erst die Vorbereitung zu einem Satze ist.“ (T 4.0641)

Nun ist folgendes zu berücksichtigen: Bislang galt unsere Aufmerksamkeit ausschließlich einfachen Sätzen, welche atomare Tatsachen abbildeten. Meistens aber interessieren wir uns wenig für isolierte Fakten. Dass Abaelard Heloisa liebt, ist erst dann spannend, wenn bekannt wird, ob Heloisa ihn auch liebt oder nicht. Verschiedene einfache Sätze werden in Zusammenhang gebracht, und komplexe Sätze entstehen, die Komplexes beschreiben. Auch komplexe Sätze haben einen bipolaren Sinn, d.h., sie können die Tatsachen richtig oder falsch beschreiben. Ihre Wahrheit bzw. Falschheit hängt von der Wahrheit oder Falschheit der sie konstituierenden Sätze ab. „Der Satz“, sagt Wittgenstein, und meint damit den komplexen Satz, „ist eine Wahrheitsfunktion der Elementarsätze.“ (T 5) Ebenfalls ausschlaggebend ist die Art der Verbindung der Elementarsätze im komplexen Satz. Die Sätze „Abaelard liebt Heloisa“ und „Heloisa liebt Abaelard“ können jeweils wahr oder falsch sein. Zusammen können beide wahr und beide falsch sein, oder der erste kann wahr und der zweite falsch sein, und umgekehrt. Wittgenstein stellt das mittels seiner in der Logik inzwischen geläufigen Wahrheitstabellen dar. Darin repräsentieren die Buchstaben „p“ und „q“ die verschiedenen einfachen Sätze, „W“ und „F“ stehen hingegen für deren mögliche Wahrheitswerte.

¹⁶ Vgl. Mounce 1981, 38.

Kapitel 1

p	q
W	W
W	F
F	W
F	F

Betrachten wir nun den komplexen Satz „Abaelard liebt Heloisa und Heloisa liebt Abaelard“. Der Wahrheitswert dieses Satzes als Ganzen wird durch die Art der Verbindung seiner Teile, in diesem Fall die Konjunktion, mit beeinflusst. Der Satz ist wahr, wenn beide einfachen Sätze wahr sind, falsch in allen übrigen Fällen. Die Disjunktion „Abaelard liebt Heloisa oder Heloisa liebt Abaelard“ ist hingegen falsch, wenn beide einfachen Sätze falsch sind, ansonsten ist er wahr.

p	q	p & q
W	W	W
W	F	F
F	W	F
F	F	F

p	q	p v q
W	W	W
W	F	W
F	W	W
F	F	F

Hier stehen die Buchstaben in der dritten Spalte für die möglichen Wahrheitswerte des gesamten Satzes. Ein aufmerksamer Blick auf diese Spalte lohnt sich, denn, wie in 5.101 zu lesen ist, lassen sich die komplexen Sätze durch ein Schema folgender Art ersetzen: „p und q“ durch (W F F F)(p,q), „p oder q“ durch (W W W F)(p,q). Diese Schreibweise hat den Vorzug, uns die Leistung der logischen Konstanten im wahrsten Sinne des Wortes vor Augen zu führen. Wie schon bei der Negation, bezeichnen sie gar nichts. „Es ist klar, daß dem Komplex der Zeichen ‚F‘ und ‚W‘ kein Gegenstand (oder Komplex von Gegenständen) entspricht; so wenig, wie den horizontalen und vertikalen Strichen oder den Klammern“ (T 4.441) Die Rolle der logischen Konstanten erschöpft sich darin, die Wahrheitsmöglichkeiten der (komplexen) Sätze festzulegen. Einen weiteren Beleg dafür liefert ihre gegenseitige Ersetzbarkeit oder die Möglichkeit, die bei der Anwendung des Sheffer-Striches zum Ausdruck kommt, in der logischen Notation die Konstanten auf eine einzige zu reduzieren. Wir haben oben bereits konstatiert, dass das Vorkommen der Verneinung in einem Satz für sich allein den Sinn des Satzes noch lange nicht charakterisiert, weil „p“ und „p“ sinnidentisch sind. Jetzt wollen wir folgende logische Operationen vergleichen: a) $(p \vee q) \cdot \sim p \vdash q$; b) $\sim(\sim p \cdot \sim q) \cdot \sim p \vdash q$. Der Satz „(p v q)“ – „p oder q“ – in a) ist dem Satz „ $\sim(\sim p \cdot \sim q)$ “ – „nicht weder p noch q“ – in b) äquivalent. Beide sind ohne Sinnveränderung gegenseitig austauschbar. Die Schreibweise in den beiden Operationen verhüllt diese Tatsache. Die Benutzung des Sheffer-Striches macht sie hingegen deutlich. Genau das führt Wittgenstein in 5.1311 vor. Doch ich will dieses Thema

Kapitel 1

hier nicht weiter vertiefen, denn über die Wahrheitsmöglichkeiten der komplexen Sätze bleibt noch einiges zu sagen.

10. Tautologie und Kontradiktion

In 4.46 stoßen wir auf eine eminent wichtige Bemerkung:

Unter den möglichen Gruppen von Wahrheitsbedingungen gibt es zwei extreme Fälle.

In dem einen Fall ist der Satz für sämtliche Wahrheitsmöglichkeiten der Elementarsätze wahr. Wir sagen, die Wahrheitsbedingungen sind tautologisch.

Im zweiten Fall ist der Satz für sämtliche Wahrheitsmöglichkeiten falsch: Die Wahrheitsbedingungen sind kontradiktorisch.

Im ersten Fall nennen wir den Satz eine Tautologie, im zweiten Fall eine Kontradiktion.

Stellen wir uns vor, der Wetterbericht für morgen würde lauten: „Entweder regnet es oder es regnet nicht.“ Das wäre wahrlich wenig informativ. Das Problem liegt nicht darin, dass der Satz nicht wahr wäre, sondern gerade darin, dass er unter allen Umständen wahr ist. Solch ein tautologischer Satz ist so zu schreiben: $(W W W W)(p,q)$. Gegenteiliges gilt für die Kontradiktion: $(F F F F)(p,q)$. Derartige Sätze sagen nicht, wie sich die Dinge verhalten. Darum sind sie keine Bilder der Wirklichkeit (T 4.462). Wir können die Tautologie und die Kontradiktion gar nicht mit der Wirklichkeit vergleichen, weil die „Bedingungen der Übereinstimmung mit der Welt“ einander aufheben (ebd.). Tautologie und Kontradiktion sind wie Pfeile, die in zwei entgegengesetzte Richtungen weisen, sprich: sie sind sinnlos (T 4.461). Hier ist jedoch Vorsicht geboten. Die Behauptung, Tautologie und Kontradiktion seien sinnlos, bedeutet nicht – das betont Wittgenstein ausdrücklich (T 4.4611) – dass sie unsinnig seien. Sie sind natürlich nicht mit kopflosem Gekritzel auf dem Papier auf dieselbe Stufe zu setzen. Sie sind „Grenzfälle der Zeichenverbindung“ (T 4.466), aber gerade als solche von enormer Bedeutung. Dafür, dass sie nichts über die Welt sagen, zeigen sie die logische Struktur der Zeichen, aus denen sie bestehen. „Es regnet oder es regnet nicht“ $(p \vee \sim p)$ zeigt, dass „ p “ und „ $\sim p$ “ widersprüchlich sind. Dieser Satz entspricht dem Satz des ausgeschlossenen

Dritten, der in der traditionellen Logik als eines der drei fundamentalen Denkgesetze aufgefasst wurde. Der *Tractatus* bestreitet die Existenz derartiger Denkgesetze. Dass die Tautologien in der Logik eine besondere Rolle spielen, stellt Wittgenstein jedoch nicht in Frage, im Gegenteil, er ist überzeugt, dass alle Sätze der Logik Tautologien sind (T 6.1).

Frege und Russell, denen Wittgenstein, wie er selber im Vorwort ausdrücklich betont, einen großen Teil der Anregungen zu seinem Werk verdankt, hatten in ihren logischen Systemen auf eine gewisse Anzahl von solchen Denkgesetzen, oder „logischen Wahrheiten“, nicht verzichten können. Ihre Systeme waren, ähnlich wie in der Geometrie, hierarchisch gebaut. Sie hatten geglaubt, aus einer Handvoll Axiome unzählige weitere logische Wahrheiten deduzieren zu können. Nehmen wir als Beispiel diese Schlussfolgerung: „Entweder war Avicenna ein Araber oder er war ein Perser; aber es ist nicht der Fall, dass Avicenna ein Araber war; also: Avicenna war ein Perser.“ Dieser Schluss ist deshalb gültig, weil er eine fundamentale logische Wahrheit – $(p \vee q) \cdot \sim p \vdash q$ – exemplifiziert. Fasst man diese logische Wahrheit als Regel der Deduktion auf, so ist es möglich, mittels ihrer andere wahre Sätze zu gewinnen. Allerdings kranken diese Systeme an einer Schwierigkeit: Was garantiert die Wahrheit der gewählten Axiome? Das Bemühen der Evidenz dieser Axiome ist eine recht unbefriedigende Lösung. Außerdem, selbst wenn die bevorzugten logischen Wahrheiten nicht zur Diskussion stehen, wie soll ihre Vorrangstellung begründet werden?

Diese und verwandte Fragen haben Wittgenstein dazu bewogen, einen ganz anderen Weg einzuschlagen. Den Schlüssel für seinen Ansatz liefert die Bemerkung 5.11: „Sind die Wahrheitsgründe, die einer Anzahl von Sätzen gemeinsam sind, sämtlich auch Wahrheitsgründe eines bestimmten Satzes, so sagen wir, die Wahrheit dieses Satzes folge aus der Wahrheit jener Sätze.“ Das bedeutet, dass die Begründung der Gültigkeit der logischen Schlüsse nicht in irgendwelchen Denkgesetzen zu suchen ist, sondern allein in der internen Struktur der Sätze, die darin vorkommen. Angenommen, wir verbinden die Elementarsätze „p“, „q“ und „r“ durch zwei Konjunktionen zum Satz „p . q . r“. Ist ihre Konjunktion wahr, dann ist die Disjunktion „p v q v r“ oder die Subjunktionen „(p . q) → r“ und „(p v q) → r“ usw. auch wahr. Warum es so ist, bedarf keiner besonders aus-

Kapitel 1

gefuchsten Erklärung, sondern ersehen wir – es zeigt sich – aus den Zeichen selbst. Wittgenstein drückt das so aus:

Folgt p aus q, so kann ich von q auf p schließen; p aus q folgern.

Die Art des Schlusses ist allein aus den beiden Sätzen zu entnehmen.

Nur sie selbst können den Schluß rechtfertigen.

„Schlussgesetze“, welche – wie bei Frege und Russell – die Schlüsse rechtfertigen sollen, sind sinnlos, und wären überflüssig. (T 5.132; vgl. auch 5.13 und 5.131)

Hier ist es wichtig, sich von Wittgensteins Schreibweise nicht verwirren zu lassen. Die Buchstaben „p“ und „q“ stehen, im Gegensatz zu den soeben gegebenen Beispielen, für komplexe Sätze. Ein Elementarsatz hat keine Wahrheitsgründe mit einem anderen Elementarsatz gemein, und deshalb kann aus ihm nichts geschlossen werden. „Auf keine Weise“, lesen wir in 5.135, „kann aus dem Bestehen irgendeiner Sachlage auf das Bestehen einer von ihr gänzlich verschiedenen Sachlage geschlossen werden.“ Das ist in den Naturwissenschaften wohl möglich. Gegeben ein bestimmtes Naturgesetz, kann man von einem Ereignis A auf ein Ereignis B schließen, und somit Erkenntnis über die Welt gewinnen. Dabei handelt es sich jedoch um empirische Schlüsse, die mit den Schlüssen in der Logik nichts zu tun haben. In der Logik – das sei noch einmal gesagt – gibt es keine Gesetze. „Die Logik muss für sich selber sorgen.“ (T 5.473) Alle ihre Sätze sind gleichberechtigt und stehen auf demselben Niveau. Zudem sagen sie nichts über die Welt. Sie sind allesamt Tautologien, die nur das explizieren, was in den Sätzen, aus welchen sie abgeleitet wurden, bereits enthalten ist.

11. Unscharfe Bilder

Es mag zunächst so ausgesehen haben, als würde uns dieser Exkurs über die Logik ein wenig von unserem Thema ablenken. Doch er brachte entscheidende Erkenntnisse für das Verständnis der Bildtheorie der Sprache des *Tractatus*. Gleichzeitig dürfte es noch klarer geworden sein, dass sich Wittgenstein bei fortschreitender Erörterung der Theorie immer weiter von seinem ursprünglichen Paradigma entfernt. Der Satz „es regnet oder es regnet nicht“ – haben wir festgestellt – ist kein Bild der Wirklichkeit. Das

liegt daran, dass er keinen möglichen Sachverhalt darstellt, sondern sozusagen alles offen lässt. Eine andere Bewandnis hat es mit dem Satz „morgen regnet es oder schneit es“. Wer das weiß, weiß wirklich etwas. Gewiss weiß er nicht, welches von beiden letztendlich der Fall sein wird, aber er kann sicher sein, wenn der Satz wahr ist, dass eine dieser Möglichkeiten eintreten wird. Dieser Satz ist also ein Bild der Wirklichkeit. Ohne Zweifel, verglichen mit dem räumlichen Paradigma (z.B. das Unfallmodell im Gerichtssaal) ist die Disjunktion jener zwei Sätze ein – wenn ich mich so ausdrücken darf – sehr unscharfes Bild. Genau genommen präsentiert der Satz zwei verschiedene Bilder der Wirklichkeit, und zwar so, dass, wenn er mit den Fakten übereinstimmt, mindestens eines der Bilder wahr ist. Betrachten wir den Satz als Ganzes, dann besteht seine Bildlichkeit darin, dass er die Wirklichkeit hinsichtlich zweier möglicher Sachverhalte auf die Wahrheitswerte der dritten Spalte seiner Wahrheitstabelle festnagelt.

An diesem Punkt können wir beobachten, wie wunderbar die verschiedenen Thesen des *Tractatus* sich zu einem einheitlichen Ganzen zusammenfügen lassen. Der komplexe Satz ist aufgrund seiner Teile, der einfachen Sätze, deren Funktion er ist, ein Bild der Wirklichkeit. Die einfachen Sätze bilden, dank der (mehr oder weniger) direkten Isomorphie-Beziehung zu den Tatsachen, ab. Der komplexe Satz stellt sich eine Stufe höher. Seine Bildlichkeit hat viel deutlicher einen logisch-mathematischen Charakter. Um das zu illustrieren, greife ich auf ein Beispiel zurück, von dem der späte Wittgenstein einen regen Gebrauch machen wird, das aber, wie Anthony Kenny zeigt¹⁷, sich auch sehr gut dazu eignet, manche Aspekte der Philosophie des *Tractatus* zu erläutern. Man kann eine Stellung auf dem Schachbrett durch die Angabe der Figuren sowie der Felder, auf denen sie stehen, vollständig beschreiben. Einfache Sätze, welche aus einem Namen für eine Schachfigur und einem Namen für ein Feld bestehen, übernehmen die Angabe der Position der einzelnen Figuren, zum Beispiel: 1. weißer König e5 (p), 2. weißer Bauer e4 (q), 3. schwarzer König e7 (r). Jeder dieser einfachen Sätze ist das Bild einer Tatsache. Ihre Konjunktion ist das Bild einer gesamten Schach-Wirklichkeit. Die Konjunktion ist wahr, wenn alle ihre drei Glieder wahr sind, und falsch, sobald eines von ihnen

¹⁷ Kenny 1974, 92-94.

Kapitel 1

falsch ist. Das ist die Forderung, die sie an die Wirklichkeit stellt: Wenn sie wahr ist, dann verhält sich alles so, wie sie sagt. Jetzt schauen wir uns die Subjunktion $(p \cdot q) \rightarrow r$ an! Diese ist nur dann falsch, wenn $(p \cdot q)$ wahr ist und r falsch. Als Bild ist die Subjunktion in einem gewissen Sinn also viel „toleranter“. Derjenige, der sie versteht, täte besser daran, kein Geld darauf zu wetten, dass die genannten Figuren tatsächlich auf den angegebenen Feldern stehen, weil er nur weiß, dass, wenn der Satz wahr ist, der schwarze König auf e7 stehen muss, falls die Position der weißen Figuren stimmt. Die Subjunktion ist aber insofern ein absolut exaktes Bild, als ihre Wahrheitsmöglichkeiten sich aus der Satzform selbst – ohne unser Zutun – mit Notwendigkeit ergeben. Es gilt für die komplexen Sätze, was bereits oben über die einfachen gesagt wurde, nämlich, dass sie einem nicht erst erklärt werden müssen, damit man weiß, auf welche Weise sie die Wirklichkeit bestimmen. Zusammengefasst, obwohl der Bildbegriff des *Tractatus* durch die Einführung der komplexen Sätze eine weitere Justierung hat erfahren müssen, hat sich an der Projektivität und Automatizität der Abbildungsbeziehung nicht das Geringste geändert.

12. Realismus und Idealismus

Nun ist der Augenblick gekommen, in dem wir uns einem Problem stellen müssen, das bereits einige prominente Interpreten des *Tractatus* intensiv beschäftigt hat: Ist die Bildtheorie des *Tractatus* mit einem erkenntnistheoretischen Realismus, oder gar naiven Realismus verbunden? Vieles scheint dafür zu sprechen. „Die Angabe aller wahren Elementarsätze“, heißt es in 4.26, „beschreibt die Welt vollständig.“ Die nächstliegende Paraphrase dieser Bemerkung ist gewiss folgende: Die aktuelle Welt ist durch eine ganz präzise Anzahl von Tatsachen – nicht mehr und nicht weniger – bestimmt; diesen Tatsachen entsprechen ebenso viele wahre Sätze; werden alle diese Sätze angegeben, so bleibt nichts mehr zu sagen. Was in der Welt der Fall ist, ist schließlich von unserem Willen unabhängig (vgl. T 6.373), und wir müssen es lediglich zur Kenntnis nehmen. Wir dürfen weder Beliebiges erfinden noch vor den Fakten die Augen verschließen. Eine ähnliche Lektüre bietet sich für all jene Bemerkungen an, in denen die Isomorphie-Theorie erörtert wird. Auch dort gewinnt man

systematisch den Eindruck, dass es sich bei Wirklichkeit und Sprache um zwei getrennte Bereiche handelt, die wie durch ein Wunder – einige Interpreten sprechen sogar von prästablierter Harmonie¹⁸ – formidentisch sind. Dieser Eindruck wird schließlich noch verstärkt durch die in 2.022-2.023 eingeführte Vorstellung, dass die Welt eine „feste Form“ besitzt, die unverändert bleibt, unabhängig davon, was der Fall ist. So ist es nicht erstaunlich, dass einige Interpreten tatsächlich die These vertreten haben, die Welt und die Gegenstände des *Tractatus* seien realistisch zu verstehen. Vor allem Norman Malcolm hat sich für diese Deutung stark gemacht.¹⁹ Dagegen erhob jedoch eine Schar von Spezialisten ihre Stimme. Besonders einflussreich waren die Arbeiten von Hide Ishiguro²⁰, Brian McGuinness²¹ und Peter Winch.²² Malcolm ist sich bewusst, dass seine Position höchst umstritten ist, lässt sich aber nicht davon abhalten, seinen Punkt in aller Deutlichkeit vorzutragen:

Here I will make a remark that some students of the *Tractatus* will find objectionable. The remark is that the form of the world, as conceived of in the *Tractatus*, is not dependent on *language* or on *thinking*. I mean that the form of the world is not a creation of language or thinking, but indeed is *presupposed* by language and thinking. (S. 2-3)

In unserer Skizze der Ontologie des *Tractatus* hoben wir hervor, dass die Gegenstände eine Form haben. Damit war gemeint, dass in den Gegenständen a priori vorgezeichnet ist, in welchen möglichen Sachverhalten sie vorkommen können. Nehmen wir nun alle Gegenstände zusammen, so wissen wir, welche Sachverhalte überhaupt möglich sind. Damit hat auch die Welt eine Form. Diese ist mit der Gesamtheit der tatsächlich in der Welt vorhandenen Gegenstände gegeben, und zwar ein für alle Mal. Die Sprache – so Malcolms Argumentation – kann dem durch die Form aller Gegen-

¹⁸ Hacker 1997, 249, 271.

¹⁹ Malcolm 1986.

²⁰ Ishiguro, Hide: „Use and reference of names“, in: P. Winch (ed.), London, 1969; dt., „Namen. Gebrauch und Bezugnahme“, in: Schulte (Hg.) 1989, 96-135.

²¹ McGuinness, Brian: „Der so genannte Realismus in Wittgensteins *Tractatus*“, in: Haller (Hg.), 1981, 23-34.

²² Winch 1992, Kap. 1.

Kapitel 1

stände begrenzten Raum von Möglichkeiten nichts hinzufügen, sondern wird selbst dadurch begrenzt. Schließlich beruht die Möglichkeit des Satzes – und die Sprache ist im *Tractatus* nichts anderes als die Gesamtheit der Sätze (T 4.001) –, „auf dem Prinzip der Vertretung von Gegenständen durch Zeichen“ (T 4.0312), welche die Natur des von ihnen Vertretenen in den Satz mit übernehmen.

The sign, a 'name', will have all the powers that the object has for which it deputizes. But the powers of a name will be exercised in the medium of language, not in the medium of reality. The possibilities that an object has of combining with other objects are duplicated by the possibilities that its name has of combining with other names in elementary sentences. (S. 3-4)

Malcolms realistische Deutung des *Tractatus* hängt mit seiner These zusammen, dass Wittgenstein darin eine deterministische Auffassung von Grammatik vertritt, die er später zugunsten der Idee verwirft, dass die Grammatik unserer Sprache willkürlich ist (siehe S. 16 ff.). Ich werde später diesen äußerst wichtigen Punkt ausführlich besprechen, und werde dabei für eine andere Interpretation plädieren. Jetzt will ich folgendes sagen: Jedes Mal, wenn ein Philosoph darauf pocht, dass die Gegenstände der Welt früher und unabhängig von der Sprache sind, macht er seinen potenziellen Kritikern das Leben sehr schwer. Denn wer möchte das schon leugnen? Die Behauptung, dass darüber, was es in Wirklichkeit gibt, erst in der Sprache entschieden wird, klingt nicht nur absurd, sondern sie ist es auch. Und doch zeigt schon eine kurze Reflektion, dass die Beziehung zwischen Sprache und Wirklichkeit weitaus verwickelter ist als es der Common-Sense zunächst erwarten lässt.

Stellen wir uns vor, der Satz „Ein Huhn kämpft mit einer Ente“ wäre die richtige sprachliche Wiedergabe eines bestimmten visuellen Bildes. Würde jemand das Bild mit dem Satz „Eine Giraffe kämpft mit einer Robbe“ beschreiben, so wäre das schlicht und ergreifend falsch. Nun bringen wir dasselbe Bild in ein Land, dessen Einwohner Enten bloß für eine Abart von Hühnern halten. Dort wäre die richtige Beschreibung jenes Bildes „Zwei Hühner kämpfen miteinander“. Wäre unsere Beschreibung bei ihnen also unzutreffend? Natürlich nicht. Da sie das Wort „Ente“ nicht kennen, wäre „Ein Huhn kämpft mit einer Ente“ gar kein sinnvoller Satz ihrer Sprache. Ein solcher Fall ist auch durch die Behauptung inkorrekt dargestellt, diese

Menschen lebten in einer entenfreien Welt. Der einzige Unterschied zwischen unserer Welt und ihrer besteht darin, dass bei uns der Satz „hKe“ eine (sprachliche) Tatsache ist, bei ihnen hingegen unverständliches Gelalle. Unser Satz lässt sich jedoch ohne Schwierigkeiten durch „hKh“ in ihre Sprache übersetzen. Dass jene Menschen nur eine andere Notation haben als wir, „zeigt“ ihr Umgang mit den beiden Sätzen. Während sie auf „hKe“ mit Ratlosigkeit reagieren würden, müsste „hKh“ als Bildbeschreibung Zustimmung auslösen (vgl. T 3.328).

13. Schwarz-Weiß-Malerei

Wie liegen aber die Dinge im Bezug auf die Hühner- bzw. Entenform? Ob das Wort „Huhn“ die Formen der beiden Vogelarten unterschiedslos übernehmen kann, scheint mir zweifelhafter. Freilich kann man eine Notation durch andere ersetzen, ohne das Gefühl zu haben, dass es gravierende Folgen nach sich zieht. Doch das kann auch zu erheblichen Verschiebungen führen. Die Einführung des neuen Systems kann einen spürbaren Informationsgewinn bzw. Informationsverlust bewirken. Man braucht kein ausgewiesener Feinschmecker zu sein, um zu wissen, dass Entenfleisch viel schmackhafter ist als Hühnerfleisch. In einem Land, wo die Speisekarten dasselbe Wort für beide Vögel verwenden, ist es eine Frage des Glücks, ob einem im Restaurant das schmackhaftere oder das weniger schmackhafte Huhn serviert wird. In der Tat scheint eine solche Sprache nicht so leistungsfähig zu sein wie unsere. Sie vermag nicht so viele Sachverhalte darzustellen wie das Deutsche, und man kommt unweigerlich zum Schluss, dass die Welt der Menschen dieses Landes etwas „ärmer“ ist als unsere. Wir können das veranschaulichen, indem wir den Satz „Auf dem Tisch liegt ein gebratenes Huhn“ „p“ und den Satz „Auf dem Tisch liegt eine gebratene Ente“ „q“ sein lassen. Während unsere Welt die Größe von vier möglichen Sachverhalten (p, ~p, q und ~q) hat, besteht ihre aus nur zwei (p und ~p). In 4.063 gibt Wittgenstein ein weiteres, sehr instruktives Beispiel:

Ein Bild zur Erklärung des Wahrheitsbegriffes: Schwarzer Fleck auf weißem Papier; die Form des Fleckes kann man beschreiben, indem man für jeden Punkt der Fläche angibt, ob er weiß oder schwarz ist. ...

Kapitel 1

Um aber sagen zu können, ein Punkt sei schwarz oder weiß, muß ich vorerst wissen, wann man einen Punkt schwarz und wann man ihn weiß nennt.

Der Schlusssatz ist hier äußerst wichtig. Die genannte Fläche sei ein Schachbrett. Eigentlich ist für das Spiel zweitrangig, ob die Farbe der Felder auf dem Schachbrett tatsächlich weiß bzw. schwarz ist. Es reicht laut dem Regelwerk des Internationalen Schachverbandes vollkommen, dass das Schachbrett farbig derart gestaltet ist, dass die beiden Feldfarbtypen von den Spielern zweifelsfrei unterschieden werden können. Es gibt Schachbretter, deren Felder gelb und rot sind. Trotzdem werden die ersten „weiß“ und die zweiten „schwarz“ genannt. Sagt jemand, das Feld e_4 sei weiß und das Feld d_4 schwarz, so liefert er eine richtige Beschreibung des Brettes, obwohl die reale Farbe jener Felder gelb bzw. rot ist. Die Dinge liegen anders, wenn es darum geht, ein Kunstschachbrett in einer Ausstellung zu beschreiben. Hier wird mit Sicherheit sogar von Bedeutung sein, wie die Farbschattierungen innerhalb der einzelnen Felder verteilt sind. Was in dem einen Fall bloß Verwirrung stiften würde, ist im anderen Fall unerlässlich, um eine angemessene Beschreibung zu gewährleisten. Ein Betrachter, dessen Sprache über zu wenige Farbwörter verfügte, würde die Aufgabe, das Kunstschachbrett zu beschreiben, kaum zu unserer Zufriedenheit bewältigen können. Fast am Ende des *Tractatus* greift Wittgenstein in einer langen Bemerkung sein frühes Beispiel wieder auf, um genau diese Problematik zu erörtern:

Denken wir uns eine weiße Fläche, auf der unregelmäßige schwarze Flecken wären. Wir sagen nun: Was für ein Bild immer hierdurch entsteht, immer kann ich seiner Beschreibung beliebig nahe kommen, indem ich die Fläche mit einem entsprechend feinen quadratischen Netzwerk bedecke und nun von jedem Quadrat sage, daß es weiß oder schwarz ist. Ich werde auf diese Weise die Beschreibung der Fläche auf eine einheitliche Form gebracht haben. Diese Form ist beliebig, denn ich hätte mit dem gleichen Erfolge ein Netz aus dreieckigen oder sechseckigen Maschen verwenden können. Es kann sein, daß die Beschreibung mit Hilfe eines Dreiecks-Netzes einfacher geworden wäre; das heißt, daß wir die Fläche mit einem gröberen Dreiecks-Netz genauer beschreiben könnten als mit einem feineren quadratischen (oder umgekehrt) usw. Den verschiedenen Netzen entsprechen verschiedene Systeme der Weltbeschreibung. (T 6.341)

Kurz, welches „System der Weltbeschreibung“ wir verwenden, ist nicht ganz unabhängig davon, was beschrieben werden soll, denn dieses soll angemessen getroffen werden. Trotzdem sagt Wittgenstein, dass die Wahl des Systems beliebig ist. Das begründet er damit, dass verschiedene Systeme ähnlich erfolgreich zur Beschreibung desselben Fleckenmusters eingesetzt werden können. Man darf also nicht einseitig behaupten – wie Malcolm –, dass die Elemente des Beschreibungssystems (die Namen) die Form der Gegenstände einfach übernehmen. Es ist viel zu naiv, zu denken, dass unabhängig von der Sprache *die und die* Gegenstände in der Welt existieren, sowie dass diese Gegenstände ausschließlich durch Namen mit *der und der* logischen Syntax in unseren Sätzen angemessen vertreten werden können. Selbstverständlich haben die Namen keinen Einfluss auf die Welt. Aber welche Gegenstände es gibt (Farbquadrate oder -dreiecke), und in welcher Verbindung sie miteinander stehen, hängt letztendlich davon ab, mit welchen Namen (mit welcher Masche), die Sprache arbeitet. In diesem Sinn – und nur in diesem Sinn – sind die Gegenstände Korrelate eines gesamten Systems.

Genau dies betonen – meines Erachtens zu Recht – die Befürworter der „idealistischen“ Lesart des Tractatus. Sie verweisen auf Wittgensteins ausdrückliche Inanspruchnahme (in T 3.3) von Freges Kontextprinzip. Dessen Rolle im Tractatus ist zweifellos schwer zu verstehen, wenn die Namen bloße sprachliche Abzüge in sich ruhender Gegenstände wären. Um Misstrauen gegen diese Ansicht zu erwecken, müsste schon die in 4.01 ausgesprochene Warnung reichen: „Der Satz ist ein Modell der Wirklichkeit, so wie wir sie uns denken.“ Winch, der im direkten Dialog mit Malcolm stand, lässt diese Bemerkung unerwähnt. Stattdessen macht er auf den (von mir zu Beginn dieses Kapitels ebenfalls thematisierten) sprachimmanenten Charakter der gesamten Tractatus-Reflektion aufmerksam. Wie die Grenzziehung im Denken innerhalb der Sprache geschehen muss, so wird auch – meint Winch – die Entscheidung, ob ein Name Bedeutung hat, nicht von der kontingenten Feststellung, dass er auf eine nichtsprachliche Entität Bezug nimmt, sondern von etwas Sprachlichem, nämlich seiner Rolle in den Sätzen, abhängen. „Das soll übrigens nicht heißen,“ so Winch weiter, „daß die ‚Gegenstände rein sprachliche Wesenheiten sind‘ – was immer das genau bedeuten würde. Vielmehr ist damit

Kapitel 1

gesagt, daß die Rolle des Wortes ‚Gegenstand‘ dem Tractatus zufolge in seiner logisch-syntaktischen Beziehung zu dem Wort ‚Name‘ liegt.“ (S. 15) Mit anderen Worten, es ist letzten Endes ziemlich gleichgültig, was und wie die realen Gegenstände sind. Wie die Gegenstände des Tractatus auch immer beschaffen sein mögen, wichtig ist allein, dass es sie geben muss, weil das eine sprachlogische Notwendigkeit ist. Gäbe es sie nicht, dann bezögen sich die Wörter in unseren Sätzen auf gar nichts, sie hätten keine Bedeutung, und es wäre völlig unverständlich, was diesen Sätzen ihren Sinn verleiht.

14. Geist und Gegenstand

Spätestens jetzt muss die Bezeichnung „idealistisch“ für diese *Tractatus*-Interpretation zurückgenommen werden. Sie will keineswegs darauf hinaus, dass die Gegenstände nur im Bewusstsein Existenz haben, oder dass sie ihre Gestalt der schöpferischen Kraft unseres Denkens verdanken. Einer der Vorzüge dieser Interpretation ist nämlich nach meinem Dafürhalten, dass sie ermöglicht, die Frage nach der Beziehung zwischen dem Denken und den Gegenständen im *Tractatus* überhaupt auszublenden. Die Autoren, welche den von den Namen bezeichneten Gegenständen ontologische Selbstständigkeit zuerkennen, sind dazu gezwungen, eine Antwort auf die Frage zu finden, wie ihre gegenseitige Verbindung zustande kommt. Was bewirkt, dass ein Name einem bestimmten Gegenstand, anstatt einem anderen, zugeordnet wird? Eine beliebte Lösung dieses Problems ist es, die Zuordnung der Namen zu den Gegenständen auf der Intentionalität verborgener geistiger Akte beruhen zu lassen.²³ Leider verliert Wittgenstein kein Wort über solche Akte. Auch die Möglichkeit, diese Zuordnung mittels einer hinweisenden Geste herzustellen (eine nicht minder beliebte Alternative)²⁴ wird an keiner Stelle des Textes in Betracht gezogen.

Stattdessen lesen wir: „Die Bedeutungen von Urzeichen können durch Erläuterungen erklärt werden. Erläuterungen sind Sätze, welche die Urzeichen enthalten. Sie können also nur verstanden werden, wenn die

²³ Vgl. Pitcher 1967, 110 ff., 215.

²⁴ Zum Beispiel, Pitcher 1967, 47.

Bedeutungen dieser Zeichen bereits bekannt sind.“ (T 3.263) Diese Bemerkung ist in dreierlei Hinsicht aufschlussreich: Erstens versperrt sie die Ausflucht, die darin bestünde, Wittgenstein zu unterstellen, er habe auch dieser (empirischen) Frage kein großes Gewicht beigemessen, und deshalb jene eigentlich naheliegenden Lösungen nicht ausgesprochen, wenn auch nicht ausgeschlossen. Er hat die Bedeutsamkeit des Problems sehr wohl begriffen, allein, zweitens, war offensichtlich für ihn nur eine sprachimmanente Lösung annehmbar. Die Bedeutung unbekannter Namen wird durch Definitionen oder Erläuterungen eingeführt, will heißen, durch Sätze, in welchen die fraglichen Namen mithilfe anderer, bereits bekannter, fixiert werden. Daraus folgt, drittens, dass die grundsätzliche Beherrschung der Sprache im *Tractatus* eine absolute Voraussetzung ist. Wie wir weiter unten erfahren werden, ist das ein großer Unterschied – vielleicht sogar der entscheidende – im Bezug auf die *Philosophischen Untersuchungen*. Während Wittgenstein in seinem Spätwerk versucht, die Sprache von außen zu betrachten, d.h., aus der Perspektive desjenigen, der sie noch nicht kann, ist dem *Tractatus* wesentlich, dass das Werk den Standpunkt des Sprachkundigen niemals verlässt. Etwas Anderes ist auch nicht zu erwarten in einem Buch, dessen erklärte Absicht es ist, die Grenze des Denkbaren a priori in der Sprache zu ziehen.

Die Einnahme dieses Standpunktes ist zudem Ausdruck der spezifisch mechanizistischen Prägung der Sprachauffassung des *Tractatus*. Ein Vergleich wird dies ein wenig verdeutlichen: Jemand, der keine Ahnung hat, wie man einen Filmprojektor bedient, wird es nur mit viel Glück schaffen, obwohl der Apparat funktionsfähig wäre, einen Film vorzuführen. Dieser Fall ist aber ebenso trivial wie uninteressant. Dem ausgebildeten Filmvorführer gelingt das ohne Schwierigkeiten, und zwar schon dank seines Wissens, aber in erster Linie aufgrund der Gesetze der Mechanik und der Optik. Diese muss er allerdings nicht verstehen. Ab dem Moment, wo der Filmvorführer bestimmte Schalter an seinem Apparat drückt, löst er Vorgänge aus, die dann automatisch ablaufen. Ähnlich mechanisch verhält es sich mit der Sprache. Um einen Menschen, der zu keiner Teilhabe an der Sprache fähig ist, der also sozusagen jenseits von Sinn und Unsinn steht, braucht der Philosoph sich gar nicht erst zu kümmern. Wer eine Sprache beherrscht – und das ist die überwältigende Mehrheit der Menschen –, ist in

Kapitel 1

der Lage, sie sinnvoll zu gebrauchen, was sehr wohl an den vormaligen Erwerb einer Fertigkeit geknüpft ist, aber vor allem, auf den durch die interne Logik der Sprache eröffneten Möglichkeiten beruht. Für die Möglichkeit des sinnvollen Gebrauchs einer Sprache (eines Geräts) ist ihre interne Logik (seine interne Mechanik) ausschlaggebend, und nicht die natürlich variable Kompetenz des zufälligen Sprechers (Benutzers). Das erklärt die Fokussierung des *Tractatus* auf das Logische in der Sprache, anstatt auf das Menschliche.

Im Hinblick auf die Frage nach der Verbindung von Namen und Gegenständen genügt es auf jeden Fall von der grundsätzlichen Beherrschung der Sprache auszugehen, denn – das ist der Standpunkt des *Tractatus* – andernfalls stellt sich die Frage sowieso nicht. Dabei muss der Sprecher nicht alle Wörter der Sprache kennen. Wir alle sind weit davon entfernt, die eigene Muttersprache so perfekt zu können, dass uns ihre Wörter ausnahmslos vertraut wären. Der durchschnittliche Sprecher ist aber in der Lage ein Wort, das ihm unbekannt ist, in einem Lexikon nachzuschlagen. Da ein Lexikon selbst ein sprachliches Werk ist, kann nur jemand es mit Gewinn konsultieren, der zwar einige, vielleicht sogar viele Vokabeln noch nicht kennt, aber die Grammatik der Sprache des Lexikons bereits verinnerlicht hat. Das ist nicht nur deshalb wichtig, weil er ansonsten die Einträge des Lexikons gar nicht verstehen würde, sondern auch, weil der dem Wort entsprechende Gegenstand dort auch nur sprachlich präsentiert wird. Genau genommen ist es sogar unwahrscheinlich, dass jemand der beispielsweise vorher nicht wusste, was ein Opossum ist, nach der Konsultierung eines Lexikons imstande wäre, ein solches in Wirklichkeit zu erkennen. Das ist nicht weiter schlimm, denn die Prüfung, ob ein Gegenstand Exemplar einer bestimmten Gattung ist, kann sich bekanntlich extrem aufwendig gestalten. Wer aber weiß, dass es sich beim Opossum um ein Säugetier der Gattung der Beutelratten handelt, welches auf dem amerikanischen Kontinent lebt, weiß damit auch, dass dieser Name in bestimmten Verbindungen vorkommen kann, in anderen hingegen nicht. „Das Opossum hat grüne Zweige“, zum Beispiel, ist offenkundiger Unsinn, während der Satz „Das Opossum nagt an der Matte“ durchaus denkbar ist, und wahr oder falsch sein kann. Auf etwas Anderes kommt es im *Tractatus* auch nicht an. Und dazu ist es weder

erforderlich, mittels intentionaler Akte geistigen Kontakt mit außersprachlichen Entitäten, welcher Art immer, aufzunehmen, noch durch die Zeigegeste ihnen persönlich vorgestellt zu werden.

15. Objekte der Bekanntschaft

In der Sekundärliteratur tauchen diese Ideen jedoch in einer Variante auf, die an dieser Stelle nicht außer Acht gelassen werden darf. Ich meine die von Merrill B. Hintikka und Jaakko Hintikka eingeführte phänomenologische Deutung der Gegenstände des *Tractatus*.²⁵ Nach einer eingehenden Untersuchung der historischen Ursprünge des Gegenstandsbegriffs des *Tractatus* gelangen die beiden Autoren zum Schluss, dass dieser Begriff aus der Ausfeilung an Russells Vorstellungen über Erkenntnis durch Bekanntschaft entstanden ist. Darunter versteht Russell die Erkenntnis jener Dinge, von denen wir eine unmittelbare Erfahrung haben. In *The Problems of Philosophy* (S. 46/47) erklärt er es folgendermaßen:

We shall say that we have acquaintance with anything of which we are directly aware, without the intermediary of any process of inference or any knowledge of truths. Thus in the presence of my table I am acquainted with the sense-data that make up the appearance of my table – its colour, shape, hardness, smoothness, etc.; all these are things of which I am immediately conscious when I am seeing and touching my table. The particular shade of colour that I am seeing may have many things said about it – I may say that it is brown, that it is rather dark, and so on. But such statements, though they make me know truths about the colour, do not make me know the colour itself any better than I did before: so far as concerns knowledge of the colour itself, as opposed to knowledge of truths about it, I know the colour perfectly and completely when I see it, and no further knowledge of it itself is even theoretically possible. Thus the sense-data which make up the appearance of my table are things with which I have acquaintance, things immediately known to me just as they are.

Es mag befremdlich klingen, doch tatsächlich dachte Russell, dass wir vom Tisch als physikalischem Gegenstand keine direkte Erfahrung haben, dafür aber von den Sinnesdaten, über welche wir (indirekt) zur Kenntnis vom

²⁵ Hintikka & Hintikka 1996, Kap. 3.

Kapitel 1

Tisch gelangen. Die Sinnesdaten können uns selbstverständlich täuschen. Trotzdem wäre es ein Fehler – so Russell –, sie als etwas Subjektives anzusehen, denn als unmittelbares Objekt der Erfahrung (allein an dieser Ausdrucksweise wird Wittgenstein in den 30er Jahren heftiger Kritik üben) sind sie nicht bloß der Inhalt eines individuellen (psychischen) Wahrnehmungsaktes, sondern sind sie da, und bieten das Fundament zu einer objektiven Gegenstandsrekonstruktion. Das verleiht ihnen, wie Hintikka und Hintikka hervorheben, (S. 77) dieselbe Ambivalenz, die sie auch in den Gegenständen des *Tractatus* zu erkennen glauben. Denn einerseits spricht Wittgenstein von den Gegenständen als der bleibenden „Substanz der Welt“ (T 2.021), andererseits scheint er in 2.0131 den „Fleck im Gesichtsfeld“ als bevorzugtes Beispiel für seine Gegenstände anzuführen. Weitere Passagen findet man in Hülle und Fülle in den Tagebüchern: „Als Beispiele des Einfachen denke ich immer an Punkte des Gesichtsbildes. (Wie mir als typisch ‚zusammengesetzte Gegenstände‘ immer Teile des Gesichtsfeldes vorschweben.)“ (6.5.15) „Es scheint mir durchaus möglich, daß Flächen in unserem Gesichtsbild einfache Gegenstände sind, indem wir nämlich keinen einzigen Punkt dieser Fläche separat wahrnehmen; Gesichtsbilder von Sternen scheinen es sogar sicher zu sein.“ (18.6.15) „Wenn wir sehen, daß unser Gesichtsbild komplex ist, so sehen wir aber auch, daß es aus *einfacheren* Teilen besteht.“ (19.6.15) Es ist daher nicht verwunderlich, dass die beiden Interpreten ihre These, dass die Gegenstände des *Tractatus* phänomenologisch als Objekte der Bekanntschaft im Sinne Russells zu verstehen seien, hauptsächlich auf Äußerungen Wittgensteins in den Tagebüchern stützen. Allerdings scheint mir sehr fragwürdig, Gedanken, die Wittgenstein in der Abhandlung nicht eindeutig ausspricht, in das Werk hineinzulesen mit der Begründung, dass sie in den Tagebüchern auftauchen. Die Tagebücher erweisen sich besonders dann als hilfreich, wenn es darum geht, zu verstehen, zu welchen Problemkreisen die Bemerkungen des *Tractatus* überhaupt gehören. Als Ergänzung dazu können die Tagebücher jedoch nicht betrachtet werden, denn sie sind in erster Linie ein Dokument des denkerischen Ringens ihres Verfassers mit den Fragen, auf welche das fertige Werk Jahre später die (vorläufig) endgültigen Antworten gibt. So ist dort ebenfalls zu lesen:

3.9.14.

... Nehmen wir eine ganz ähnliche Frage, die aber einfacher und grundlegender ist; nämlich diese: ist ein Punkt in unserem Gesichtsbild ein einfacher Gegenstand, ein Ding? Solche Fragen habe ich doch bisher immer als die eigentlichen philosophischen angesehen – und sie sind es auch gewiß in einem Sinne – aber nochmals, welche Evidenz könnte so eine Frage überhaupt entscheiden? Ist hier nicht ein Fehler in der Fragestellung; denn es scheint als leuchtete mir über diese Frage gar nichts ein; es scheint, als könnte ich mit Bestimmtheit sagen, daß diese Fragen überhaupt nie entschieden werden könnten.

7.5.15.

Ist räumliche Zusammengesetztheit auch logische Zusammengesetztheit? Es scheint doch, ja!

Aus was besteht aber z.B. ein gleichförmig gefärbter Teil meines Gesichtsbildes? Aus minima sensibilia? Wie sollte man denn den Ort eines jeden solchen bestimmen?

Auch wenn die von uns gebrauchten Sätze alle Verallgemeinerungen enthalten, so müssen in ihnen doch die Urbilder der Bestandteile ihrer Spezialfälle vorkommen. Also bleibt die Frage bestehen, wie wir zu jenen kommen.

24.5.15.

Wenn wir auch die einfachen Gegenstände nicht aus der Anschauung kennen; die komplexen Gegenstände kennen wir aus der Anschauung, wir wissen aus der Anschauung, daß sie komplex sind. – Und daß sie zuletzt aus einfachen Dingen bestehen müssen?

Wir nehmen zum Beispiel aus unserem Gesichtsfeld einen Teil heraus, wir sehen, daß er noch immer komplex ist, daß ein Teil von ihm noch immer komplex aber schon einfacher ist, usw. –

Ist es denkbar, daß wir – z.B. – sehen, daß alle Punkte einer Fläche gelb sind, ohne irgend einen Punkt dieser Fläche zu sehen? Fast scheint es so.

Die Entstehung der Probleme: die drückende Spannung, die sich einmal in eine Frage zusammenballt und sich objektiviert.

Wie würden wir, z.B., eine gleichmäßig mit Blau bedeckte Fläche beschreiben?

Kapitel 1

Es sind Fragen, keineswegs lehrbuchreife Antworten, die Wittgenstein hier zu Papier bringt, und die Liste solcher Eintragungen ließe sich mühelos erweitern. Im Übrigen scheint mir der erste Satz der zuletzt zitierten Eintragung der These von Hintikka und Hintikka glatt zu widersprechen. Kaum glücklicher finde ich den Einfall, die *Tractatus*-Bemerkungen über Solipsismus zur Untermauerung ihrer Deutung heranzuziehen (S. 86f.). Diese Bemerkungen sind viel zu obskur, als dass sie sich zur Begründung irgend einer Interpretation eignen würden. Zudem vermag ich beim besten Willen nicht zu sehen, wie Wittgensteins Charakterisierung seiner Gegenstände (als einfach, farblos und dauerhaft) auf phänomenale Gegenstände angepasst werden soll. Mein wichtigster Einwand gegen die phänomenalistische Auffassung der *Tractatus*-Gegenstände ist jedoch, dass sie völlig überflüssig ist. Denn, selbst wenn sie richtig ist, spielt das gar keine Rolle. Die tatsächliche Beschaffenheit der Gegenstände ist völlig belanglos, und zwar deshalb, weil die Notwendigkeit von Gegenständen wie die, welche in der ontologischen Sektion des *Tractatus* beschrieben werden, ausschließlich semantischen Überlegungen entspringt. Die Forderung der einfachen Gegenstände ergibt sich aus der Forderung der einfachen Zeichen, und diese „ist die Forderung der Bestimmtheit des Sinnes.“ (T 3.23)

16. Bildhaftes Denken

Gegen derartige Interpretationen seines Werkes spricht Wittgenstein selbst in 4.1121 eine deutliche Warnung aus:

Die Psychologie ist der Philosophie nicht verwandter als irgendeine andere Naturwissenschaft.

Erkenntnistheorie ist die Philosophie der Psychologie.

Entspricht nicht mein Studium der Zeichensprache dem Studium der Denkprozesse, welches die Philosophen für die Philosophie der Logik für so wesentlich hielten? Nur verwickelten sie sich meistens in unwesentliche psychologische Untersuchungen und eine analoge Gefahr gibt es auch bei meiner Methode.

Diese Gefahr ist schon überall da angelegt, wo es betont wird, dass Denken und Sprache parallel verlaufen. Das geschieht bereits im Vorwort. Dort wird die vom Buch angestrebte Grenzziehung kurzerhand von dem Denken auf die Sprache verlagert, was insofern möglich ist, als darin die Gedanken ihren Ausdruck finden. Dieselbe Idee taucht später noch mal auf: „Im Satz drückt sich der Gedanke sinnlich wahrnehmbar aus.“ (T 3.1) Das legt die Vermutung nahe, dass die Klasse der Gedanken größer ist als die Klasse der Sätze, weil man Gedanken haben kann, die man nicht ausspricht. Doch die vierte These der Abhandlung setzt Denken und Sprache schlichtweg gleich: „Der Gedanke ist der sinnvolle Satz.“ (T 4) Diese Gleichsetzung macht deutlich, dass die Gedanken, von denen im *Tractatus* die Rede ist, mit wie auch immer gearteten geistigen Akten nicht das Geringste zu tun haben. Viel mehr erfahren wir auch nicht, und müssen uns also mit der Feststellung begnügen, dass Gedanken etwas Satzartiges sind. Kurz, Gedanken sind Bilder der Wirklichkeit. Natürlich müssen sie nicht ausgesprochen werden. Viele unserer Gedanken bleiben in unserem Kopf, ohne in Sätzen ausgedrückt zu werden. Sie müssen aber, soweit es sich um sinnvolle Gedanken handelt, Satz- oder Bildstruktur besitzen. Umgekehrt stellt jeder Satz einen sinnvollen Gedanken dar. Ich insistiere in diesem Punkt aus dem Grund, dass das richtige Verständnis der Art der Abhängigkeit zwischen Sprache und Denken uns vor einem fatalen Fehler bewahrt, nämlich zu glauben, die Sinnhaftigkeit des Satzes hänge von der Mitwirkung des Denkens ab, wenn man darunter den Vollzug von sinnstiftenden psychischen Akten versteht. Psychische Akte sind in der Philosophie ebenso marginal wie das Kopfrechnen in der Arithmetik. Für den Sinn des Satzes – das sei ein letztes Mal wiederholt – sind ausschließlich seine Zeichen und deren Anordnung von Belang.

KAPITEL 2

Zwischenglieder

1. Standortbestimmung

Im Vorwort des *Tractatus* gab Wittgenstein an, von der Wahrheit und Unantastbarkeit der darin mitgeteilten Gedanken überzeugt zu sein. So ist es nicht verwunderlich, dass er nach Beendigung des Werkes die Philosophie auf sich beruhen ließ, und sich anderen Aktivitäten widmete. In den zwanziger Jahren wurde Wittgenstein zunächst Grundschullehrer, dann Klostergärtner, und schließlich übernahm er die architektonische Planung des Hauses seiner Schwester in Wien. Unterdessen war der *Tractatus* in Deutschland und in England veröffentlicht worden, und verfehlte seine Wirkung nicht. Davon bekam sein Autor zu dieser Zeit zwar kaum etwas mit, ganz von der philosophischen Welt abgeschnitten war er aber auch nie. 1925 besuchte ihn Ramsey in Niederösterreich, etwas später gelang es auch Schlick, Kontakt mit ihm aufzunehmen. In Wirklichkeit nahm sich Wittgenstein nicht deshalb eine so lange Auszeit, weil er die Ergebnisse seines ersten Werkes zu Dogmen erhoben hätte – was in tiefstem Widerspruch zu seinem Charakter stünde –, sondern vielmehr, weil ihn das Schaffen an dem Buch all zuviel Kraft gekostet hatte, als dass er ununterbrochen hätte weiter produktiv arbeiten können. Nach gut zehn Jahren, offenbar durch einen Vortrag von Brouwer stark angeregt¹, sah sich Wittgenstein erst wieder in der Lage, philosophisch aktiv zu werden, und so kehrte er im Januar 1929 nach Cambridge zurück.

Die *Logisch-Philosophische Abhandlung* ist ein menschenleeres Werk. Im Mittelpunkt der Reflektion steht dort die Sprache, deren Weltbezogenheit zur Bedingung der Möglichkeit von Sinn erhoben wird. Sprache und Welt stehen darin also wie zwei getrennte Sphären einander gegenüber, die erstere die Sachverhalte der letzteren abbildend. Doch weder die Sprache, von der hier die Rede ist, ist die Umgangssprache, welche Menschen miteinander sprechen, noch die Welt ist diejenige, die wir jeden Tag wahr-

¹ Siehe von Wright 1990, 34.

Zwischenglieder

nehmen, und in der wir leben und handeln. Die traktarische Welt wird, wie wir in Kapitel 1 festgestellt haben, durch einfache, unzerstörbare und „farblose“ Gegenstände bevölkert. Die Sprache, ihrerseits, verschleiert ihre eigene Logik, dergestalt, dass dem Philosophen die Aufgabe zukommt, mittels Analyse aus den alltäglichen Sätzen die Elementarsätze erst heraus zu destillieren, welche die Sachverhalte direkt abbilden, deren Gesamtheit die Welt bestimmt. Diese Flucht in eine idealisierte Sprache bzw. in eine idealisierte Welt ließ sich insofern nicht vermeiden, als die Abbildbeziehung selbst vom jungen Wittgenstein sehr stringent aufgefasst wurde: Den Gegenständen in der Welt entsprechen eins zu eins Namen, welche, dank ihrer Formgleichheit (Isomorphie) mit den Gegenständen, jene in Sätzen vertreten, die wiederum mit den von ihnen abgebildeten Sachverhalten formidentisch sind. Hinzu kommt, dass jeder einzelne (elementare) Satz diesen Anforderungen genügen muss, denn er hat allein, ohne Hilfe anderer Sätze, seine Sinnhaftigkeit zu gewährleisten. Dass dies unsere Alltagsätze überfordert, haben wir ebenfalls mehrfach hervorgehoben. Kurz, da die Abbildtheorie, als tragende Säule des philosophischen Gebäudes des *Tractatus* viel zu starr war, um Verschiebungen auszuhalten, mussten für den Rest der Konstruktion Materialien gefunden werden, die Verschiebungen gar nicht erst entstehen zu lassen versprochen. Die Konsequenz, dass derartige Materialien andere als die Umgangssprache und die Lebenswelt sein müssen, dass also das Feste im Verborgenen zu suchen ist, mag manchem philosophischen Temperament verdächtig erscheinen. Das ist aber nun einmal weniger eine Frage von Erkenntnissen und Argumenten als eine der Einstellung. Wer so verfährt wie der Autor des *Tractatus*, reiht sich lediglich in eine Tradition ein, die im Abendland bis Platon, ja gar bis Parmenides oder Anaximander zurückgeht.

Als Wittgenstein 1929 in Cambridge eintraf, brachte er – darüber herrscht in der Forschung Konsens – weder neue Erkenntnisse noch neue Argumente mit. Seine Einstellung hingegen scheint mir verändert. Ich möchte diese These anhand eines Textes erörtern, der Wittgensteins einzige philosophische Veröffentlichung nach dem *Tractatus* bleiben sollte. Ge-

Kapitel 2

meint sind die *Bemerkungen über logische Form* (*Some remarks on logical form*).² Wittgenstein sollte diesen Aufsatz, nachdem er im voraus abgedruckt und verteilt wurde, vor der Jahresversammlung der Britischen Philosophen vortragen und diskutieren. Doch schon ziemlich bald nahm er Abstand von dieser Schrift, und überraschte schließlich seine Hörer dadurch, dass er über das Unendliche in der Mathematik sprach.

2. Alte Ziele – Neue Wege

Der Beginn des Textes stellt im Wesentlichen eine Rekapitulierung einiger Thesen des *Tractatus* dar:

Jeder Satz hat einen Inhalt und eine Form. Von der reinen Form können wir uns ein Bild machen, wenn wir von der Bedeutung der einzelnen Wörter oder Symbole absehen (sofern diese unabhängige Bedeutungen haben), d. h. wenn wir die Konstanten der Sätze durch Variable ersetzen. [...] Die Syntax der Umgangssprache ist für diesen Zweck bekanntlich nicht ganz ausreichend. [...] Wenn wir irgendwelche gegebenen Sätze zu analysieren versuchen, werden wir im allgemeinen feststellen, daß sie logische Summen, logische Produkte oder sonstige Wahrheitsfunktionen einfacherer Sätze sind. Wird unsere Analyse jedoch weit genug vorangetrieben, muß sie an den Punkt gelangen, an dem sie auf Satzformen stößt, die ihrerseits nicht aus einfacheren Satzformen zusammengesetzt sind. Zum Schluß müssen wir die letzte Verbindung der Ausdrücke erreichen, jene unmittelbare Verknüpfung, die nicht gelöst werden kann, ohne die Satzform als solche zu zerstören. Die Sätze, welche diese letzte Verbindung von Ausdrücken darstellen, nenne ich im Anschluß an B. Russell Atomsätze. Sie also bilden den Kern jedes Satzes, sie enthalten den Stoff, und alles Übrige ist bloß eine Weiterentwicklung dieses Stoffes. Sie sind es, die wir betrachten müssen, wenn wir herausbekommen wollen, worum es bei den Sätzen eigentlich geht. Der Erkenntnistheorie obliegt es, sie ausfindig zu machen und ihren Aufbau aus den Wörtern oder Symbolen zu begreifen. (BLF S. 20-21)

² Erstveröffentlichung in *Aristotelian Society Supplementary Volume* 9 (1929), S. 162-171. Die deutsche Übersetzung, nach der hier zitiert wird, befindet sich in *Vortrag über Ethik und andere kleine Schriften*, hrsg. und übers. von J. Schulte, Frankfurt a.M., 1989, S. 20-28.

All dies ist wahrlich nicht neu. Doch während Wittgenstein im *Tractatus*, obwohl er keine Beispiele zu geben vermochte, ganz genau wusste, dass Elementarsätze (oder Atomsätze) aus Namen in unmittelbarer Verbindung bestehen (T 4.221), fährt er hier folgendermaßen fort: „Dies ist eine überaus schwierige Aufgabe, und die Philosophie hat bisher kaum begonnen, sie an einigen Stellen anzupacken. Welche Methode kennen wir, diese Aufgabe in Angriff zu nehmen?“ (BLF S. 21) Und die Antwort auf diese Frage lautet: „Den unpräzisen Symbolismus können wir durch einen klaren nur ersetzen, indem wir die Phänomene, die wir beschreiben wollen, betrachten und so ihre logische Mannigfaltigkeit zu verstehen versuchen. Das bedeutet, zu einer richtigen Analyse können wir einzig und allein durch eine sozusagen logische Untersuchung der Phänomene selbst gelangen, d. h. nicht durch Mutmaßungen über apriorische Möglichkeiten, sondern in gewissem Sinne a posteriori.“ (ebd.) Unauffindbar bleiben die Elementarsätze also weiterhin. Nun aber gibt sich Wittgenstein mit den früheren vagen und überhaupt schwer nachvollziehbaren Angaben nicht mehr zufrieden. Er will Elementarsätze tatsächlich aufspüren, und macht sich Gedanken darüber, welche Methode zu diesem Ziel führen kann. Was ihm vorschwebt, ist ein Kompromiss: Die Elementarsätze werden wohl – wie früher – dieselbe logische Mannigfaltigkeit des von ihnen Beschriebenen aufweisen müssen. Das darf aber nicht länger eine bloße apriorische Forderung der Theorie bleiben, für deren Erfüllung wiederum das tatsächlich Erfahrbare transzendiert werden muss. Die gleiche logische Mannigfaltigkeit muss nachweisbar sein, und zwar sowohl auf Seiten der Sätze als auch auf Seiten der Phänomene, die sie konkret beschreiben, und die es fortan zu studieren gilt. Zugegeben, sehr konkret ist das immer noch nicht. Aber der Folgetext weist deutlich die Richtung, in die es gehen soll.

Der Leser wird aufgefordert (BLF S. 23), sich vorzustellen, dass in unserem Gesichtsfeld ein Koordinatensystem eingezeichnet wird. Dazu sei eine beliebige Skala festgelegt. Dadurch wäre man imstande, die Lage und die Form eines jeden Punktes des Gesichtsfeldes mittels der Angabe der zu den beiden Achsen relativen Zahlen zu beschreiben. Das liegt daran, dass die gewählte mathematische Darstellungsmethode dieselbe logische Mannigfaltigkeit des zu beschreibenden Phänomens aufweist. Da Elementarsätze das ebenfalls leisten müssen, ist Wittgensteins neue These nahe

Kapitel 2

liegend, dass Zahlen auch in deren Struktur zu finden sein werden. Er sagt sogar: „Das Vorkommen von Zahlen in den Formen der Atomsätze ist meiner Meinung nach nicht bloß ein Zug eines speziellen Symbolismus, sondern ein wesentliches und folglich unumgängliches Merkmal der Darstellung. Und Zahlen werden in diese Formen eingehen müssen, wenn wir es – wie es in der Umgangssprache hieße – mit Eigenschaften zu tun haben, die eine graduelle Abstufung zulassen, d. h. Eigenschaften wie die der Länge eines Intervalls, der Höhe eines Tons, der Helligkeit oder Röte einer Farbschattierung usw.“ (BLF S. 23-24) Das sieht auf den ersten Blick wie eine kosmetische Korrektur am philosophischen Gebäude des *Tractatus* aus. Wie wenig harmlos diese Änderung allerdings ist, verraten schon die nächsten Sätze: „Es ist ein charakteristisches Merkmal dieser Eigenschaften, daß der eine Grad jeden anderen ausschließt. Eine Farbschattierung kann nicht gleichzeitig zwei verschiedene Grade von Helligkeit oder Röte besitzen, ein Ton kann nicht zwei verschiedene Lautstärken haben usw. Wichtig ist dabei, daß diese Feststellungen keine Erfahrung zum Ausdruck bringen, sondern in gewissem Sinne Tautologien sind.“ (BLF S. 24)

3. Die Farben der Veränderung

Im *Tractatus* hatte Wittgenstein betont, dass aus einem Elementarsatz sich kein anderer folgern lässt (T 5.134-5.136; vgl. T 1.21, 2.061 f.). Wenn „p“ und „q“ Elementarsätze sind, die folglich zwei gänzlich voneinander unabhängige Sachverhalte darstellen, dann kann aus einem von ihnen nicht der andere (oder dessen Negation) geschlossen werden. Erst nachdem verschiedene Elementarsätze durch logische Konstanten in bestimmter Weise zu einem komplexen Satz verbunden worden sind, sind logische Schlüsse möglich, nämlich auf Sätze, deren Sinn im Sinn jenes bereits enthalten ist (T 5.122). „p“ sei der Satz „Das Buch liegt auf dem Tisch“ und „q“ der Satz „Der Mantel hängt auf dem Stuhl“. In Wirklichkeit ist es hier leicht zu sehen, dass aus der Wahrheit bzw. Falschheit des einen Satzes nichts über die Wahrheit oder Falschheit des anderen folgt. Völlig anders liegen jedoch die Dinge, wenn „p“ den Satz „Der Punkt x im Gesichtsfeld ist rot“ und „q“ den Satz „Der Punkt x im Gesichtsfeld ist blau“ symbolisieren. Angenommen, „x“ bezeichnet in beiden Fällen denselben Punkt zur

gleichen Zeit, dann ist es evident, dass die beiden Sätze sich gegenseitig ausschließen, obwohl es sich auch hier um zwei Elementarsätze handeln müsste. Diese Schwierigkeit blieb dem Autor des *Tractatus* selbstverständlich nicht verborgen (siehe T 6.3751). Doch obwohl es schon zu Beginn des Buches Gelegenheit dazu gegeben hätte (z.B. in T 2.0131 und insbesondere 4.123) wird sie an keiner Stelle thematisiert. Wittgensteins Überlegung – die für seine damalige Haltung kennzeichnend ist – war etwa folgende: Wenn p und q im Widerspruch zueinander stehen, dann beweist das nur, dass sie eben keine Elementarsätze sind; eine künftige Analyse, welche die wahre Form dieser Sätze freilegen wird, wird dies zweifellos bestätigen.³

1929 denkt Wittgenstein nach wie vor, dass Subjekt-Prädikat-Sätze wie „Der Punkt x im Gesichtsfeld ist rot“ keine Elementarsätze sind (BLF S. 21 f.). Neu ist, dass er jetzt glaubt, eine endgültige Analyse solcher Sätze gefunden zu haben, welche mit seinem früheren Satzatomismus unverträglich ist. In analysierter Form würde jener Satz zum Beispiel lauten: „[6-9, 3-8]R“, wobei „R“ für die Farbe rot steht und (in diesem Fall) nicht weiter zu zerlegen ist. Mit Bezug auf dieselbe Zeit ist dieser Satz unvereinbar mit beispielsweise „[6-9, 3-8]B“, in dem „B“ die Farbe blau bezeichnet. Das heißt, obwohl es sich hier um zwei verschiedene Sätze handelt, kann man a priori von der Wahrheit des einen auf die Falschheit des anderen schließen, und umgekehrt. Wenn jemand also sagt, der Punkt x im Gesichtsfeld sei rot, dann braucht er nicht mehr zu sagen, selbiger Punkt sei nicht blau, nicht grün, nicht gelb, usw., weil dies bereits aus jener Aussage folgt. Genau hierüber – so die jetzige Fehlerdiagnose – hatte sich Wittgenstein in der Vergangenheit getäuscht:

Man könnte glauben – und ich selbst war vor gar nicht langer Zeit dieser Ansicht –, eine Aussage, die den Grad einer Eigenschaft ausdrückt, ließe sich als logisches Produkt einzelner Quantitätsangaben analysieren, das durch eine ergänzende Aussage vervollständigt wird, so wie ich den Inhalt meiner Hosentasche mit den Worten beschreiben könnte: „Sie enthält einen Groschen, eine Mark, zwei Schlüssel und sonst nichts.“ Dieses „und sonst nichts“ ist die ergänzende Aus-

³ Wie eine solche Analyse hätte aussehen können, zeigen Hintikka & Hintikka 1996, S. 165.

Kapitel 2

sage, durch die die Beschreibung vervollständigt wird. Als Analyse einer Gradangabe ist das allerdings nicht ausreichend. [...] Ich behaupte, daß die Aussage, welche einer Eigenschaft einen Grad zuschreibt, nicht weiter analysiert werden kann; ferner behaupte ich, daß die Beziehung des Gradunterschieds eine interne Relation ist und daher durch eine interne Relation wiedergegeben wird zwischen den Aussagen, die die verschiedenen Gradangaben machen. [...] Die wechselseitige Ausschließung nicht analysierbarer Aussagen der Gradangabe steht im Widerspruch zu einer Meinung, die ich vor einigen Jahren veröffentlicht habe und aus der sich mit Notwendigkeit ergibt, daß Atomsätze einander nicht ausschließen können. Hier sage ich absichtlich nicht „widersprechen“, sondern „ausschließen“, denn zwischen diesen beiden Begriffen besteht ein Unterschied, und die Atomsätze können einander zwar nicht widersprechen, aber es ist möglich, daß sie einander ausschließen. (BLF, 24 f.)

In den *Bemerkungen über logische Form* ist Wittgenstein offensichtlich noch der Auffassung, dass diese Entdeckung sich mühelos in die alte Theorie wird einarbeiten lassen. Doch je mehr er diese neu gewonnene Erkenntnis vertieft, desto mehr Zweifel kommen ihm. Letztendlich – so das Ergebnis im Nachhinein – wird hier ein Erosionsprozess in Gang gesetzt, der die philosophische Konstruktion des *Tractatus* zum völligen Kollaps bringen wird. Dies war freilich kein linearer Prozess. Der schon bald verworfenen kleinen Schrift folgen für Wittgenstein Monate und Jahre des Suchens, in denen sich nicht selten sein Denken rasch ändert. Ein lebendiges Zeugnis dieser Jahre sind die mit einigen Mitgliedern des Wiener Kreises geführten Gespräche. Dieser Austausch, der von Friedrich Waismann festgehalten wurde, fand zwischen 1929 und 1931 statt, und sowohl aufgrund des relativ langen Zeitraumes als auch wegen der Vielfalt der diskutierten Themen, bietet er uns den idealen Fundus, um die Ausweitung von Wittgensteins Selbstkritik zu verfolgen.

4. Der Satz im System

Noch im Dezember 1929 zieht Wittgenstein Konsequenzen. Dabei greift er auf eine etwas rätselhafte Bemerkung des *Tractatus* zurück (T 2.1512-2.15121), um durch Kontrast seinen gegenwärtigen Standpunkt zu verdeutlichen: „Ich habe einmal geschrieben: ‚Der Satz ist wie ein Maßstab

Zwischenglieder

an die Wirklichkeit angelegt. Nur die äußersten Teilpunkte berühren den zu messenden Gegenstand.' Ich möchte jetzt lieber sagen: Ein *Satzsystem* ist wie ein Maßstab an die Wirklichkeit angelegt.“ (WWK S. 63-64) Was es auch immer heißen mag, dass nur die äußeren Teilpunkte den zu messenden Gegenstand berühren, diese Vorstellung wird jetzt durch die praxisnähere ersetzt, dass, wenn jemand einen Maßstab an einen Gegenstand anlegt, die gesamte Skala dabei zur Anwendung kommt, oder, anders gesagt, alle Teilstriche mit von der Partie sind. Darum, hat man einmal festgestellt, dass der fragliche Gegenstand 10 cm lang ist, so ist darin schon beinhaltet, dass er nicht 11 oder 12 cm lang ist. Ähnliches gilt für die Zuschreibung von Farben. Ein Wort wie „rot“ ist kein spontanes Gewächs, sondern Bestandteil eines Systems, das alle übrigen Farbwörter umfasst. Aus diesem Grund schließt die Konstatierung, dass ein Fleck rot sei, die Möglichkeit aus, ihm gleichzeitig eine andere Farbe zuzuschreiben. Diese Überlegung könnte sogar auf Bereiche ausgedehnt werden, an die Wittgenstein gar nicht zu denken scheint. Denn, wissen wir, dass Karl mit seinem Auto unterwegs ist, dann wissen wir ebenfalls, dass er weder mit dem Fahrrad noch mit der Straßenbahn fährt. Folglich war es verfehlt, zu glauben, dass der isolierte Satz in eigener Regie für seine Bildhaftigkeit sorgt. Im Gegenteil, nur als Glied eines Systems von Sätzen, denen eine bestimmte Projektionsmethode gemeinsam ist, kann der Satz einen Sachverhalt (anstatt eines anderen) abbilden. Auch der Vergleich mit der Wirklichkeit ist keine private Angelegenheit von einem Satz und einem Sachverhalt, die andere Sätze bzw. Sachverhalte sonst nichts angeht, sondern betrifft immer das gesamte System. Erstaunlich ist bloß, dass Wittgenstein das übersehen konnte. Dazu sagt er jetzt selbst:

Ich habe all das bei der Abfassung meiner Arbeit [der *Abhandlung*, L.C.] noch nicht gewußt und meinte damals, daß alles Schließen auf der Form der Tautologie beruhe. Ich hatte damals noch nicht gesehen, daß ein Schluß auch die Form haben kann: Ein Mensch ist 2 m groß, also ist er nicht 3 m groß. Das hängt damit zusammen, daß ich glaubte, die Elementarsätze müßten unabhängig sein; aus dem Bestehen eines Sachverhaltes könne man nicht auf das Nicht-Bestehen eines andern schließen. Wenn aber meine jetzige Auffassung mit dem Satzsystem richtig ist, ist es sogar die Regel, daß man aus dem Bestehen eines Sachverhaltes

Kapitel 2

auf das Nicht-Bestehen aller übrigen schließen kann, die durch das Satzsystem beschrieben werden. (WWK S. 64)

An dieser Stelle ist es wichtig, dem Missverständnis zuvorzukommen, Wittgenstein habe damit die Idee des Elementarsatzes endgültig fallengelassen. In Wirklichkeit ist er weit entfernt davon. Wenige Tage später (am 2. Januar 1930) kommt er auf das Thema zurück, um zu sagen, er habe früher zwei Vorstellungen vom Elementarsatz gehabt, von denen er eine beibehalte, die andere dagegen jetzt verwerfe. Festgehalten wird an der Vorstellung, dass die Analyse schließlich Sätze enthüllen wird, welche ohne Zuhilfenahme logischer Konstanten „eine unmittelbare Verbindung von Gegenständen“ (!) sind. (Ein gelungeneres Beispiel für die Schwankungen in Wittgensteins Denken zu dieser Zeit kann sich der Leser kaum wünschen.) Dafür wird die Idee aufgegeben, die Elementarsätze müssten voneinander unabhängig sein (WWK S. 73-74). Zu diesem Irrtum ist Wittgenstein nach eigener Angabe deshalb verführt worden, weil er bei der Aufstellung von „Regeln für den syntaktischen Gebrauch der logischen Konstanten“ übersah, dass diese Regeln mit der inneren Struktur der Sätze zusammenhängen (WWK S. 74). Darüber gibt es nun selbstkritische Worte: „Die Regeln für die logischen Konstanten bilden vielmehr nur einen Teil einer umfassenden Syntax, von der ich damals noch nichts wusste.“ (ebd.) In der Tat habe ich im Kapitel 1 mehrmals angedeutet, dass es Wittgenstein sicherlich schwerer gefallen wäre, seine Bildtheorie der Sprache aufzustellen, wenn er etwas von dieser Syntax gewusst hätte. Die Syntax (oder Grammatik), die der *Tractatus* kennt, ist eine rein logische. Gemeint ist eine Syntax, die den gängigen philosophischen Konfusionen dadurch vorbeugt, dass sie einen eindeutigen Gebrauch von den Zeichen macht, d.h., für verschiedene Symbole konsequent verschiedene Zeichen verwendet, wie es in der Begriffsschrift Freges und Russells (obzwar imperfekt) bereits geschieht (T 3.325). Dabei darf die Bedeutung eines Zeichens nie eine Rolle spielen (T 3.33) „Die Regeln der logischen Syntax“, präzisiert T 3.334, „müssen sich von selbst verstehen, wenn man nur weiß, wie ein jedes Zeichen bezeichnet.“ Knapp formuliert: Die logische Syntax soll transparent sein, was jedoch lediglich heißt, dass daraus eindeutig hervorgeht, welche Symbole durch welche ersetzbar sind (T 3.344).

5. Syntax und Gegenstand

Nach Wittgensteins Rückkehr nach Cambridge avancieren die Begriffe der Syntax oder der Grammatik nach und nach zu zentralen Kategorien seines Denkens, was sich bis zum Ende seines Lebens nicht mehr ändern wird, wenn auch ihre Bedeutung nicht statisch bleibt. In der Zusammenfassung der Unterredung, die am 5. Januar 1930 bei Schlick stattfindet, wird die diesbezügliche Lehre des *Tractatus* regelrecht auf den Kopf gestellt: „Die Tautologie“, sagt Wittgenstein, „ist ja ganz nebensächlich. Nur in einer bestimmten Notation stellt sich der Schluß als Tautologie dar. Wesentlich sind nur die Regeln der Syntax, die man ja immer angewendet hat, längst bevor man wußte, was eine Tautologie ist.“ (WWK S. 91) Welche Wichtigkeit diese Begriffe in Wittgensteins Denken inzwischen erlangt hatten, kommt jedoch noch deutlicher in folgender Passage zum Ausdruck:

Es ist so: Syntax und Zeichen arbeiten immer gegeneinander. Was die Zeichen leisten, geht auf Kosten der Syntax, und was die Syntax leistet, geht auf Kosten der Zeichen. Ich kann sagen: Ein Zeichensystem von richtiger Mannigfaltigkeit macht die Syntax überflüssig. Ich kann aber ebensogut sagen: Die Syntax macht ein solches Zeichensystem überflüssig. Ich kann ja auch ein unvollkommenes Zeichensystem verwenden und die Regeln der Syntax hinzufügen. Beide zusammen leisten genau dasselbe, (es) ist also genau das gleiche Darstellungssystem. (WWK S. 80)

An dieser Stelle wird also auch die Forderung, dass der Satz und die beschriebene Wirklichkeit wenigstens dieselbe logische Mannigfaltigkeit aufweisen müssen, schon wieder relativiert. Revolutionär ist das nicht so sehr im Hinblick auf die Bemerkungen über logische Form, sondern im Hinblick auf den *Tractatus*, insofern jene Forderung ein wesentlicher Bestandteil der dort entfalteten Bildtheorie der Sprache war. Im Aufsatz von 1929 hatte sie Wittgenstein lediglich zweckentfremdet, um die noch höheren Ansprüche, die er an die Elementarsätze gestellt hatte, etwas aufzulockern. Wenn er jetzt aber die „richtige Mannigfaltigkeit“ überhaupt zur Disposition stellt, dann ebnet er einer ganz anderen Auffassung der Abbildbeziehung den Weg. Der gegenwärtige Schritt macht es nämlich

Kapitel 2

möglich, die Abbildbeziehung weit weniger mechanisch zu sehen.⁴ Ab dem Moment, wo die ungleiche logische Mannigfaltigkeit durch die Syntax kompensiert werden kann, gibt es keinen Grund mehr, an der direkten Entsprechung zwischen Elementen des Sachverhaltes und Symbolen im Satz festzuhalten. Regeln der Übersetzung (oder Projektionsgesetze) von der einen Ebene in die andere bestehen zwar weiterhin, aber sie dürfen komplexer sein, dergestalt, dass im Grenzfall die Rückübersetzung kaum noch möglich ist (vgl. BLF S. 21-22). Im Übrigen wird die Rückübersetzung der Sätze in die von ihnen abgebildete Wirklichkeit schon deshalb prinzipiell erschwert, weil der tractarische Gegenstandsbegriff selbst durch die Aufwertung der Syntax in Mitleidenschaft gezogen wird. Da, wo Zeichen und Syntax zu sich gegenseitig ergänzenden Komponenten desselben Darstellungssystems geworden sind, ist es keine leichte Aufgabe mehr, einfache Gegenstände zu nennen, welchen die verschiedenen Satz-elemente zugeordnet werden könnten. Genau dies deutet Wittgenstein bereits in einem der ersten von Waismann aufgezeichneten Gespräche an:

Wenn Frege und Russell von Gegenständen gesprochen haben, so hatten sie immer das im Auge, was sprachlich durch ein Substantiv wiedergegeben wird, also sagen wir die Körper wie Stühle und Tische. Die ganze Auffassung der Gegenstände hängt also aufs engste zusammen mit der Subjekt-Prädikat Form der Sätze. Es ist klar, wo es keine Subjekt-Prädikat Form gibt, da kann man auch in diesem Sinne nicht von Gegenständen sprechen. Nun kann ich das Zimmer auch ganz anders beschreiben, z.B. so: Ich beschreibe die Oberfläche des

⁴ In den Umkreis dieses Umdenkens gehört eine Episode, von der Norman Malcolm berichtet: „Wittgenstein und P. Sraffa, der in Cambridge Volkswirtschaft lehrte, stritten viel miteinander über die Ideen des *Tractatus*. Eines Tages (ich glaube, sie reisten im gleichen Zug) bestand Wittgenstein darauf, daß ein Satz und das, was er darstellt, dieselbe „logische Form“, dieselbe „logische Mannigfaltigkeit“ besitzen müssen. Sraffa machte eine Geste, wie sie den Neapolitanern geläufig ist, wenn sie so etwas wie Abscheu oder Verachtung ausdrücken wollen: Er fuhr mit den Fingerspitzen der nach außen gekehrten Hand über die Unterseite des Kinns und fragte: „Was ist die logische Form *davon*?“ Sraffas Beispiel rief in Wittgenstein das Gefühl hervor, es sei absurd, darauf zu beharren, daß ein Satz und das, was er darstellt, dieselbe „Form“ haben müssen. Dadurch löste er sich von der Auffassung, der Satz müsse buchstäblich ein „Bild“ der Wirklichkeit sein, die er darstellt.“ (Malcolm 1987, 94-95)

Zwischenglieder

Zimmers analytisch durch eine Gleichung und gebe die Verteilung der Farben auf dieser Fläche an. Bei dieser Form der Beschreibung ist keine Rede mehr von einzelnen „Gegenständen“, von Stühlen, Büchern, Tischen und ihrer räumlichen Stellung. Wir haben hier keine Relation, alles das gibt es nicht. (WWK S. 41-42)

Bemerkenswert an dieser Kritik ist, dass sie Frege und Russell ins Visier nimmt, den Autor des *Tractatus* hingegen mit Schweigen übergeht. Freilich – darauf habe ich hingewiesen – haben die Gegenstände des *Tractatus* mit Tischen und Stühlen sehr wenig gemein. Die Gegenstände, von denen Frege und Russell sprechen, setzen sich aber von solchen alltäglichen Gegenständen nicht minder stark ab. Warum Wittgenstein es hier anders zu sehen scheint, ist unklar. Zudem rückt er selbst später im Paragraph 47 der *Philosophischen Untersuchungen* seinen frühen Gegenstandsbegriff explizit in die Nähe von Russells „individuals“. Es ist gut denkbar, dass Wittgenstein in verschiedenen Perioden seines Lebens seinen eigenen frühen Gegenstandsbegriff, der tatsächlich sehr dehnbar war, unterschiedlich aufgefasst hat. An Weihnachten 1929 könnte er also das Gefühl gehabt haben, nichts wesentlich Neues über Gegenstände zu sagen. In diesem Zusammenhang möchte ich an die Bemerkung 6.341 des *Tractatus* erinnern. Wittgenstein hat darin bereits erkannt, dass die Wirklichkeit verschiedentlich (dabei aber gleich gut) beschrieben werden kann, je nach dem, welches epistemische Netz man ihr anlegt. Das legt die Konsequenz nahe, dass, von welchen Gegenständen in jedem Fall die Rede ist, zum System der Darstellung relativ ist. Genau diese Konsequenz zieht Wittgenstein ausdrücklich wenige Zeilen nach der oben zitierten Stelle. Im *Tractatus* hingegen geschieht das nicht. Das muss nichts heißen, aber es kann auch sein – und mir scheint das sogar am wahrscheinlichsten –, dass der Verfasser von T 6.341 dazu neigte, als Gegenstände nicht so sehr die quadratischen, dreieckigen oder sechseckigen Flecken, je nach dem welche Art der Darstellung den Vorzug erhält, anzusehen, sondern die Flecken, die sich auf der Fläche befinden, bevor man überhaupt ein Beschreibungsnetz anlegt. Wie dem auch sei, nun bekennt Wittgenstein Farbe: „Sagen wir, wir würden mit vier Urfarben auskommen, dann nenne ich solche gleichberechtigte Symbole *Elemente der Darstellung*. Diese Elemente der Darstellung sind die ‚Gegenstände‘.“ (WWK S. 43)

6. Grammatische Phänomenologie

Diese Entwicklung (oder wenigstens Präzisierung) des Gegenstandsbe-
griffes ist aufs engste verbunden mit einem weiteren Charakteristikum des
Wittgensteinschen Denkens dieser Zeit, nämlich seiner phänomeno-
logischen Prägung. Es ist bereits viel darüber diskutiert worden, ob es sich
dabei um eine vorübergehende Erscheinung handelt, oder vielmehr um eine
Tendenz, die stillschweigend die gesamte Philosophie des jungen Wittgen-
stein mitbestimmt. Vor allem Merrill B. Hintikka und Jaakko Hintikka⁵
haben sich für die letztere These stark gemacht. Ich habe bereits aus der
Perspektive des Lesers des *Tractatus* summarisch ein paar Gründe genannt,
die gegen ihre phänomenologische Interpretation des Buches sprechen.
Darum werde ich ihnen im Folgenden nur noch indirekt durch meine
alternative Darstellung entgegentreten. Ich stimme der Sichtweise zu, die
Wittgensteins Annäherung an die Phänomenologie im Großen und Ganzen
auf das Jahr 1929 einschränkt. Aber welchen Sinn verbindet Wittgenstein
überhaupt mit dem Wort ‚Phänomenologie‘? Das ist eine schwierige Frage.
Zum einen gibt er sich nicht die Mühe, es selbst methodisch sauber
darzustellen, zum anderen benutzt er das Wort auch nicht im technischen
Sinn der von Edmund Husserl gegründeten philosophischen Strömung.
Husserl wird in den Gesprächen ein einziges Mal namentlich genannt, und
zwar an einer Stelle, wo Wittgenstein versucht, Unterschiede zu markieren.
Schlick hatte ihn gefragt, was man einem Philosophen erwidern könne, der
meint, die Aussagen der Phänomenologie seien synthetische Urteile a
priori. Seine Antwort war folgende:

Wenn ich sage: „Ich habe keine Magenschmerzen“, so setzt das bereits die
Möglichkeit eines Zustandes der Magenschmerzen voraus. Mein jetziger Zustand
und der Zustand der Magenschmerzen liegen gleichsam im selben logischen
Raum. (So wie wenn ich sage: Ich habe kein Geld. Diese Aussage setzt bereits die
Möglichkeit voraus, daß ich ja Geld habe. Sie zeigt auf den Nullpunkt des
Geldraumes.) Der negative Satz setzt den positiven voraus und umgekehrt.
Nehmen wir nun die Aussage: „Ein Gegenstand ist nicht rot und grün zugleich.“
Will ich damit bloß sagen, ich habe bisher einen solchen Gegenstand nicht
gesehen? Offenbar nicht. Ich meine: „Ich kann einen solchen Gegenstand nicht

⁵ Hintikka & Hintikka 1996, Kap. 6.

Zwischenglieder

sehen“, „Rot und grün können nicht im selben Ort sein“. Hier würde ich nun fragen: Was bedeutet hier das Wort „kann“? Das Wort „kann“ ist offenbar ein grammatischer (logischer) Begriff, nicht ein sachlicher. Gesetzt nun, die Aussage: „Ein Gegenstand kann nicht rot und grün sein“ wäre ein synthetisches Urteil und die Worte „kann nicht“ bedeuten die logische Unmöglichkeit. Da nun ein Satz die Negation seiner Negation ist, muß es auch den Satz geben: „Ein Gegenstand kann rot und grün sein.“ Dieser Satz wäre ebenfalls synthetisch. Als synthetischer Satz hat er Sinn, und das bedeutet, die von ihm dargestellte Sachlage kann bestehen. Bedeutet also „kann nicht“ die logische Unmöglichkeit, so kommen wir zu der Konsequenz, daß das Unmögliche doch möglich ist.

Hier blieb Husserl nur der Ausweg, daß er erklärt, es gäbe noch eine dritte Möglichkeit. Darauf würde ich erwidern: Worte kann man ja erfinden; aber ich kann mir darunter nichts denken. (WWK S. 67-68)

Das Argument, welches Wittgenstein hier Husserl entgegensetzt, wird uns in seinen nachgelassenen Schriften noch öfter begegnen. Es funktioniert wie folgt: Damit ein synthetischer Satz sinnvoll behauptet werden kann, muss seine Negation auch denkbar sein. Ist das nicht gegeben, so handelt es sich um einen Satz a priori, d.h., um einen Satz, der eine logische oder grammatische Unmöglichkeit zum Ausdruck bringt. Eine dritte Option – so Wittgensteins Auffassung – gibt es nicht. Wenn Philosophen meinen, manche Sätze, die sie als synthetisch a priori bezeichnen, drücken gleichzeitig eine logisch-grammatische und eine erfahrungsmäßige Unmöglichkeit aus, dann spielen sie nur mit Worten. Da es ab und zu durchaus vorkommt, dass Franz Geld hat, und selbst wenn nicht, Franz ist ein Mensch und Menschen haben welches, hat es Sinn zu sagen, er besitzt gerade keins. Falls nun jemand, der Franz kennt, bekräftigt, Franz könne kein Geld haben, dann spricht er von keiner logischen Unmöglichkeit, sondern teilt empirisches Wissen mit: Er weiß, z.B., dass Franz in dem Monat schon alles Geld ausgegeben hat, was ihm zur Verfügung stand, und dass er erst in einer Woche seinen Lohn bekommen wird. Ganz anders liegen die Dinge, wenn man sagt: „Etwas kann nicht gleichzeitig rot und grün sein.“ Wäre dieser ein Erfahrungssatz, dann müsste das Gegenteil von dem, was er behauptet, auch unproblematisch sein. Da wir aber seine Negation schlichtweg als Unsinn zurückweisen, muss der Satz einen anderen Status haben, nämlich den eines grammatischen Satzes. Doch was

Kapitel 2

nutzt uns das für ein besseres Verständnis von Wittgensteins Phänomenologie-Begriff? Die Nennung Husserls in dieser Passage ist eher zufällig. Statt seiner hätte genauso gut Kant erwähnt werden können. Auch Heidegger wird in den Gesprächen zwar einmal genannt, aber das geschieht in einem völlig anderen Zusammenhang (WWK S. 68). In einem Wort, sollte Wittgenstein über die realen Gedanken der phänomenologischen Schule informiert gewesen sein, er verrät es an keiner Stelle. Er verleiht also dem Terminus ‚Phänomenologie‘ eine persönliche Note. Darin spielen Überlegungen wie die oben zitierte tatsächlich eine maßgebende Rolle. Eine andere Äußerung Wittgensteins, in der er die Arbeit der Physik und der Phänomenologie (wie er sich beide Disziplinen vorstellt) vergleicht, kann das ein bisschen verdeutlichen:

Die Physik will Regelmäßigkeiten feststellen; sie geht nicht auf das, was möglich ist.

Darum gibt die Physik, auch wenn sie vollständig entwickelt ist, keine Beschreibung der Struktur der phänomenologischen Sachverhalte. In der Phänomenologie handelt es sich immer um die Möglichkeit, d. h. um den Sinn, nicht um Wahrheit und Falschheit. Die Physik hebt gleichsam aus dem Kontinuum gewisse Stellen heraus und verwendet diese zu einer gesetzmäßigen Reihe. Um das andere kümmert sie sich nicht. (WWK S. 63)

Soviel steht also fest: In der Phänomenologie geht es um den Sinn. Sie kümmert sich nicht um die Wahrheit und Falschheit von konkreten Aussagen, sondern um die sinnmäßigen Möglichkeiten der Wahrheit von Aussagen. Sehr innovativ klingt das nicht. Schließlich war die Aufgabe, die der *Tractatus* der Philosophie noch übrig ließ, die logische Klärung der Gedanken bzw. der Sätze (T 4.112), wodurch sie zugleich „das bestreitbare Gebiet der Naturwissenschaft“ begrenzen sollte (T 4.113). Dagegen ist es ein Novum, wenn hier von „phänomenologischen Sachverhalte[n]“ die Rede ist, zumal die Beschreibung solcher Sachverhalte (oder genauer: die Beschreibung ihrer Struktur) ausdrücklich der Physik abgesprochen wird. Es drängt sich die Vermutung auf, Wittgenstein habe eine neue Art von Sachverhalten entdeckt. Doch, wie wir wissen, Sachverhalte sind nicht ohne Not zu vermehren. Sachverhalte finden sich nach dem *Tractatus* sowohl auf der Seite der Wirklichkeit als auch auf der Seite der Sprache. Es könnte also

durchaus sein, dass phänomenologische Sachverhalte im wesentlichen sprachliche Sachverhalte sind. Genau das bestätigt der nachfolgende Satz.

7. Primäre Sprache

Wittgensteins Version der Phänomenologie – das ist seinen Ausführungen unschwer zu entnehmen – ist in erster Linie durch sein sprachliches Interesse geprägt. Darin unterscheidet sie sich stark von Husserls Analyse der Bewusstseinsakte, die für die weitere Entwicklung der Sprachphilosophie im 20. Jahrhundert recht wenig beigetragen hat. Fraglich bleibt, warum Wittgenstein sich dazu entschlossen hat, seine sprachlichen Untersuchungen auf phänomenologischem Terrain fortzuführen. Ich habe zu Beginn dieses Kapitels bereits dargelegt, dass er sich von der Erforschung der Struktur der Phänomene, allen voran der räumlichen Phänomene im Gesichtsfeld, Aufschluss erhoffte über die echte Beschaffenheit der Elementarsätze. Es gibt aber noch einen weiteren, gewichtigen Grund. „Wenn ich unter ‚Raum‘ den Gesichtsraum verstehe,“ sagt Wittgenstein im Januar 1931, „dann ist die Geometrie die Grammatik der Worte, mit welchen ich die Phänomene beschreibe. Wenn ich aber unter ‚Raum‘ den physikalischen Raum verstehe, dann ist die Geometrie, geradeso wie die Physik, eine Hypothese; sie bezieht sich auf die Erfahrungen des Messens.“ (WWK S. 162) Das lässt sich wie folgt paraphrasieren: Solange wir die physikalischen Gegenstände ausklammern, und uns ausschließlich auf Phänomene beziehen, z.B. uns auf die im Gesichtsfeld wirklich wahrgenommenen farbigen Punkte beschränken, weist die Geometrie garantiert die richtige logisch-grammatische Mannigfaltigkeit auf, um darüber zu sprechen. Nehmen wir dagegen Bezug auf die konkret gesehenen Dinge (Tische, Stühle, usw.), dann verwandelt sich die Geometrie in eine empirisch gewonnene Ansammlung von hypothetischen Sätzen, die eine ebenso wenig adäquate logische Mannigfaltigkeit besitzen wie die Sätze der Umgangssprache. In der Tat sagen wir, wir sehen einen Tisch, obgleich wir unter Umständen nichts weiter als ein Viereck von bestimmter Farbe wahrnehmen. Das heißt, um die Richtigkeit der logischen Mannigfaltigkeit zu gewährleisten, reicht es nicht aus, die Struktur der Phänomene zu erforschen, sondern ist ebenfalls notwendig, die für

Kapitel 2

ihre Beschreibung angewendete Sprache von sämtlichen empirischen, fremdartigen und hypothetischen Überbleibseln zu bereinigen. Was die Sprache der Geometrie betrifft, genügt vielleicht schon die Beschränkung ihrer Anwendung auf den phänomenalen Bereich, um sie rein zu erhalten. Ansonsten steht die Philosophie vermutlich sogar vor der Aufgabe, eine Sprache herauszuarbeiten, die sich lückenlos für die phänomenale Beschreibung eignet. Dass Wittgenstein eine Zeit lang mit diesem Gedanken gespielt hat, gesteht er selbst an einer Stelle, wo er selbigen Gedanken schon wieder verwirft:

Ich habe früher geglaubt, daß es die Umgangssprache gibt, in der wir alle für gewöhnlich sprechen und eine primäre Sprache, die das ausdrückt, was wir wirklich wissen, also die Phänomene. Ich habe auch von einem ersten System und einem zweiten System gesprochen. Ich möchte jetzt ausführen, warum ich an dieser Auffassung nicht mehr festhalte.

Ich glaube, daß wir im Wesen nur eine Sprache haben und das ist die gewöhnliche Sprache. Wir brauchen nicht erst eine neue Sprache zu erfinden oder eine Symbolik zu konstruieren, sondern die Umgangssprache ist bereits die Sprache, vorausgesetzt, daß wir sie von den Unklarheiten, die in ihr stecken, befreien. (WWK S. 45)

Tatsächlich befindet sich der zur Philosophie zurückgekehrte Wittgenstein am Anfang einer Entwicklung, die ihn weg von der nur postulierten, verborgenen Sprache des *Tractatus* hin zur Alltagssprache führen wird. In der Phase, in der er die Schaffung einer primären Sprache anstrebt, hat er sich vom früheren Werk noch nicht weit entfernt. Einen Fortschritt stellt das nur insofern dar, als Sprache und Wirklichkeit von ihrer Abstraktheit ein wenig befreit werden und spürbar zueinander rücken. Dabei bildet der phänomenale Bereich die Schnittstelle, an der beide nicht bloß aufeinander treffen, sondern auch ihre logisch-grammatische Übereinstimmung auf die Probe stellen. Letzteres hätte der Verfasser des *Tractatus* höchstwahrscheinlich als empirisches Beiwerk, das nicht zu den Aufgaben des Logikers gehört, abgetan. Darüber wird er sich in einer späteren Konversation selbstkritisch äußern:

An einer dogmatischen Darstellung kann man erstens aussetzen, daß sie gewissermaßen arrogant ist. Aber das ist noch nicht das Schlimmste. Viel

gefährlicher ist ein anderer Irrtum, der auch mein ganzes Buch durchzieht, das ist die Auffassung, als gäbe es Fragen, auf die man später einmal eine Antwort finden werde. Man hat das Resultat zwar nicht, denkt aber, daß man den Weg habe, auf dem man es finden werde. So habe ich z.B. geglaubt, daß es die Aufgabe der logischen Analyse ist, die Elementarsätze aufzufinden. Ich schrieb: Über die Form der Elementarsätze kann man keine Angabe machen, und das war auch ganz richtig. Mir war klar, daß es hier jedenfalls keine Hypothesen gibt und daß man bei diesen Fragen nicht etwa so vorgehen kann wie Carnap, indem man von vornherein annimmt, die Elementarsätze sollten aus zweistelligen Relationen bestehen etc. Aber ich meinte doch, daß man später einmal die Elementarsätze würde angeben können. Erst in den letzteren Jahren habe ich mich von diesem Irrtum abgelöst. (WWK S. 182)

Es war auch dieser Gesinnungswandel, der alles in Bewegung setzte.

8. Kurskorrektur

Wittgensteins phänomenologisches Experiment war zwar ein erster und kurzer, aber bedeutender Schritt. Dass es nicht von Dauer war, ist wiederum eine Folge seiner neuen Einstellung. Denn nun begnügt sich Wittgenstein nicht mehr damit, die primäre, phänomenologische Sprache zu postulieren, in der Erwartung, man werde sie künftig schon konstruieren und ihr die den Phänomenen adäquate logische Mannigfaltigkeit nachweisen, sondern er geht gleich dazu über, die Praktikabilität seines Vorhabens zu überprüfen. Dabei stößt er auf prinzipielle Schwierigkeiten, die ihn zum Umdenken bewegen. Er stellt beispielsweise fest, dass eine absolute Adäquatheit in punkto logische Mannigfaltigkeit letztendlich ein unerreichbares Ideal ist. Das wird an einer Stelle der *Philosophischen Bemerkungen* eindrucksvoll dargelegt:

Wenn ich das Gesichtsbild nicht vollständig beschreibe, sondern nur einen Teil, so ist es offenbar, daß in der Tatsache gleichsam eine Lücke ist. Es ist offenbar etwas ausgelassen.

Wenn ich ein Bild dieses Gesichtsbildes malte, so würde ich die Leinwand an gewissen Stellen durchschauen lassen. Aber die Leinwand hat ja auch eine Farbe und füllt den Raum aus. Nichts könnte ich nicht an der Stelle lassen, wo etwas fehlt.

Kapitel 2

Meine Beschreibung muß also unbedingt den ganzen Gesichtsraum, ja selbst seine Färbigkeit enthalten, auch wenn sie nicht sagt, welche Farbe an jedem Ort ist.

D.h., sie muß doch sagen, daß eine Farbe an jedem Ort ist.

Heißt das, daß die Beschreibung den Raum, soweit sie ihn nicht mit Konstanten erfüllt, mit Variablen erfüllen muß?

Man könnte dagegen einwenden, daß man einen Teil des Gesichtsfeldes überhaupt nicht abgesondert vom Ganzen beschreiben kann, da er allein gar nicht denkbar ist.

Aber die Form (die logische Form) des Flecks setzt tatsächlich den ganzen Raum voraus. Und wenn nur das ganze Gesichtsfeld beschrieben werden darf, warum dann nicht nur der ganze Strom des Gesichtserlebnisses; denn ein Gesichtsbild kann nur in der Zeit existieren. (PB 88)

Und müsste die Beschreibung dann nicht sogar gleichzeitig mit dem Beschriebenen stattfinden? Solchen Überlegungen sind keine Grenzen gesetzt, und sie führen die Absurdität der Suche nach einer den Phänomenen kongenialen Sprache vor Augen. Zu Ende gedacht wäre eine solche Sprache die simultane, lückenlose und vollständige Wiedergabe des gesamten Bewusstseinsflusses eines bestimmten Subjekts. Das ist nicht nur viel verlangt, sondern im Grunde genommen insofern witzlos, als es den Zusammenfall von Beschriebenem und Beschreibung zur Folge hat. Im günstigsten Fall ist die phänomenologische Sprache die mechanische Reproduzierung des Erlebten. In Wahrheit stellt sich Wittgenstein vor, man könnte die Gesichtsbilder z.B. durch Gipsfiguren in verkleinertem Maßstab plastisch wiedergeben, oder durch das Drehen einer Kurbel einen Mechanismus in Gang setzen, der jene Bilder transformiert (PB 67). Allein, wie Wolfgang Kienzler zu Recht kommentiert⁶, handelt es sich dabei nicht um die genauere Umschreibung einer phänomenologischen Sprache, sondern um die Angabe einer Methode zur Herstellung von Bildern. Zudem – fragt sich Wittgenstein – wenn man die in einer derartigen Sprache gegebene Beschreibung nachträglich lesen würde, wäre sie dann nicht schon wieder hypothetisch geworden? (ebd.) Der nächste Paragraph bringt die Schwie-

⁶ Kienzler 1997, 119.

Zwischenglieder

rigkeit auf den Punkt: „Die Sprache selbst“, lesen wir dort, „gehört zum zweiten System. Wenn ich eine Sprache beschreibe, beschreibe ich wesentlich etwas Physikalisches. Wie kann aber eine physikalische Sprache das Phänomen beschreiben?“ (PB 68) Diese eminent wichtige Erkenntnis wird uns noch öfter beschäftigen. Im gegenwärtigen Zusammenhang bedeutet sie zweierlei: Sie bedeutet erstens, dass wir zwar die erlebte Wirklichkeit einklammern können, die Sprache aber nicht. Jedes Mal, wo wir über Phänomene reden, müssen wir uns einer Sprache (welcher auch immer) bedienen, die außerhalb des phänomenalen Bereichs bleibt, weshalb ein restfreier Abgleich ausgeschlossen ist. Damit verbunden ist zweitens die Einsicht, dass die Sprache nicht für die Phänomene geschaffen ist. Sie ist in der Lebenswelt verwurzelt, und verliert den Boden, wenn man sie auf Phänomene anwendet.

Die ärgsten philosophischen Irrtümer entstehen immer, wenn man unsere gewöhnliche — physikalische — Sprache im Gebiet des unmittelbar Gegebenen anwenden will.

Wenn man z.B. fragt, „existiert der Kasten noch, wenn ich ihn nicht anschau?“, so wäre die einzig richtige Antwort, „gewiß, wenn ihn niemand weggetragen oder zerstört hat“. Natürlich wäre der Philosoph von dieser Antwort nicht befriedigt, aber sie würde ganz richtig seine Fragestellung ad absurdum führen.

Alle unsere Redeformen sind aus der normalen physikalischen Sprache hergenommen und in der Erkenntnistheorie oder Phänomenologie nicht zu gebrauchen, ohne schiefe Lichter auf den Gegenstand zu werfen.

Die bloße Redensart, ‚ich nehme x wahr‘, ist schon aus der physikalischen Ausdrucksweise genommen, und x soll hier ein physikalischer Gegenstand — z. B. ein Körper — sein. Es ist schon falsch, diese Redeweise in der Phänomenologie zu verwenden, wo dann x ein Datum bedeuten muß. Denn nun kann auch ‚ich‘ und ‚nehme wahr‘ nicht den Sinn haben wie oben. (PB 57)

Dieser Abschnitt erhält ein besonderes Interesse dadurch, dass er Verknüpfungen zu Wittgensteins philosophischer Vergangenheit wie Zukunft aufweist. Zum einen erinnert er stark an T 6.53 („Die richtige Methode der Philosophie wäre ... Diese Methode wäre für den anderen unbefriedigend

Kapitel 2

...“) Laut dem *Tractatus* rühren die philosophischen Probleme daher, dass man Zeichen entweder mit keiner (ebd.) oder mit äquivoker Bedeutung (T 3.323ff.) verwendet. Zum anderen klingt der Eingangssatz wie eine Vorstufe von PU 38 („Denn die philosophischen Probleme entstehen, wenn die Sprache feiert.“) Wörter – so die im Spätwerk vertretene Ansicht – werden zumeist in Verbindung mit gewissen Handlungen benutzt, die den praktischen Rahmen ihres Gebrauchs bilden; versucht man sie kontextfremd zu benutzen, so gerät man leicht in Verwirrung. Davon ist diese Stelle der *Philosophische Bemerkungen* noch weit entfernt. Es scheint mir aber berechtigt, sie als die erste Treppe eines langen Anstiegs anzusehen. Immerhin stellt Wittgenstein hier fest, dass die Wörter einen ihnen natürlichen Anwendungsbereich haben, dem sie nicht entrissen werden können, ohne dass sich Verschiebungen ergeben. So erweist sich die Übertragung von Begriffen, z.B. der Zeit (vgl. PB 49), die in der physikalischen Sprache beheimatet sind, auf die phänomenologische Betrachtung generell als problematisch. Schließlich ist es die phänomenologische Betrachtungsweise selbst, die in Frage gestellt wird. „Schon das Wort ‚Gesichtsraum‘“, so Wittgensteins abschließende Bilanz, „ist für unseren Zweck ungeeignet, denn es enthält eine Anspielung auf ein Sinnesorgan, die für den Raum ebensowenig wesentlich ist, als es für ein Buch wesentlich ist, daß es einem bestimmten Menschen gehört“ (PB 74) Es würde den Rahmen meiner Arbeit sprengen, diese Thematik ausführlicher darzustellen. Darum begnüge ich mich damit, erneut auf Kienzlers detailliertere Untersuchung zu verweisen.⁷ Der Weg über die Phänomenologie führte Wittgenstein nicht aus dem Labyrinth, sondern immer weiter hinein, und er kehrte schnell wieder an den Ausgangspunkt zurück. Dennoch erachte ich die phänomenologische Phase als eine markante Etappe in Wittgensteins philosophischer Entwicklung. Das Scheitern der phänomenologischen Herangehensweise war nämlich ein radikales, und allmählich gelangte Wittgenstein zur Einsicht, dass die Ursachen tiefer zu suchen waren.

⁷ Kienzler 1997, Kap. 3.

9. Willkürliche Grammatik

Am 19. Juni 1930 unterhält sich Wittgenstein mit den Mitgliedern des Wiener Kreises über den Formalismus. Er sagt, dass etwas daran falsch, etwas richtig ist. Richtig ist, „daß sich jede Syntax als ein System von Spielregeln auffassen läßt“ (WWK S. 103). Dann erwähnt er Weyls Behauptung, dass der Formalist die Axiome der Mathematik wie die Regeln des Schachspiels auffasst, mit der Bemerkung, diese Äußerung habe ihm zu denken gegeben. Sein Kommentar jetzt: „Ich möchte sagen: Nicht nur die Axiome der Mathematik, sondern alle Syntax ist willkürlich.“ (ebd.) Das ist ebenso erstaunlich wie gewagt. Meint jemand, die deutsche Satzstellung sei willkürlich, so wird er damit kaum Kontroversen erregen. Im Latein hat sich eine andere Satzstellung durchgesetzt, und, würden wir sagen: „Uwe Lotte liebt!“, so wäre das nicht weiter schlimm. Dass gewisse Verben Akkusativ regieren anstatt Dativ, ist oft auch nur historisch zu erklären. Wenn aber Wittgenstein von Syntax oder Grammatik redet, denkt er weder an die Kasuslehre noch an die Regeln über die Verteilung der Wörter im Satz. Eher denkt er, wie wir wissen, an Regeln folgender Art: Ist ein Punkt auf der Ebene rot, dann ist er nicht grün, nicht blau, nicht gelb, usw. Von derartigen Regeln zu behaupten, sie seien willkürlich, bedeutet allerdings keine Selbstverständlichkeit mehr. So sieht es offenbar auch Schlick. „Läßt sich nichts“, möchte er wissen, „auf die Frage antworten: Woher weiß ich, daß die und die Regeln der Syntax gelten? Woher weiß ich, daß an einer Stelle nicht rot und blau zugleich sein kann? Liegt hier nicht doch eine Art empirischer Erkenntnis vor?“ (WWK S. 76-77) Darauf erwidert Wittgenstein:

Ja und nein. Es kommt ganz darauf an, was man unter empirisch versteht. Versteht man unter empirischer Erkenntnis eine solche, die durch einen Satz ausgedrückt werden kann, dann ist es keine empirische Erkenntnis. Versteht man unter Empirie etwas anderes, dann ist auch die Syntax empirisch. Ich habe in meinem Traktat einmal gesagt: Die Logik ist vor dem Wie, aber nicht vor dem Was. Die Logik hängt davon ab, daß etwas existiert (im Sinne von: etwas vorhanden ist), daß es Tatsachen gibt. Sie ist unabhängig davon, wie die Tatsachen

Kapitel 2

beschaffen sind, von dem Sosein. Daß es Tatsachen gibt, das ist durch keinen Satz beschreibbar. Wenn Sie wollen, würde ich genau so gut sagen: Die Logik ist empirisch – wenn Sie das Empirie nennen. (WWK S. 77)

Diese Antwort schafft mehr Probleme als sie löst. Wie steht es denn mit der Erkenntnis, dass ein Punkt nicht zwei Farben gleichzeitig haben kann? „Ein Punkt ist nicht gleichzeitig rot und grün“ sieht wie ein Satz aus; ist es keiner? Es ähnelt stark „Ein Tier ist nicht gleichzeitig gefiedert und gepanzert.“ Hierbei handelt es sich aber zweifelsohne um einen Satz, weil die darin ausgesprochene empirische Wahrheit jederzeit durch weitere Erfahrung falsifiziert werden kann. Anhand welcher Kriterien sollen wir also zwischen echten Sätzen und Scheinsätzen unterscheiden? Und wie ist im Zitat der Verweis auf T 5.552 einzuordnen? Ob die Logik wirklich vor dem Wie ist, ist gerade die Frage. In seiner Erläuterung ist Wittgenstein aber eher darum bemüht, plausibel zu machen, dass die Logik vor dem Was ist, und macht mit Hinblick darauf die Konzession, man könne sie empirisch nennen, wenn man das wolle. Kein Wunder, dass Schlick sich nicht zufrieden gibt, und nachhakt: „Woher weiß ich nun aber, daß gerade diese Regeln gelten und keine andern? Kann ich mich nicht irren?“ (ebd.) Diesmal antwortet Wittgenstein: „Daher, daß ich den Sinn der Aussage verstehe.“ (WWK S. 78) In der Grammatik – so Wittgenstein weiter – könne man nichts Neues entdecken, und es sei unmöglich den Sinn einer Aussage (z.B. einer Längen- oder einer Farbenangabe) zu verstehen, ohne ihre Regeln zu kennen. Man stelle sich vor, jemand sagt, ein Kreis sei 2cm breit und 3cm lang. Hier müsse man sich fragen, was er unter einem Kreis versteht, denn offenbar ist es nicht dasselbe, was wir darunter verstehen. (ebd.) Schon einige Tage zuvor hatte Wittgenstein ähnliche Ideen geäußert. Schlick hatte wissen wollen, ob Wittgenstein mit seiner Behauptung, die Farben bildeten ein System, etwas Logisches oder etwas Empirisches meine. Angenommen – gab Schlick zu bedenken –, jemand würde seit seiner Geburt in einem Zimmer eingesperrt leben, wo alle Gegenstände in rot gehalten wären, dergestalt, dass in seinem Gesichtsfeld keine andere Farbe jemals vorkommen würde; könnte ein solcher Mensch, trotz fehlender Erfahrung der übrigen Farben die Vielfalt unseres Farbensystems erschließen? (WWK S. 65-66) Wittgenstein versichert

zunächst, der Gefangene in jenem Zimmer wisse, dass die Möglichkeit besteht, herauszugehen, und folglich, dass der Raum außerhalb des Zimmers weitergeht, denn das liegt a priori in der Syntax des Raumes. Danach weist Wittgenstein die Frage, wie viele Farben jemand gesehen haben muss, damit er unser gesamtes Farbensystem kennt, als sinnlos zurück. Es gibt laut Wittgenstein zwei Alternativen: Entweder haben die Farbwörter des Gefangenen dieselbe Syntax wie unsere, und in diesem Fall besitzt er unser Farbensystem, oder sie haben eine andere Syntax, aber dann kennt er keine einzige Farbe in unserem Sinn, weil, wie wir wissen, wenn zwei Wörter gleiche Grammatik haben, haben sie auch gleiche Bedeutung. (WWK S. 66) Schlick zeigt sich aber beide Male mit Wittgensteins Antwort unzufrieden. Interessant ist, dass beide Konversationen sogar eine ähnliche Fortsetzung erfahren: Schlick kommt wiederholt auf Husserl zu sprechen, das erste Mal (siehe oben) um zu fragen, was man einem Philosophen antworten soll, der Farbenangaben für synthetische Urteile a priori hält, das zweite Mal neugierig darüber, warum es uns im Fall der Farbenangabe schwerer fällt als im Fall der Längenangabe einzusehen, dass die syntaktischen Regeln erfahrungsunabhängig sind (WWK S. 78-79). Das kann – so Wittgensteins Auskunft – mehrere Gründe haben. Psychologisch relevant ist beispielsweise die Tatsache, dass wir es im Fall der Längenangaben mit einem materiellen Maßstab zu tun haben, der das gesamte System verkörpert (WWK S. 79).

10. Verifikation und Syntax

An dieser Stelle nimmt die Unterhaltung erneut eine überraschende Wende. Diesmal greift Waismann mit der Bemerkung ein, einige Psychologen wären vom empirischen Charakter der Syntax der Farben dermaßen überzeugt, dass sie experimentell herauszufinden versuchten, ob es nicht doch möglich ist, dass man zwei Farben auf einem Fleck sehen kann (ebd.). Und tatsächlich scheint Wittgenstein solchen Experimenten etwas abgewinnen zu können:

Kapitel 2

Auch das wäre möglich: Sie müßten mir sagen, welche Methode jene Psychologen benutzt haben, d. h. was ihnen als Verifikation gegolten hat. Erst dann kann ich sagen, was der Sinn einer solchen Annahme ist. Es wäre ja denkbar, daß eine solche Untersuchung einen guten Sinn hat – doch lehrt erst die Methode bei der Beantwortung, wonach man eigentlich gefragt hat. Erst wenn ich die Frage beantwortet habe, kann ich wissen, wonach ich gefragt habe. (Der Sinn eines Satzes ist die Methode seiner Verifikation.) (ebd.)

Diese Antwort ist jedoch nicht bar einer gewissen Ironie. Sie ist wohl so zu lesen: „Auch das wäre möglich. Sie oder jene Psychologen müßten mir sagen – was sie natürlich nicht können, denn das geht ja gar nicht –, welche Verifikationsmethode benutzt wurde.“ Empirische Sätze wie „Der Punkt x auf der Ebene ist rot gefärbt“ können verifiziert bzw. falsifiziert werden, z.B. indem man hinschaut. Bei „Ein Punkt ist nicht gleichzeitig rot und grün“ handelt es sich nach Wittgenstein hingegen um eine Regel der Darstellung, die eine Wirklichkeitsbeschreibung erst ermöglicht, weshalb sie also nicht selbst nachträglich durch Beobachtung eine Bestätigung erhalten kann. Man wird hier einwenden, dies sei genau, was zur Debatte stehe, und darum müssen die fraglichen psychologischen Experimente als berechtigt erachtet werden. In diesem Fall erweist sich aber die Fähigkeit, eine Verifikationsmethode anzugeben, tatsächlich als wertvolles Kriterium für die Ursprungs- bzw. Funktionsbestimmung eines Satzes. Syntaktische Regeln, für deren Verifikation keine Methode angebar ist, sind „sinnlos“ in einer *Tractatus*-ähnlichen Bedeutung des Wortes. Es findet kein Vergleich zwischen Sätzen, die Regeln formulieren, und der Wirklichkeit statt. Die Syntax ist der Wirklichkeit keine Rechenschaft schuldig, und ist daher willkürlich. Stefan Majetschak spricht in diesem Zusammenhang sogar von einer kopernikanischen Wende im Denken Wittgensteins.⁸ Das ist insofern verständlich, als die Idee der Autonomie der Syntax den endgültigen Abschied von der Isomorphie-These des *Tractatus* bedeutet. Zweifellos stellt die Befreiung von der Vorstellung, dass der Satz die Form des von ihm abgebildeten Sachverhaltes widerspiegeln muss, einen Meilenstein in Wittgensteins Denkentwicklung dar. Andererseits möchte ich Folgendes zu bedenken geben: Erstens spielt der Gedanke, dass das, was

⁸ Majetschak 2000, 132.

zur Form der Darstellung gehört, nicht selber dargestellt, und somit gerechtfertigt werden kann, schon im *Tractatus* eine grundlegende Rolle. Freilich bedeutet die explizite Betonung der Willkürlichkeit der Grammatik allein einen beachtlichen Fortschritt. Aber nur im Hinblick auf die dadurch ausgelöste Aufgabe der Isomorphie-Theorie kann man von einer Kuränderung in Wittgensteins Denken sprechen. Zweitens finde ich die Rede von einer „Wende“ (dazu noch einer kopernikanischen) schon deshalb irreführend, weil sie mit einer Deutung des gesamten Spätwerkes Wittgensteins verbunden ist, die ich für verfehlt halte. Mein Gegenvorschlag soll weiter unten erörtert werden. 1929 jedenfalls ist Wittgenstein noch auf der Suche und weit entfernt davon, das Verhältnis von Syntax und Wirklichkeit definitiv geklärt zu haben.

In diesem Kontext eröffnet die Einführung des Verifikationsprinzips ganz neue Perspektiven. Sie überwindet die Sorglosigkeit, mit der das Thema des Vergleichs zwischen Satz und Wirklichkeit im *Tractatus* behandelt wird. Dort wird zwar die Wichtigkeit dieses Vergleichs an mehreren Stellen hervorgehoben, aber man gewinnt den Eindruck, dass aus den Sätzen unmittelbar ersichtlich ist, wie der Vergleich stattzufinden hat. Dabei – stellt nun Wittgenstein fest – kann sogar ein und derselbe Satz auf verschiedene Weise verifiziert werden. „Dies ist gelb“, zum Beispiel, kann man durch Hinsehen oder durch eine chemische Reaktion verifizieren. In dem einen Fall wäre der Satz „Dies sieht grau aus, aber in Wirklichkeit ist es gelb“ unzulässig, während im anderen Fall „Dies sieht gelb aus, ist aber nicht gelb“ durchaus eine Berechtigung hätte (WWK S. 97). Das heißt, dass nicht der Sinn des Satzes die Methode seiner Verifikation determiniert, sondern gerade das Gegenteil ist der Fall. Ähnlich verhält es sich mit der Zeit. Eine Zeitangabe hat verschiedenen Sinn, je nach dem welche Verifikationsmethode für sie vorgesehen wurde (WWK S. 98). Urteilt jemand, die Reaktionszeit eines Sportlers beim Start sei gut, so macht es einen Unterschied, ob er das mit Bezug auf die beobachtete Anfangsschnelligkeit der anderen sieben Athleten oder mit Bezug auf die mittels elektronischer Chronometer gemessene Zeit sagt. In jeder dieser Varianten weist die Aussage eine stark abweichende logisch-mathematische Mannigfaltigkeit auf. Das ist bemerkenswert, wenn man bedenkt, dass der Multiplizitätsunterschied aus einem scheinbar satzexternen Umstand resultiert. Muss es

Kapitel 2

doch in unzähligen Fällen erst nachträglich geklärt werden, auf welche Weise ein Satz zu verifizieren ist. Mit anderen Worten: Es reicht nicht, eine Sprache (und selbst wenn es sich um eine Fachsprache handelt) zu beherrschen, um aus ihren Sätzen unmittelbar zu entnehmen, welche Gestalt ihr Vergleich mit der Wirklichkeit annehmen soll. Vom Blickwinkel des Tractatus her gesehen ist das problematisch. Die Schwierigkeit wird nicht dadurch behoben, dass man meint, der Sprecher muss es schon wissen, ansonsten haben seine Sätze eben keinen Sinn. Solange der Sprecher es extra mitteilen muss, bleibt das Verifikationsprinzip als konstitutives semantisches Sinnkriterium sprachextern, und das richtige Verständnis eines Satzes etwas Kontingentes. Es ist notwendig, das Wissen über die Verifikationsmethode eines Satzes als etwas Verbindliches zu erachten. Das Wesentliche muss in der Syntax verankert sein. Das erfordert aber ein erneutes Überdenken des Syntaxbegriffes.

Da ein einziger Satz zahlreiche Verifikationsmöglichkeiten zulässt, wird seine Syntax bereits Regeln beinhalten, die sein Anlegen an die Wirklichkeit betreffen, und die Kenntnis dieser Regeln wird für das Verständnis unabdingbar sein. Das klingt jedenfalls plausibler, und Wittgenstein schlägt tatsächlich diesen Weg ein. Endgültig gelöst sind die Probleme trotzdem nicht. Es bleibt vor allem unerklärlich, warum ausgerechnet jene Zusatzregeln für die Bestimmung des Sinnes eines Satzes maßgeblich sein sollen, zumal sie sich aus der Bedeutung der Zeichen, die den Satz konstituieren, nicht ableiten lassen. Offenbar sind Ende 1931 Wittgenstein selbst Zweifel gekommen, sodass er im Gespräch mit Waismann zwar grundsätzlich am Verifikationsprinzip festhält, aber die frühere, verabsolutierende Formulierung („der Sinn eines Satzes ist die Methode seiner Verifikation“) stark relativiert:

Den Unterschied zwischen einem dogmatischen und einem undogmatischen Verfahren möchte ich durch ein Beispiel andeuten. Ich rede zuerst dogmatisch und werde dann undogmatisch sprechen. Ich sage also: Wird ein Satz auf zwei verschiedene Arten verifiziert, so hat er in beiden Fällen einen verschiedenen Sinn. Das klingt noch immer merkwürdig und kann zu Widerspruch Anlaß geben. Denn es könnte jemand sagen: Ich sehe gar nicht ein, warum der Satz dann einen verschiedenen Sinn haben soll und warum nicht derselbe Satz auf zwei ganz verschiedene Arten verifiziert werden kann. Nun drücke ich mich aber

Zwischenglieder

undogmatisch aus und mache einfach auf folgendes aufmerksam: Die Verifikation eines Satzes ist ja wieder nur durch eine Beschreibung gegeben. Der Tatbestand ist also der: Wir haben zwei Sätze. Der zweite Satz beschreibt die Verifikation des ersten Satzes. Was tue ich also? Ich stelle einfach als Regel der Grammatik auf, daß der erste Satz aus dem zweiten folgen soll. Ich spreche also gar nicht von Sinn und was der Sinn ist, sondern ich bleibe ganz innerhalb der Grammatik. Wenn man nun sagt: Ein Satz hat zwei verschiedene Verifikationen, so mache ich darauf aufmerksam: Diese Verifikationen werden durch verschiedene Sätze beschrieben; wir sind also, wenn wir denselben Satz ableiten, nach verschiedenen Regeln vorgegangen; und mehr wollte ich nicht sagen. (WWK S. 186)

11. Leerlaufende Räder

In der letzten von Waismann aufgezeichneten Konversation (WWK S. 209-211) steht diese Thematik wieder im Mittelpunkt. Diesmal dreht sich das Gespräch um die innerhalb des Wiener Kreises rege diskutierte Frage, ob ein Vergleich zwischen Satz und Wirklichkeit überhaupt stattfinden kann. Dem entgegen steht die Auffassung, dass der verifikative Vergleich eine sprachimmanente Angelegenheit bleibt. Nachdem die Meinung, man könne den Satz mit den nackten Tatsachen konfrontieren, sich als allzu naiv herausgestellt hat, und die Einsicht triumphiert hat, dass der Zugang zur Wirklichkeit schon immer durch das Medium der Sprache erfolgt, muss laut dieser Auffassung zugegeben werden, dass die Wahrheit eines Satzes einzig und allein von der Wahrheit eines anderen, ihn verifizierenden Satzes abhängt. So ist die Voraussage, dass eine Sonnenfinsternis stattfinden wird, dann wahr, wenn sie von den Aussagen im Protokoll des Astronomen bestätigt wird. Man beachte, dass es hier nicht darum geht, dass die wissenschaftlichen Ergebnisse zuverlässiger sind als die spontane Beobachtung. Der Satz „ich sehe eine Sonnenfinsternis“ kann, wenn er wahr ist, jene Voraussage genauso gut bestätigen. Es soll lediglich unterstrichen werden, dass „ich sehe eine Sonnenfinsternis“ schon ein Satz einer bestimmten Sprache ist, nicht der Ausdruck einer Betrachtung der Welt aus neutralem Standpunkt. Was meint nun Wittgenstein dazu? „Natürlich“, sagt er, „gibt es ein Konfrontieren des Satzes mit der Wirklichkeit.“ (WWK S. 209) Behauptet jemand – fügt er hinzu –, in einem bestimmten Raum sitzen sechs Personen, so kann dies verifiziert werden, beispielsweise indem

Kapitel 2

man hinschaut. Ganz anders liegen die Dinge bei der hinweisenden Erklärung. Im Gegensatz zu dem, was Wittgenstein früher dachte, vermag sie es nicht, eine Verbindung zwischen Sprache und Wirklichkeit herzustellen (WWK S. 209-210). Dass Wittgenstein diese Unterscheidung explizit macht, soll hier registriert werden. Die Ansicht einiger Forscher, der späte Wittgenstein habe eine Art Internalismus vertreten, wird nämlich in erster Linie damit begründet, dass seine Analyse der hinweisenden Erklärung in den *Philosophischen Untersuchungen* den Beweis dafür liefern soll, dass es aus der Sprache kein Entkommen gibt. Darauf muss weiter unten ausführlich eingegangen werden. Im Augenblick möchte ich nur soviel sagen: Hat es sich herausgestellt, dass der Käfig, in dem wir sitzen, keine Fenster hat, so müssen wir nicht gleich verzweifeln; vielleicht hat er dann eine Tür.

Doch vorerst verweilen wir noch ein bisschen bei der zuletzt zitierten Äußerung Wittgensteins. Isoliert betrachtet scheint sie den Punkt ganz zu verfehlen. Es hat niemand geleugnet, dass man, um den Satz zu verifizieren, hinschauen kann. Dass Wittgenstein so tut, als hätte er das nicht begriffen, hat allerdings seinen Grund: Das Schauen, von dem er redet, ist kein theoretisches, sondern eher praktischer Natur. Wittgenstein argumentiert aus semantischer, nicht aus epistemologischer Sicht. Er will auf Folgendes hinaus: Wenn ich den Satz „im Nebenzimmer befinden sich sechs Personen“ verstehe, weiß ich, was ich tun muss, um ihn zu verifizieren, z.B. hingehen, schauen und zählen. Dass ich mich dabei täuschen kann, oder dass ich beim Sehen meine sprachliche Brille nicht absetzen kann, ist völlig gleichgültig. An dieser Stelle ist Wittgenstein noch sehr weit davon entfernt, den umfassenden Gebrauch, den wir in einer Sprachgemeinschaft von Sätzen machen, als sinntragendes Element anzuerkennen. Ich will aber die These aufstellen, dass er im Rahmen seiner Überlegungen zur Verifikationsproblematik erste Schritte in diese Richtung macht. Eine Schlüsselrolle kommt in diesem Zusammenhang der Entdeckung zu, dass es in der Sprache Sätze gibt, die mit unserer Erfahrung keinerlei Anknüpfungspunkte haben. Sie laufen sozusagen leer. Einer dieser Sätze ist zum Beispiel das Relativitätsgesetz in der Psychologie, nach dem wir nur durch Kontrast zum Bewusstsein einer Empfindung gelangen, wie etwa im Fall der Harmonie der Sphären, die wir angeblich deshalb nicht hören, weil

Zwischenglieder

wir sie ununterbrochen hören. Wittgenstein war im Laufe eines Gespräches von Schlick gefragt worden, was er davon halte. Seine Antwort:

Hier müssen wir wieder trennen. Was heißt es, wir hören die Harmonie der Sphären? Ist damit etwas gemeint, das man auch auf andere Weise als durch Hören verifizieren kann, so hat der Satz keine phänomenologische, sondern eine andere, etwa eine physikalische Bedeutung (Luftschwingung). Meint man aber damit etwas, was man nur durch Hören verifizieren kann, so sagt man: Wir sollten etwas hören, aber wir hören es nicht – und dieser Satz kann nun auf keine Weise verifiziert werden und hat also keinen Sinn. Leerlaufendes Rad. (WWK S. 65)

Es lohnt sich der Versuch, diese Metapher auszubuchstabieren. Sie deutet eine mechanizistische Sicht der Beziehung zwischen Sprache und Wirklichkeit an. Demnach sind Sprache und Wirklichkeit auf eine ähnliche Weise miteinander verbunden wie die verschiedenen Komponenten eines Motors, dessen Teile so geschickt ineinander verzahnt sind, dass die Inbetriebnahme eines dieser Teile sich unmittelbar in der Ankurbelung des nächsten auswirkt. Würde an irgendeiner Stelle die Verbindung fehlschlagen, dann stünde ein Element da, das keine Funktion hätte, die Reaktionskette wäre unterbrochen und der Mechanismus würde insgesamt nicht arbeiten. Nun, derart starr und zweckgerichtet wird sich Wittgenstein das Funktionieren der Sprache gewiss nicht vorgestellt haben. Aber es war ihm klar geworden, dass die Sätze der Sprache an irgendeiner Nahtstelle ihre semantische Kraft auf die Erfahrung übertragen müssen, ansonsten wären sie funktionslos, und wir wüssten nichts mit ihnen anzufangen. Knapper formuliert: Wenn jemand etwas Sinnvolles sagt, dann muss es Konsequenzen haben. Genau dies geschieht mit philosophischen Sätzen oftmals nicht. Wenn Philosophen sich den Kopf beispielsweise darüber zerbrechen, ob die Gegenstände auch in den Wahrnehmungspausen existieren, benutzen sie in ihrer Problemstellung das Wort „Existenz“ in einem metaphysischen Sinn, der eine Entscheidung von vornherein dadurch vereitelt, dass er jede Verbindung zur Erfahrung abschneidet. Gibt man dem Wort seinen empirischen Sinn zurück, dann erhält das Rätsel eine überraschend einfache Lösung: Natürlich, solange sie niemand ausgerechnet in dem Moment zerstört, existieren die Gegenstände weiter! (vgl. PB 57) „Unsere Sprache ist in Ordnung“, schließt darum Wittgenstein,

Kapitel 2

„sobald wir nur ihre Syntax verstehen und die leerlaufenden Räder erkennen.“ (WWK S. 48).

12. Eine lose Verbindung

Die ausführlichste Behandlung der Fragen im Umkreis des Verifikationismus liefert das letzte Kapitel der *Philosophischen Bemerkungen*. Es ist nicht leicht, alles, was Wittgenstein dort schreibt, unter einen Hut zu bringen, aber im Allgemeinen scheint es die Tendenz zu bestätigen, die früher verfochtene starke Version des Verifikationismus etwas zu entschärfen. Noch zu Beginn des Bandes lesen wir: „Der Sinn einer Frage ist die Methode ihrer Beantwortung [...] Sage mir, *wie* du suchst, und ich werde dir sagen, *was* du suchst“ (PB 27); „Einer Frage entspricht unmittelbar eine *Methode* des Findens. Oder man könnte sagen: Eine Frage *bezeichnet* eine Methode des Suchens. [...] Den Sinn eines Satzes verstehen, heißt, wissen wie die Entscheidung herbeizuführen ist, ob er wahr oder falsch ist.“ (PB 43) Jetzt hingegen sagt Wittgenstein, dass der Satz nur lose mit der Wirklichkeit gekoppelt ist, und im Grenzfall sogar überhaupt nicht. Dann kann der Satz allerdings nicht in Widerspruch mit der Wirklichkeit geraten, gleichgültig, wie die Dinge sich dort verhalten, und ist deshalb sinnlos (PB 225). „Alles, was nötig ist,“ – so die abgemilderte Auffassung – „damit unsere Sätze (über die Wirklichkeit) Sinn haben, ist, daß unsere Erfahrung *in irgendeinem Sinne* mit ihnen eher übereinstimmt oder eher nicht übereinstimmt. D. h., die unmittelbare Erfahrung muß nur irgendetwas an ihnen, irgend *eine* Facette bewahrheiten. Und dieses Bild ist ja unmittelbar aus der Wirklichkeit genommen, denn wir sagen, ‚hier ist ein Sessel‘, wenn wir nur *eine* Seite von ihm sehen.“ (ebd.) Außerdem betont Wittgenstein, dass die unmittelbare Erfahrung, und nicht das An-sich-Seiende, der Bereich ist, auf den der Satz sich in letzter Instanz bezieht, und an dem er auch gemessen wird. „Das Phänomen ist nicht Symptom für etwas anderes, sondern ist die Realität.“ (ebd.) Spätestens an dieser Stelle wird der Text jedoch rätselhaft. Wieso taucht hier das Wort „Phänomen“ wieder auf? Dass es die Rückkehr zum phänomenologischen Standpunkt bedeuten könnte, wird kurz danach zweifelsfrei ausgeschlossen:

Zwischenglieder

Die Beschreibung der Phänomene mittels der Hypothese der Körperwelt ist unumgänglich durch ihre Einfachheit, verglichen mit der unfassbar komplizierten phänomenologischen Beschreibung. Wenn ich verschiedene zerstreute Stücke einer Kreislinie sehe, so ist ihre genaue direkte Beschreibung vielleicht unmöglich, aber die Angabe, daß es die Stücke eines Kreises sind, den ich aus nicht weiter untersuchten Gründen nicht ganz sehe, – ist einfach. (PB 230)

Doch im Paragraph 226 heißt es wiederum: „Das Reden von Sinnesdaten und der unmittelbaren Erfahrung hat den Sinn, daß wir eine nichthypothetische Darstellung suchen.“ Ähnliche Schwierigkeiten präsentiert der Terminus „Hypothese“. Zunächst (PB 225) scheint er als Synonym mit „Satz“ benutzt zu werden. Dann trennt Wittgenstein scharf: „Eine Hypothese ist ein Gesetz zur Bildung von Sätzen. [...] Ein Satz ist sozusagen ein Schnitt durch eine Hypothese in einem bestimmten Ort.“ (PB 228) Möglicherweise ist eine Hypothese ein Satz besonderer Art, nämlich einer, der dazu dient, die Erfahrung im Ganzen darzustellen. Sicher ist dagegen, dass sich Wittgenstein über die verifikative Beziehung zwischen Hypothese und Wirklichkeit erneut unsicher zeigt. „Wenn eine Hypothese nicht definitiv verifiziert werden kann,“ sagt er einerseits, „so kann sie überhaupt nicht verifiziert werden, und es gibt für sie nicht Wahr- und Falschheit.“ (PB 226) Andererseits: „Die Hypothese steht mit der Realität gleichsam in einem loserem Zusammenhang als dem der Verifikation.“ (PB 227) Eine akzeptable Erklärung für diese Schwankung lässt sich meines Erachtens aus folgender Passage gewinnen:

Meine Erfahrung spricht dafür, daß diese Hypothese sie und die zukünftige Erfahrung einfach wird darstellen können. Zeigt es sich, daß eine andere Hypothese das Erfahrungsmaterial einfacher darstellt, so wähle ich die einfachere Methode. Die Wahl der Darstellung ist ein Vorgang, der auf der sogenannten Induktion (nicht der mathematischen) beruht. (PB 226)

Demnach sind die verifikativen Ansprüche, die an eine Hypothese gestellt werden, einfach *sui generis*. Da eine und dieselbe Realität von verschiedenen Hypothesen zufrieden stellend dargestellt werden kann, wäre es eine grobe Vereinfachung, darauf zu bestehen, dass diese Hypothesen entweder wahr oder falsch sein müssen. Bedenkt man jedoch, dass die Hypothesen untereinander konkurrieren, erscheint die Forderung nach ihrer Verifizierbarkeit wieder als berechtigt. „Die Wahrscheinlichkeit einer Hypothese

hat ihr Maß darin, wieviel Evidenz nötig ist, um es vorteilhaft zu machen, sie umzustoßen.“ (PB 229) Angesichts dieses hybriden Charakters nimmt die Hypothese eine Mittelstellung zwischen Erfahrungssatz und den syntaktischen Regeln der Darstellung ein. Sie ist nicht so grundlegend, und darum auch nicht so willkürlich wie das Beschreibungsnetz, welches überhaupt einen Rahmen für die Wirklichkeitsdarstellung schafft, steht aber auch nicht unter einem so großen Bewährungsdruck wie ein Erfahrungssatz.⁹ Wenn diese Deutung stimmt, legt Wittgenstein zu diesem Zeitpunkt eine differenziertere Sicht über die Verbindung zwischen Sprache und Welt an den Tag als in späteren Werken. Sehr überraschend kommt das nicht, denn nirgends sonst wie in den *Philosophischen Bemerkungen* setzt er sich mit dieser Frage so intensiv auseinander.

13. Das Wesen der Welt

Schon zu Beginn des Bandes wird die These der Willkürlichkeit der Syntax oder Grammatik wieder aufgegriffen. Diese These wurde zunächst – wie wir uns erinnern – in den Gesprächen mit Schlick und Waismann ausgesprochen, eine ernsthafte Diskussion blieb jedoch aus. Dieses Versäumnis wird nun nachgeholt, und zwar in einer Weise, die den Sinn von Wittgensteins Gedanken zugleich präzisiert. Klar wird dabei nämlich, dass mit der Behauptung, die Grammatik sei willkürlich, nicht gesagt sein soll, sie sei grundlos, und deshalb ganz beliebig. Sie will vielmehr darauf hinaus, dass, wie die tatsächliche Grammatik auch immer zustande gekommen sein mag, eine sprachliche Rechtfertigung dieser Grammatik bzw. die Widerlegung einer anderen unmöglich ist. Das liegt daran, dass die Rechtfertigung zirkulär wäre, da sie sich der zu rechtfertigenden Grammatik selbst bedienen müsste. Die Widerlegung hingegen müsste genau die Möglichkeit dessen annehmen, was sie als unsinnig ausschließen möchte. „Daß es unsinnig ist,“ schreibt darum Wittgenstein, „von einer Farbe zu sagen, sie sei eine Terz höher als eine andere, kann nicht bewiesen werden. Ich kann nur sagen: ‚wer diese Worte in der Bedeutung verwendet, wie ich es tue, der kann mit dieser Kombination keinen Sinn verbinden; hat sie für ihn

⁹ Vgl. dazu Kenny 1974, 155 f.

einen Sinn, so versteht er etwas anderes unter den Worten als ich.“ (PB 4, vgl. PB 7). Eine rationale Begründung der Grammatik wäre möglich, wenn Denken etwas wäre, was weitgehend sprachunabhängig geschehen könnte. Doch das Gegenteil ist der Fall. Obwohl Wittgenstein zugibt, dass das Denken der meisten Menschen in einer „Mischung von Symbolen“ vor sich geht, an der die sprachlichen Symbole im engeren Sinn eventuell nur einen relativ geringen Anteil haben, besteht er darauf, dass Sprache und Denken unlösbar verbunden sind (PB 5). So lernt ein Kind, wenn es seine Muttersprache erwirbt, gleichzeitig in dieser Sprache zu denken. „Es gibt kein Vorstadium, in welchem das Kind die Sprache zwar schon gebraucht, sozusagen zur Verständigung gebraucht, aber noch nicht in ihr denkt.“ (ebd.) Diese Einsicht wird zusätzlich durch die Erkenntnis bestätigt, dass die hinweisende Definition und die hinweisende Erklärung bereits eine ausreichende Beherrschung der Sprache bei ihrem Adressaten voraussetzen, um ihre Wirkung entfalten zu können. Anders ausgedrückt, Klavierspielen, zum Beispiel, kann man jemanden mittels der Sprache lehren, die Sprache selbst aber nicht, denn es würde bedeuten dass man mit der Sprache aus der Sprache heraus treten kann, was in der Tat nicht möglich ist (PB 6).

Wieder einmal ist der Neuheitswert von dem, was Wittgenstein in diesen Paragraphen vorträgt, eigentlich gering. Vor allem die Idee, dass das, was die Sprache befähigt, etwas über die Welt auszusagen, nicht selbst durch die Sprache ausgesagt werden kann, spielte bereits im *Tractatus* eine zentrale Rolle. Doch während im *Tractatus* die Idee der Unausdrückbarkeit der Logik auf direktem Weg zur These der Isomorphie von Bild bzw. Satz und Wirklichkeit führt, wird sie in den *Philosophischen Bemerkungen* in den Dienst der ihr entgegen gesetzten Theorie der Willkürlichkeit der Grammatik gestellt. Übrigens haben wir es hier mit einer Verfahrensweise zu tun, der Wittgenstein sein Leben lang treu bleiben wird. Unzählige Male stoßen wir in seinen Schriften auf Argumente, oft sogar auf ganze Passagen, die älteren Werken entnommen wurden, im neuen Kontext jedoch eine völlig andere Funktion erfüllen als ursprünglich. Im gegenwärtigen Zusammenhang wird von der naiven Vorstellung endgültig Abstand genommen, dass unseren Sätzen sprachunabhängige Sachverhalte in der Welt gegenüber stehen, deren Elemente und Struktur von ihnen absorbiert

Kapitel 2

werden. Wenn diese Sicht auch mit Schweigen übergangen wird, so ist doch die unglückliche Wahl des Adjektivs „willkürlich“, um die Austauschbarkeit der Grammatik zu betonen (siehe PB 5), nicht anders zu erklären, als durch den Drang, sich vom früheren Irrtum deutlich abzusetzen. Unglücklich ist die Wortwahl deshalb, weil sie den Leser auf eine falsche Fährte lockt. Sie suggeriert nämlich, dass die Grammatik der Wirklichkeit aufgezwungen werden kann, ohne auch noch die mindeste Rücksicht auf sie nehmen zu müssen. Dabei knüpft die Grammatik an die Wirklichkeit in geradezu essenzieller Weise an. Die Grammatik, als Wesen der Sprache aufgefasst, „ist ein Bild des Wesens der Welt“ (PB 54); „und die Philosophie“, fügt Wittgenstein hinzu, „als Verwalterin der Grammatik kann tatsächlich das Wesen der Welt erfassen, nur nicht in Sätzen der Sprache, sondern in Regeln für diese Sprache, die unsinnige Zeichenverbindungen ausschließen.“ (ebd.) Indem die Grammatik das Sinnlose aus der Sprache aussondert, fängt sie also zugleich das Wesen der Welt ein. Dass in der Grammatik diese Aufgabe verschiedentlich gelöst werden kann, scheint mir unproblematisch. Die Grenzlinie zwischen Sinn und Unsinn kann in unterschiedlichen Grammatiken einen unterschiedlichen Verlauf annehmen, ohne dass sich im Endergebnis (sagen wir flächenmäßig) etwas ändert. Sie kann aber nicht nach Lust und Laune gezogen werden. Die Höhe eines Menschen können wir nicht mit der Waage messen, sondern nur mit dem Maßstab (PB 33). Das ist mit der Unverifizierbarkeit der syntaktischen Regeln nicht zu verwechseln. „Wenn ich sage,“ notiert Wittgenstein, „die Darstellung muß von meiner Welt handeln, so kann man nicht sagen, ‚weil ich sie sonst nicht verifizieren kann‘, sondern, weil sie sonst von vornherein keinen Sinn für mich hat.“ (PB 34)

Richtig ist, dass schon beim Lernen der Sprache „die Verbindungen zwischen der Sprache und den Handlungen hergestellt werden“ (PB 23). Dass die Handlung eine wichtigere Rolle in Wittgensteins Sprachauffassung spielen würde, hatte sich – darauf habe ich oben hingewiesen – bereits seit seinen ersten Reflektionen über die Verifikation von Sätzen angedeutet. Nun kommt diese Tendenz immer stärker zum Ausdruck. So lesen wir: „Die Sprache muß von der Mannigfaltigkeit eines Stellwerks sein, das die Handlungen veranlaßt, die ihren Sätzen entsprechen.“ (PB 13) Wie wir uns erinnern, hatte Wittgenstein die Mechanismus-Metapher schon mehr-

mals benutzt, um deutlich zu machen, dass unsere Sätze, soweit sie eine echte Funktion in der Sprache erfüllen, irgendeine Verbindung zur Erfahrung aufweisen müssen. Jetzt rückt die Handlung an die Stelle der Erfahrung, und dies mit weit reichenden Konsequenzen. Die unmittelbar gravierendste Konsequenz ist wohl das Experimentieren mit dem Instrumentalismus. So lässt sich Wittgenstein zur Formulierung hinreißen: „Man kann sagen: Der Sinn eines Satzes ist sein Zweck. (Oder von einem Wort ‚its meaning is its purpose.‘)“ (PB 15) In diesem Kontext führt er eine weitere Metapher ein, welche durch ihre Wiederaufnahme im Paragraph 12 der *Philosophischen Untersuchungen*, wo sie allerdings eine ganz andere Rolle spielt, später Berühmtheit erlangen wird:

Wie in einem Stellwerk mit Handgriffen die verschiedensten Dinge ausgeführt werden, so mit den Wörtern der Sprache, die Handgriffen entsprechen. Ein Handgriff ist der einer Kurbel und diese kann kontinuierlich verstellt werden; einer gehört zu einem Schalter und kann nur entweder umgelegt oder aufgestellt werden; ein dritter gehört zu einem Schalter, der drei oder mehr Stellungen zulässt; ein vierter ist der Handgriff einer Pumpe und wirkt nur, wenn er auf- und abbewegt wird, etc.: aber alle sind Handgriffe, werden mit der Hand angefaßt. (PB 13)

In der Umgebung der *Bemerkungen* unterstreicht der Vergleich die Rolle der praktischen Anwendung der Sprache. Die Anwendung ist das, „was die Lautverbindungen oder Striche überhaupt zu einer Sprache macht“ (PB 54). Was das konkret bedeutet, hat Wittgenstein noch nicht genau herausgearbeitet. Er spricht vom „Anlegen der Sprache an die Wirklichkeit“ (ebd.), aber die Vielfalt der Handgriffe im Stellwerk macht deutlich, dass er mehr als die Verifikation der Sätze im Sinn hat. Tatsächlich werden fortan andere Satzarten außer dem Aussagesatz mit berücksichtigt. Befehle, zum Beispiel, aber auch Sätze, die Wünsche oder Erwartungen zum Ausdruck bringen, sind jetzt im Gegensatz zum *Tractatus* Objekt des Interesses.

14. Erwartung und Intention

Vor allem der Erwartung widmet Wittgenstein große Aufmerksamkeit. Das sollte sich auch schon bald als äußerst produktiv erweisen. Die Reflektion über die Erwartung deckt nämlich sehr rasch die Schwachstellen des

Kapitel 2

Stellwerkmodells auf. Das Modell ist zu starr. Es lässt die Verbindung zwischen Sprache und Handlung viel einfacher erscheinen als sie in Wahrheit ist. Zwischen der Betätigung eines Handgriffs und dem Eintreten eines bestimmten Ereignisses findet eine Kausalbeziehung statt. Wenn ich einen Schalter umlege, und nichts passiert, oder nicht das, was passieren sollte, dann ist der Mechanismus defekt. Dasselbe kann man vom Sprechen eines Satzes und dem Vollzug einer Handlung nicht sagen. Habe ich im Cafe ein Bier bestellt, bekomme aber nach langem Warten nichts, weil der Kellner es vergessen hat, so ist an meinem Satz „Bringen Sie mir bitte ein Bier!“ nichts Falsches. Vielleicht erinnert er sich später wieder, ohne dass ich etwas sage, wenn er mein verzweifertes Gesicht bemerkt, und ich bekomme doch noch zu meiner Zufriedenheit das Bier. Es kann aber sein, dass er, aus welchem Grund auch immer, mir ein Wasser bringt. In dieser Variante haben meine Worte tatsächlich ein Ereignis hervorgerufen, und nach dem Stellwerkmodell offenbart dieses Ereignis den Sinn meiner Äußerung. Dabei habe ich ein Bier bestellt, nicht ein Wasser, das heißt, die Handlung des Kellners wird mich verständlicherweise unzufrieden lassen. Aber wie wird der Sinn meiner Äußerung beeinflusst, wenn ich *doch* glücklich bin darüber, ein Wasser statt eines Biers bekommen zu haben?

Natürlich lautet die Antwort, dass der Sinn eines Satzes unabhängig ist davon, welchen Gemütszustand ein nachträgliches Ereignis beim Sprecher hervorruft.

Genau das Gegenteil folgt jedoch laut Wittgenstein aus Russells Darstellung des Wunsches und der Erwartung in *The Analysis of Mind*. „Ich glaube,“ schreibt er, „Russells Theorie käme auf Folgendes hinaus: Wenn ich jemandem einen Befehl gebe und, was er darauf tut, mir Freude macht, so hat er den Befehl ausgeführt. (Wenn ich einen Apfel essen wollte und mir einer einen Schlag auf den Magen versetzt, so daß mir die Lust zu essen vergeht, dann war es dieser Schlag, den ich ursprünglich wünschte.)“ (PB 22) Das ist eine offenkundige Absurdität. Die Beziehung zwischen der Erwartung (oder ihrem sprachlichen Ausdruck) und ihrer Erfüllung kann weder kausal noch durch das Eintreten eines äußeren Ereignisses erklärt werden. Ihre Beziehung muss eine „interne“ (PB 21) sein, d.h., der Sachverhalt, der die Erwartung von p erfüllt, ist kein anderer als derjenige, der durch den Satz p ausgedrückt wird (siehe PB 25, 29). In einer Sprache

formuliert, die an den *Tractatus* noch stärker erinnert, klingt das so: „Die Erwartung, der Gedanke, der Wunsch, etc., daß p eintreffen wird, nenne ich erst dann so, wenn diese Vorgänge die Multiplizität haben, die sich in p ausdrückt, erst dann also, wenn sie *artikulierte* sind. [...] (Die Speichelabsonderung im Mund – auch wenn sie noch so genau gemessen ist – ist *nicht* das, was ich die Erwartung nenne.“ (PB 32) Das hat zur Folge, dass die einzige Verifikationsmethode des Erwartungssatzes im Vergleich desselben Satzes mit dem durch ihn beschriebenen Ereignis (oder Sachverhalt) besteht (PB 16). Einige Seiten weiter (PB 21) nimmt Wittgenstein sogar Bezug auf die Bildtheorie des *Tractatus*, um aus deren Perspektive den Unterschied zwischen seiner eigenen und Russells Auffassung (bei der Gelegenheit wird diese Auffassung ebenfalls Ogden und Richards zugeschrieben) folgendermaßen zu reformulieren: Während aus der Sicht der Bildtheorie das Wiedererkennen (des Erwarteten, Gewünschten, Befohlenen, usw.) als das Erkennen einer internen Relation angesehen wird, erblickt Russell darin eine externe Relation.

Allerdings begünstigt die explizite Einbeziehung der Bildtheorie das Aufdecken einer Schwierigkeit, die im *Tractatus* allem Anschein nach unbemerkt geblieben war. Ich meine die Möglichkeit, dass ein und dasselbe Bild von verschiedenen Personen unterschiedlich verstanden wird, was sich beispielsweise in der abweichenden Ausführung eines Befehls auswirken kann. Der Befehlende kann auch selbst unter Umständen ein Bild als Zeichen für mannigfache Handlungen benutzen. Darum wirft Wittgenstein die prinzipielle Frage auf: „Wie ist das Bild gemeint? Die Intention liegt nie im Bild selbst, denn, wie immer das Bild geschaffen ist, immer kann es auf verschiedene Weise gemeint sein.“ (PB 24) Kurzum, die Übertragung der Bildtheorie auf andere Satzarten außer dem Aussagesatz hat das ans Licht gebracht, was ich die „semantische Offenheit“ des Bildes nennen möchte. Damit meine ich das grundsätzliche Unvermögen des Bildes, von allein einen Sinn festzulegen. Ohne fremde (nämlich unsere) Hilfe kommt das Bild offenbar nicht aus, und so erkennt Wittgenstein plötzlich der Intention eine fundamentale Bedeutung zu. „Wenn man das Element der Intention aus der Sprache entfernt,“ notiert er nun, „so bricht damit ihre ganze Funktion zusammen.“ (PB 20) Dabei entgeht ihm nicht, wie problematisch die Zulassung der Intention als sinnkriteriales Instrument

Kapitel 2

ist: „Es kann scheinen, als brächte man mit der Absicht ein unkontrollierbares, sozusagen metaphysisches Element in unsere Betrachtung.“ (PB 21) Ähnliche Bedenken verpackt Wittgenstein in eine Bemerkung, die an den Satz T 4.1121 erinnert: „Man ist in der Philosophie immer in der Gefahr, eine Mythologie des Symbolismus zu geben, oder der Psychologie.“ (PB 24) Tatsächlich wird an einer Stelle von der „Absicht“ (das Wort wird, wie es sich in PB 21 zeigt, als Synonym mit „Intention“ gebraucht) gesprochen als einem „psychischen Vorgang“:

Ein anderer psychischer Vorgang, der in unsere Gruppe gehört und mit allen diesen Dingen zusammenhängt, ist die Absicht. Man könnte sagen, die Sprache ist wie ein Stellwerk, das mit einer bestimmten Absicht gehandhabt oder zu einem bestimmten Zweck gebaut ist.

Wenn eine Vorrichtung als Bremse wirken soll, tatsächlich aber aus irgendwelchen Ursachen den Gang der Maschine beschleunigt, so ist die Absicht, der die Vorrichtung dienen sollte, aus ihr allein nicht zu ersehen.

Wenn man dann etwa sagt ‚das ist der Bremshebel‘, ‚er funktioniert aber nicht‘, so spricht man von der Absicht. Ebenso ist es, wenn man eine verdorbene Uhr doch eine Uhr nennt.

(Die psychologischen – trivialen – Erörterungen über Erwartung, Assoziation, etc. lassen immer das eigentlich Merkwürdige aus, und man merkt ihnen an, daß sie herumreden, ohne den vitalen Punkt zu berühren.) (PB 31)

Die Bemerkung ist jedoch verwirrend, denn gleichzeitig ist Wittgenstein sichtlich darum bemüht, der Gefahr der Psychologisierung der Intention entgegenzuwirken. Davon zeugt sowohl der in Klammern gesetzte Satz als auch die Feststellung, dass man in erster Linie von der „Absicht“ spricht, wenn eine Äußerung ihr Ziel verfehlt. Außerdem besteht er darauf, dass die Intention sich darin ausdrückt, wie man den Satz mit der Wirklichkeit vergleicht (PB 24). Wie soll das aber – lautet die hier berechnete Frage – im Fall des Ausdrucks einer Erwartung, zum Beispiel, geschehen, also im Fall eines Satzes, der erst in der Zukunft wird verifiziert werden können? Darauf ist Wittgensteins Antwort: „Wenn ich jemandem sage, daß *morgen* schönes Wetter sein wird, so dokumentiert er sein Verständnis, indem er nicht *jetzt* versucht, den Satz zu verifizieren.“ (PB 27) Schließlich ergänzt er das durch den wiederholten Hinweis darauf, dass die Erwartung

und das Ereignis, das sie befriedigt, sich denselben logischen Raum teilen müssen (PB 32 ff., vgl. insbesondere PB 38, wo dasselbe von Erinnerung bzw. Vorstellung und Wirklichkeit behauptet wird). „Die Erwartung bereitet sozusagen einen Maßstab vor, womit das eintretende Ereignis gemessen wird, und zwar so, daß es unbedingt damit gemessen werden kann, ob es nun mit dem erwarteten Teilstrich zusammenfällt oder nicht.“ (PB 33) Und gleich danach lässt sich Wittgenstein eine weitere Metapher einfallen: „Die Erwartung von p und das Eintreffen von p entsprechen etwa der Hohlform und der Vollform eines Körpers. p entspricht dabei der Gestalt des Volumens, und die verschiedenen Arten, wie diese Gestalt gegeben ist, dem Unterschied von Erwartung und Eintreffen.“ (PB 34) An diesen Stellen ist von Intention nicht direkt die Rede. Sie sind aber wohl so zu lesen, dass die Intention schon in der Gestaltung des Maßstabes bzw. der Hohlform ihren Niederschlag finden soll.

15. Homogener Raum

Unabhängig von ihrem Beitrag zur Klärung der Rolle der Intention, verdient die These der Homogenität des logisch-semantischen Raumes für sich genommen besondere Aufmerksamkeit. Sie darf mit der Isomorphie-These des *Tractatus* nicht verwechselt werden. Denn sie geht nicht von zwei Räumen aus (dem sprachlichen und dem der Sachverhalte), deren Strukturgleichheit es zu betonen gilt, sondern räumt stattdessen mit der Sichtweise auf, die für Sprache und Wirklichkeit heterogene, wenn auch isomorphe Räume vorsieht. Man könnte die neue Auffassung gerade auf die knappe Formel bringen, dass sie die Isomorphie zweier Räume durch die Homogenität eines einzigen Raumes ersetzt. Der Nachteil einer solchen Formel ist jedoch, dass sie den Eindruck erweckt, es handle sich hierbei um eine bloße kosmetische Korrektur. In Wahrheit haben wir es hier mit dem Beginn eines radikalen Umdenkens zu tun. Die gewonnene Einsicht, dass das Bild im Sinn des *Tractatus* grundsätzlich semantisch offen ist, bringt Wittgenstein dazu, verstärkt über die Art der Verbindung zwischen Sprache und Welt nachzudenken. Wir lesen in PB 32: „Was ist der Zusammenhang zwischen Zeichen und Welt? Könnte ich nach etwas suchen, wenn nicht der Raum da wäre, worin ich es suche?! Wo knüpft das Zeichen an die Welt

Kapitel 2

an?“ Die Lösung, die zu dieser Zeit in Wittgensteins Denken Konturen zu gewinnen beginnt, ist die denkbar einfachste: Das Zeichen muss gar nicht erst an die Welt anknüpfen, es bewegt sich schon immer darin. Zugegeben, in den *Philosophischen Bemerkungen* taucht diese Idee noch als eine Art Gedankenexperiment auf. Bedenken werden nicht verschwiegen: „Daß der Maßstab im selben Raum sein muß und ist, wie das gemessene Objekt, ist verständlich. Aber inwiefern sind die *Worte* im selben Raum wie das Objekt, dessen Länge in Worten beschrieben wird, oder im selben Raum wie die Farbe, etc.? Es klingt absurd.“ (PB 45) In diesen Worten hallt der Geist des *Tractatus* nach. Das Gefühl der Absurdität hängt wohl mit der noch mächtigen Idee zusammen, dasjenige, was unseren Worten Bedeutung und Sinn verleiht, könne nicht derselben Art wie die kontingenten, wahrnehmbaren sprachlichen Zeichen sein, sondern müsse a priori, wie aus einer anderen Sphäre heraus, die Anwendung der Zeichen bestimmen. Das Gefühl verfliegt, wenn man aufhört, im gesprochenen oder geschriebenen Wort so etwas wie ein notwendiges Übel zu sehen, das die Sprache in ihrem Erscheinen ebenso verunreinigt wie die Körperlichkeit den idealen, reinen Maßstab verunreinigt (PB 48). Hat man gelernt, die Sprache als etwas zu betrachten, das in der Lebenswelt des Menschen fest verankert ist („... das Modell muss in seinem Wesen die Beziehung auf die Welt haben, in der wir leben“, PB 34), so ist der Weg offen für eine völlig neue Auffassung der Beziehung zwischen Sprache und Wirklichkeit. Ausgereift werden wir diese neue Auffassung erst in den *Philosophischen Untersuchungen* finden. Wie weit Wittgenstein ungefähr ein Jahr nach seiner Rückkehr nach Cambridge bereits ist, lässt sich sehr schwer sagen. Anthony Kenny hat in seinem Wittgenstein-Buch eine Standortbestimmung gewagt:

Wittgenstein glaubte weiter daran, daß ein Satz ein Bild sei, daß er dieselbe Mannigfaltigkeit haben müsse wie der von ihm abgebildete Sachverhalt, daß er zusammengesetzt sein müsse, daß er mit der Wirklichkeit verglichen werden müsse, um zu erkennen, ob er wahr oder falsch ist; er glaubte weiter an die Unterscheidung zwischen Zeigen und Sagen, an die Existenz innerer Beziehungen zwischen Sätzen, die sich nur zeigen und nicht sagen lassen, und die die Grundlage von Schlüssen von einem Satz auf einen anderen bilden. Doch er glaubte nicht mehr an die Unabhängigkeit der Elementarsätze, an die Möglichkeit, die Allgemeinheit allein mit Wahrheitsfunktionen darzustellen; und seine

Zwischenglieder

Vorstellung von der Art der Gegenstände, die die Struktur der Welt bilden, änderte sich. Als Ergebnis wurde das System des *Tractatus* geschmeidiger und kam der Umgangssprache näher.¹⁰

Ich halte diese Einschätzung im Wesentlichen für zutreffend. Obwohl Kenny sich dabei in erster Linie auf die Gespräche bezog, die Wittgenstein Ende 1929 und Anfang 1930 mit Mitgliedern des Wiener Kreises führte, dürfte sie ohne Mühe auf große Teile der *Philosophischen Bemerkungen* übertragbar sein. Nichtsdestoweniger zeigt schon die Behauptung, Wittgenstein glaubte weiterhin daran, dass der Satz ein Bild sei, wie groß hier die Gefahr ist, die Dinge zu vereinfachen. Freilich hält Wittgenstein an der Bildhaftigkeit des Satzes nach wie vor fest. Von der Bildtheorie des *Tractatus* ist trotzdem 1930 nicht mehr viel übrig, denn wesentlichen Komponenten jener Theorie, allem voran der Isomorphie-Beziehung zwischen Bild und Wirklichkeit, hat Wittgenstein längst abgeschworen. Schon in der ersten Reihe von Gesprächen mit Schlick und Waismann stellt er eine revidierte, eher pragmatische Version der Bildtheorie vor:

Eine sehr gute Methode, den Abbildungscharakter der Sprache zu illustrieren, besteht darin, daß man die Sätze der Sprache als *Anweisungen* auffaßt, etwas zu tun. Ich leite Sie durch meine Worte im Zimmer herum: „Jetzt gehen Sie drei Schritte nach vorwärts, jetzt zwei nach links, jetzt strecken Sie den rechten Arm aus, etwas höher, nein, jetzt schon zu viel, und so weiter.“ Hier ist ganz klar, daß die Sprache die selbe Multiplizität besitzen muß wie die Bewegungen, die ich durch meine Sätze dirigiere. Alles, was Sie tun, muß schon in dem enthalten sein, was ich sage. (Wenn ich an einer Maschine drei Geschwindigkeiten einschalten soll, so kann ich das unmöglich dadurch tun, daß ich einen Hebel bediene, der nur zwei Stellungen hat.) Ebenso kann ich durch meine Worte das Mischen von Farben dirigieren. Ich sage: „Nehmen Sie blau, etwas weiß, noch mehr weiß, jetzt noch ein klein wenig blau, und so weiter.“ Wenn ich nun einen negativen Satz ausspreche, wie: „Nehmen Sie nicht blau“, so ist damit nicht gesagt, daß Sie jetzt etwa die Hände hoch strecken, oder tanzen sollen, sondern der Satz verbietet nur, daß Sie blau nehmen, und gibt jede andere Farbe frei. Also auch der negative Satz gibt der Wirklichkeit dieselbe Multiplizität wie der positive, und das allein liegt mir am Herzen, wenn ich sage, daß der negative Satz ebensoviel Sinn hat wie der positive. (WWK S. 84-85, vgl. PB 10)

¹⁰ Kenny 1974, 141.

Kapitel 2

Eine prominente Rolle behält in dieser neuen Version die Forderung bei, dass Bild und Wirklichkeit dieselbe logische Mannigfaltigkeit aufweisen. Das ist auch nicht verwunderlich, denn durch die Erfüllung dieser Forderung wird sichergestellt, dass das Bild überhaupt sinnvoll ist. Die Gleichheit in punkto logische Mannigfaltigkeit lässt sich aber nicht länger darauf zurückführen, dass eine mehr oder weniger direkte Entsprechung zwischen den Elementen des Bildes und den Komponenten des dargestellten Sachverhaltes stattfindet. Die Gründe dafür sind vielfältig. Erstens rückt auf der Seite des Bildes bzw. Satzes die Syntax immer stärker in den Mittelpunkt. Zweitens gibt es auf der Seite der Wirklichkeit keine metaphysisch verbürgten Gegenstände und Sachverhalte mehr, welche die Last eines Strukturvergleiches auf sich nehmen könnten. Drittens stellt sich der Vergleich selbst zunehmend als problematisch heraus. Die Entdeckung der semantischen Offenheit des Bildes ist daran maßgeblich beteiligt. In Anbetracht all dieser Veränderungen erweist sich die Umwandlung der Bildauffassung des *Tractatus* in eine handlungsorientierte Theorie tatsächlich als nahe liegend. In dieser Phase gibt die Machbarkeit oder Ausführbarkeit der in den Bildern enthaltenen Anweisungen den Prüfstein für die Entscheidung über deren Sinnhaftigkeit ab. Das macht der in Klammern gesetzte Satz deutlich, in dem die Mechanismus-Metapher abermals bemüht wird. Wenn die Wirklichkeit (in dem Fall die Maschine) nicht mitmacht, ist das Bild inadäquat.

KAPITEL 3

Die neue Perspektive

1. Sprachliche Gebärden

Es gehört wohl zu den stilistischen Eigenheiten Wittgensteins, dass er in seinen Werken gern wesentliche Gedanken an unscheinbaren Stellen platziert. Bereits im *Tractatus* hatte er den Grundgedanken des Buches unter einer Nummer notiert (nämlich T 4.0312), die seiner eigenen Erläuterung des darin benutzten Dezimalsystems zufolge (siehe S. 11, Fußnote) ein sehr geringes logisches Gewicht andeutet. Nun stößt man auch in der *Philosophischen Grammatik* (PG 131) auf folgenden Satz: „Worte sind Taten.“ Eine Ironie ist, dass dieser Satz sich in Klammern am Ende einer Bemerkung über das Erinnern befindet, wie eine Trivialität also, die uns der Autor sozusagen nebenbei ins Gedächtnis ruft. Dabei spricht dieser Satz eine der grundlegenden neuen Einsichten der Spätphilosophie Wittgensteins überhaupt aus. Man braucht längst kein Experte mehr zu sein, um über Wittgensteins Wende von der idealen hin zur normalen Sprache Bescheid zu wissen. Es gibt auch kaum einen neuen Forschungsbeitrag, der nicht dafür sorgt, dass diese Erkenntnis nicht in Vergessenheit gerät. Lobenswert ist das allemal, denn tatsächlich ist Wittgenstein nach seiner Rückkehr nach Cambridge im Jahr 1929 schnell zu der Überzeugung gelangt, dass die philosophische Reflektion über die Sprache keine Rücksicht auf ein vermeintliches, meist unerreichtes Ideal nehmen soll, sondern sich an der von uns allen gesprochenen und wohlbekanntesten Sprache des Alltags zu orientieren hat. Was mir jedoch viel wichtiger scheint ist, dass dieses Umdenken von einer revolutionären Auffassung begleitet ist darüber, was Sprache ist und wie sie funktioniert.

Im *Tractatus* wurde „Sprache“ als „die Gesamtheit der Sätze“ definiert (T 4.001). Gemeint war die Menge der möglichen, logisch adäquaten, gesprochenen bzw. geschriebenen, Tatsachen beschreibenden Sätze. Andere sprachliche Erscheinungen, die übrigen Satztypen zum Beispiel, hatten darin keinen Platz, und von den Menschen, die in bestimmten Situationen jene Sätze aussprechen, war im ganzen Buch keine Rede. Im vorigen

Kapitel 3

Kapitel haben wir allerdings verfolgen können, wie Wittgenstein zunächst im Rahmen seines phänomenologischen Experimentes auf den praktischen Zusammenhang aufmerksam wurde, aus dem unsere Sätze nicht ohne schwerwiegende Konsequenzen gerissen werden können, und dann durch seine Überlegungen über Verifikationismus, Grammatik und Bildlichkeit allmählich dazu kam, auf die praktische Anwendung der Sätze immer stärker zu achten. Schließlich stellten wir fest, dass Wittgenstein schon im Januar 1930 seine frühere Bildtheorie der Sprache in eine handlungsbezogene Theorie umformuliert hatte, der zufolge der Satz als eine Anweisung betrachtet werden kann, dies oder jenes zu tun. Natürlich konnte ihm nicht lange verborgen bleiben, dass jemandem die Anweisung zu geben, soundso zu handeln, selbst eine Handlung ist. Zudem – das fand im Kapitel 2 auch Erwähnung – setzte sich Wittgenstein mit der Idee auseinander, dass der als Maßstab begriffene Satz und das von ihm gemessene Objekt sich im selben logisch-semantischen Raum befinden müssen, woraus folgt, dass Satz und Wirklichkeit nicht bloß gleichförmig (isomorph), sondern in einem stärkeren, noch zu bestimmenden Sinn gleichartig sind.

Der oben zitierte Satz aus dem Paragraphen 131 der *Philosophischen Grammatik* soll keine reduktionistische Definition sein. Im Gegenteil, Wittgenstein wird fortan nicht müde werden zu betonen, dass „Sprache“ kein scharf umgrenzter Begriff ist. „Sprache“, schreibt er schon wenige Seiten später, „ist für mich ein Sammelname und ich verstehe darunter die deutsche Sprache, die englische Sprache, u. s. w., und noch verschiedene Zeichensysteme, die mit diesen Sprachen eine größere oder geringere Verwandtschaft haben.“ (PG 137) An einer anderen Stelle, wo die Begriffsbestimmung des *Tractatus* explizit verworfen wird, heißt es sogar: „Sprache“, das sind doch die Sprachen. Auch solche, die ich nach Analogie bestehender erfinde.“ (PG 122) Im Einklang damit steht die Behauptung, Worte seien dem, was wir „Sprache“ nennen, nicht wesentlich (PG 51). Obwohl an dieser Stelle Wittgensteins Beispiele wie zu *Tractatus*-Zeiten von der Möglichkeit handeln, bestimmte Sätze der Wortsprache geometrisch darzustellen, ist es die bislang kaum beachtete Sprache der Gebärden, die in zahlreichen anderen Passagen in klärender Absicht bevorzugt herangezogen wird. Dabei stehen reine Gebärdensprachen

weniger im Focus als die Ausdrucksgebärden, welche wir alle in unsere Rede einfließen lassen. Diese Art von Gebärden erscheint uns als etwas Natürliches und Universelles. Wir neigen zur Ansicht, sie seien das Primäre, während die auf Konvention basierende, hoch komplizierte Wortsprache sich als etwas Künstliches oder Sekundäres präsentiert. Dass die Dinge in Wahrheit nicht so einfach sind, wusste Wittgenstein wohl. Bekannt ist die Bemerkung: „Chinesische Gebärden verstehen wir so wenig, wie chinesische Sätze.“ (Z 219) Kein Raum für Zweifel lässt auch der Eintrag: „Es klingt wie eine lächerliche Selbstverständlichkeit, wenn ich sage, daß der, welcher glaubt, die Gesten seien die primitiven Zeichen, die allen andern zu Grunde liegen, außer Stande wäre, den gewöhnlichen Satz durch Gebärden zu ersetzen.“ (PG 46) Nichtsdestoweniger ist der Einsatz von Gebärden ein vollwertiges sprachliches Phänomen, an dem der Handlungscharakter unserer Sätze sich besonders eindrucksvoll begreiflich machen lässt. So lesen wir über die Verneinung: „Das ‚nicht‘ macht eine abwehrende Geste. Nein, es *ist* eine abwehrende Geste. Das Begreifen der Verneinung ist das Verstehen einer abwehrenden Geste.“ (PG 21) Das ist eine radikale Wende! Was im *Tractatus* als Umkehrung des Sinnes, d.h., der Wahrheitsbedingungen eines Satzes aufgefasst wurde, erscheint jetzt als eine alltägliche, durch und durch körperliche Gebärde.

2. Schritte im Kalkül

Was verleiht aber der Gebärde ihre Bedeutung? Im *Tractatus* bekamen die Sätze der Sprache Bedeutung dadurch, dass sie Tatsachen in einem speziellen Sinn waren. Sie waren artikuliert, setzten sich aus unterschiedlich symbolisierenden Zeichen zusammen, und erhielten dadurch die nötige logische Mannigfaltigkeit, um mögliche Sachverhalte abzubilden. Von Ausdrucksgebärden oder von als solchen aufgefassten Wörtern bzw. Sätzen lässt sich dagegen viel schwerer behaupten, sie seien artikuliert. Eine Geste hat so wenig bedeutsame Komponenten, wie die grüne Fahne, die am Strand bedeutet: „Ruhiges Meer; Baden erlaubt.“ Darum ist das, was durch ein solches Zeichen darstellbar ist, notwendigerweise von geringer Komplexität. Die Komplexität wird jedoch schon durch die Einführung weiterer solcher Zeichen gesteigert. So sind wir mittels einer grünen, einer gelben

Kapitel 3

und einer roten Fahne bereits in der Lage, die Badebedingungen differenzierter darzustellen, sowie das Verhalten der Strandbesucher gezielter zu beeinflussen. Vorausgesetzt nun, wir würden dieses Zeichensystem ausreichend erweitern, könnte es nicht ein geeignetes Modell für das Funktionieren der gesamten Sprache abgeben? Freilich wäre es denkbar, so viele Fahnen oder Gebärden einzuführen, bis alle vorstellbar möglichen Mitteilungen, die in der Wortsprache ausdrückbar sind, auch in jenem Zeichensystem eine Entsprechung finden. Praktisch würde das leider schon an den engen Grenzen scheitern, welche dem menschlichen Gedächtnis gesetzt sind, so dass die Antwort auf die obige Frage aus dieser Perspektive zweifelsohne negativ ausfällt.

Wir wollen aber unseren Modellkandidaten etwas genauer betrachten. Was einem aufmerksamen Beobachter mit Sicherheit nicht entgeht, ist, dass die Bildtheorie des *Tractatus* wiederum zu grob ist, um dem, was im Beispiel mit den drei Fahnen vor sich geht, gerecht zu werden. Denn abgesehen von der Schwierigkeit, die Fahnen als Bilder von maritimen Sachverhalten aufzufassen, darf zumindest das Verhalten der Badegäste nicht unberücksichtigt bleiben. Tatsächlich haben wir es in erster Linie mit einem Handlungsmodell zu tun, an dem die Welt, die Zeichen und agierenden Menschen gleichermaßen beteiligt sind. Ein Strandmeister, der für sicheren Wassergenuss verantwortlich ist, soll nach Beobachtung des Meereszustandes seinen Gästen signalisieren, wie sie sich badetechnisch zu verhalten haben. Auf die drei in Frage kommenden Meereszustände hat der Strandmeister dadurch zu reagieren, dass er entsprechend eine der drei verschiedenen Fahnen hisst, worauf von den Urlaubern ihrerseits die passende Verhaltensweise erwartet wird. Zugegeben, auf alle bekannten Möglichkeiten der Verwendung der Sprache lässt sich dieses Modell gewiss nicht leicht übertragen, aber aus dieser Perspektive betrachtet und *mutatis mutandis* scheint es mir durchaus verallgemeinerungsfähig. Jedenfalls steht es dem recht nahe, was Wittgenstein ab Mitte der 30er Jahre als Paradigma für das Funktionieren der Sprache vorschwebt. In der *Philosophischen Grammatik* sieht er die Sprache als eine Art Kalkül an. „Die Sprache ist für uns ein Kalkül; sie ist durch die *Sprachhandlungen* charakterisiert.“ (PG 140) Hier wird „Sprachhandlungen“ in doppeltem Sinn verwendet: Gemeint sind sowohl die physischen Handlungen, die unsere Sätze

einleiten oder begleiten bzw. sich von ihnen ableiten, als auch die Sätze selbst. Sätze sind nämlich „Schritte“ in bestimmten Kalkülen. Als solche bekommen die Sätze Sinn und die Namen, die sie enthalten, bekommen Bedeutung. „Ein Name hat Bedeutung, der Satz hat Sinn im Kalkül welchem er angehört. Dieser ist sozusagen autonom. – Die Sprache muß für sich selber sprechen.“ (PG 27)

Schon die terminologischen Anklänge an den *Tractatus* machen einen erneuten Vergleich unverzichtbar. Im früheren Werk war die Bedeutung eines Namens der Gegenstand, den er bezeichnete, und der Sinn eines Satzes der mögliche Sachverhalt, den er abbildete. Gegenstände und Sachverhalte waren in ihrer Realität metaphysisch verbürgt, obwohl das, was als Gegenstand bzw. Tatsache angesehen wurde, nicht unabhängig vom verwendeten Darstellungsnetz war. Nun werden Bedeutung und Sinn nicht mehr symbolisch-bildlich, sondern funktional aufgefasst. Folgendes Beispiel ist eine treffende Versinnbildlichung dieses Paradigmenwechsels: „Geld, und was man dafür kauft. In gewissen Fällen einen Gegenstand; aber auch die Erlaubnis auf einem Platz im Theater zu sitzen, oder einen Titel, oder schnelle Fortbewegung, oder das Leben, etc.“ (PG 27, vgl. PG 77, PU 120) Später fasst sich Wittgenstein weniger metaphorisch: „Welche Rolle der Satz im Kalkül spielt, das ist sein Sinn.“ (PG 84) Ich möchte es so formulieren: Der Sinn eines Satzes ist die Arbeit, die er im kommunikativen Zusammenhang leistet, in dem er konkret eingesetzt wird. Diese Arbeit kann die Schilderung eines Autounfalls im Gerichtssaal sein, kann aber auch darin bestehen, dass man jemanden vom Baden am Strand abhalten will. Jedenfalls wird der Sinn nicht a priori bestimmt, schon gar nicht durch die Festlegung einer Bezeichnungsbeziehung zwischen Wörtern und metaphysisch verbürgten Gegenständen, sondern ergibt sich aus dem Zusammenspiel aller Komponenten des Kommunikationssystems. Genau das meint Wittgenstein, wenn er sagt, der Kalkül sei autonom. Für ganz ausgeschlossen halte ich die Interpretation, die dieser und thematisch verwandten Passagen in der Forschung häufig gegeben wird, nämlich, dass sie die Ansicht artikulieren, die Art und Weise, wie der Kalkül vollzogen wird, sei nicht durch die Welt vorgegeben, und habe sich um die Welt auch nicht zu kümmern. Selbstverständlich kann man statt einer grünen, einer gelben und einer roten Fahne eine blaue, eine beige und eine schwarze

Kapitel 3

nehmen. Aber erstens kann man nur dort farbige Fahnen benutzen, wo die Menschen imstande sind, die Fahnen nach ihrer Farbe zu unterscheiden, und zweitens Menschen vom Baden abhalten kann man nur am Strand wollen, nicht in der Wüste (dazu später mehr). Kurz, mit der These der Kalkülautonomie will sich Wittgenstein lediglich seiner Frühphilosophie gegenüber neu positionieren. Dabei bleibt er ihr in einem Punkt treu, in einem anderen nimmt er Abstand. Unverändert bleibt die Ansicht, dass aus der Verwendung der Sprache die Bedeutung ihrer Zeichen sichtbar werden muss. Ein radikaler Bruch mit der Vergangenheit findet dagegen mit der Ersetzung des symbolisch-bildlichen Entwurfes durch ein handlungsbezogenes, integratives Sprachmodell statt.

3. Spiel ohne strenge Regeln

Um die Spätphilosophie Wittgensteins sinngemäß zu deuten, scheint es mir ratsam, die beiden soeben erörterten, gewiss etwas ambivalenten Ergebnisse der vom Autor nach 1929 unternommenen Revision der Ideen des *Tractatus* stets im Hinterkopf zu behalten. Denn in der Tat ist darin ein philosophischer Standpunkt erreicht, den Wittgenstein bis zum Ende seines Lebens nicht mehr verlassen wird. Stephen Hilmy¹ ist für die These eingetreten, dass Wittgenstein schon sehr früh in den 30er Jahren (und nicht erst 1937 oder 1938) zu den grundlegenden Gedanken gelangt war, die für sein Spätwerk charakteristisch sind. Meines Erachtens ist diese Einschätzung absolut begründet. Gerade im Hinblick auf die Kernproblematik der Beziehung zwischen Sprache und Wirklichkeit halte ich sie für die treffendere Interpretation, weil mit der Einführung des Kalkülmodells der Paradigmenwechsel in der Behandlung dieser Frage endgültig vollzogen ist. Ohne Zweifel hat Wittgenstein noch mehr als ein Jahrzehnt lang an wichtigen Aspekten des Kalkülmodells gefeilt, und einige seiner Mängel behoben. Ein weiteres, grundlegend verschiedenes Sprachmodell hat sich dabei jedoch nicht herausgebildet, sondern das bereits erreichte wurde stets konsequenter durchdacht.

¹ Hilmy 1987, 37-39.

Eine Reihe von prominenten Interpreten² sieht die Dinge teilweise anders. Sie erblicken im Kalkülmodell der Sprache nur einen Vorläufer des später in den *Philosophischen Untersuchungen* herausgearbeiteten Sprachspielmodells. Sie meinen, dass mit dem terminologischen Wandel eine substantielle Entwicklung einhergeht. So soll der Vorzug, den der Kalkülbegriff beispielsweise in der *Philosophischen Grammatik* genießt, noch von einer Nähe zum *Tractatus* zeugen, die erst durch die Reifung der vom Sprachspielbegriff beherrschten Konzeption definitiv überwunden ist. Symptomatisch sei, dass Kalküle von Wittgenstein als Prozeduren konzipiert werden, die 1. nach strengen Regeln ablaufen, und 2. von ihren Teilnehmern ein explizites Wissen über diese Regeln verlangen, während die Entwicklung des Sprachspielbegriffes im Dienst der Erkenntnis stehe, dass die Anwendung der Sprache weder restlos geregelt sei noch bei den Sprechern die Fähigkeit voraussetze, Regeln überhaupt anzugeben. All das ist sicherlich nicht aus der Luft gegriffen. Diese Lektüre zeichnet Wittgensteins philosophische Entwicklung in einer Weise nach, die tendenziell durchaus richtig ist. Wer möchte auch bestreiten, dass Wittgenstein Anfang der 30er Jahre sich noch nicht so radikal vom *Tractatus* befreit hatte wie 1945? Doch in ihrem Streben nach Übersichtlichkeit gibt diese Interpretation einige Sachverhalte zu stark verkürzt wieder, und wird dadurch irreführend. Es ist keine Neuigkeit, dass „Kalkül“ und „Sprachspiel“ in praktisch dem gesamten Spätwerk Wittgensteins friedlich nebeneinander koexistieren. Sehr früh tauchen darin Vergleiche der Sprache mit einem Spiel (insbesondere Schach) auf. Eine Erklärung dafür, dass trotzdem das Spiel als Paradigma für das Funktionieren der Sprache Wittgenstein zunächst ungeeignet erschien, mag folgende Passage sein:

Was ist der Unterschied zwischen der Sprache (M) und einem Spiel? Man könnte sagen: Das Spiel hört dort auf, wo der Ernst beginnt, und der Ernst ist die Anwendung. Aber das wäre noch nicht ganz richtig ausgedrückt. Man müsste eigentlich sagen: Spiel ist das, was weder Ernst noch Spaß ist. Wir sprechen nämlich vom Ernst, wenn wir die Resultate des Kalküls für das tägliche Leben brauchen. Ich wende z. B. die Rechnung $8 \times 7 = 56$ tausende Male im täglichen Leben an, und deshalb ist es uns Ernst. Aber an und für sich unterscheidet sich ja

² Baker & Hacker, Vol. 1: Language-games, §1; Hintikka & Hintikka 1996, 33, 232-234; Schulte 1987, 22; Majetschak 2000, 195 f.

Kapitel 3

die Multiplikation nicht im geringsten von einer, die ich nur zum Vergnügen mache. In der Rechnung selbst liegt der Unterschied nicht, und man kann daher dem Kalkül auch nicht ansehen, ob er Ernst ist oder uns zum Vergnügen dient. Ich kann daher nicht sagen: Ein Kalkül ist Spiel, wenn er mir Spaß macht, sondern nur: Ein Kalkül ist Spiel, wenn ich ihn *so auffassen kann*, daß er mir Spaß macht. Im Kalkül selbst liegt weder die Beziehung auf den Ernst noch auf den Spaß.

Denken wir an das Schachspiel! Heute bezeichnen wir es als Spiel. Gesetzt aber, ein Krieg würde so geführt werden, daß die Truppen auf einer schachbrettförmigen Wiese miteinander kämpfen, und daß derjenige, der matt gesetzt wird, den Krieg verloren hat. Dann würden sich die Offiziere genau so über das Schachbrett beugen, wie heute über die Generalstabskarten. Das Schach wäre jetzt kein Spiel mehr, sondern Ernst. (WWK S. 170)

Für den Autor der *Philosophischen Grammatik* (oder irgendeines der anderen Manuskripte und Typoskripte dieser Epoche) hatte der im obigen Zitat angenommene Unterschied in der Anwendung von Spiel und Kalkül offenbar an Gewicht verloren, so dass beide die Paradigmenrolle abwechselnd zu übernehmen scheinen. Der Terminus „Sprachspiel“ wird dabei einige Male verwendet, und zwar in einer schwer zu umreißenen Bedeutung. Sprachspiele sind sowohl die „Beschreibung eines Sachverhalts“ oder das „Erfinden einer Erzählung“ (PG 5) als auch die Folge schematischer bzw. realistischer Bilder, in der man eine Bildergeschichte oder eine sprachliche Erzählung festhält (PG 123). An einer anderen Stelle (PG 26) erfahren wir, dass es „sehr einfache“ Sprachspiele (z.B. die hinweisende Erklärung beim Lernen des Gebrauchs eines Wortes) sowie „entwickeltere“ gibt. „Aber“, stellt Wittgenstein fest, „es ist keine scharfe Grenze zwischen primitiven Formen und den komplizierteren. Ich wüßte nicht, was ich noch ‚Erklärung‘ und was ich keine mehr nennen kann. Ich kann nur Sprachspiele oder Kalküle beschreiben; ob man sie dann noch Kalküle nennen will ist ja gleichgültig, wenn wir uns nur durch den Gebrauch des Sammelnamens nicht vom Untersuchen jedes einzelnen Falles, den wir beurteilen wollen, abhalten lassen.“ (ebd.) Offensichtlich fand Wittgenstein die Aufgabe, bestimmte sprachliche Erscheinungen oder deren Begriffe scharf voneinander abzugrenzen, nicht nur schwierig, sondern nebensächlich. „Sprachspiel“ und „Kalkül“

scheinen hier sogar synonym gebraucht zu werden. Selbstverständlich kann man das „oder“ in „Ich kann nur Sprachspiele oder Kalküle beschreiben“ sowohl identifikativ als auch disjunktiv lesen. Wenn man sich aber für letztere Lesart entscheidet, stellt sich die Frage, welcher Unterschied durch die Disjunktion markiert werden soll. In Frage kommt dagegen nicht, dass Wittgenstein in dieser Phase noch denkt (ob er das jemals gedacht hat, kann hier offen bleiben), die Teilnahme an den vielfältigen sprachlichen Handlungen setze beim Sprecher die Fähigkeit voraus, deren jeweiligen exakten Regelverzeichnisse herunterzubeten. So geht der Text unmittelbar nach dem soeben diskutierten Abschnitt folgendermaßen weiter:

Ich könnte auch vom kleinen Kind sagen: „es kann das Wort anwenden, es weiß, wie es angewendet wird.“ Aber was das heißt, sehe ich nur, wenn ich frage: was ist das Kriterium dieses Wissens. Es ist hier nicht die Fähigkeit Regeln anzugeben.

Was ist das Zeichen dafür, daß Einer ein Spiel versteht? Muß er die Regeln hersagen können? Ist nicht auch das ein Kriterium, daß er das Spiel spielen kann, d. h. eben spielt, und könnte er nicht, um die Regeln befragt, in Verlegenheit geraten? Lernt er das Spiel unbedingt so, indem ihm die Regeln gesagt werden, und nicht auch bloß durch's Zusehn, wenn es gespielt wird? Freilich wird er dabei oft zu sich sagen: „ach so, also das ist die Regel“, und es wäre der Fall möglich, wo er sich die Regeln, wie er sie bemerkt aufschreibe; aber gewiß gibt es ein Lernen des Spiels doch auch ohne explizite Regeln.

Ja so, wie die Grammatik einer Sprache erst aufgezeichnet wird und erst in die Existenz tritt, wenn die Sprache schon lange von den Menschen gesprochen worden ist, werden primitive Spiele auch gespielt, ohne daß ihr Regelverzeichnis angelegt wäre, ja wohl auch, ohne daß eine einzige Regel dafür formuliert worden wäre. (PG 26)

Diese und andere Textstellen passen schlecht zur Meinung, dass Wittgensteins Vorliebe für den Kalkülbegriff in einer mittleren Phase seines Denkens an seine Neigung gebunden sei, die Sprache mit exakt und explizit geregelten Vorgängen zu vergleichen. Bemerkungen, die auf den ersten Blick Gegenteiliges belegen, bekommen, wenn man nur weiter liest, einen ganz anderen Sinn. Wenn es im Paragraph 32 heißt: „Wir interessieren uns für die Sprache, als einen Vorgang nach expliziten Regeln.“, so lautet die Fortsetzung: „Denn die philosophischen Probleme sind Mißverständ-

Kapitel 3

nisse, die durch Klärung der Regeln, nach denen wir die Worte gebrauchen wollen, zu beseitigen sind. Wir betrachten die Sprache von einem einseitigen Standpunkt.“ Das Interesse für die Sprache „als einen Vorgang nach expliziten Regeln“ hat demnach eine rein methodische Erklärung. Der Philosoph nimmt trotz besseren Wissens einen einseitigen Standpunkt ein, weil die philosophischen Probleme sich so leichter beheben lassen. Folgender Abschnitt spricht das noch unmissverständlicher aus:

Wenn wir den wirklichen Gebrauch eines Wortes betrachten, so sehen wir etwas Fluktuierendes.

Wir stellen diesem Fluktuierenden in unseren Betrachtungen etwas Festeres entgegen. Ähnlich, wie wenn man von dem sich stets veränderlichen Bild einer Landschaft ein ruhendes Abbild malt.

Wir betrachten die Sprache *unter dem Gesichtspunkt* des Spieles nach festen Regeln. Wir vergleichen sie mit so einem Spiel, messen sie an ihm.

Wollen wir, für unsere Zwecke, den Gebrauch eines Wortes bestimmten Regeln unterwerfen, so stellen wir seinem fluktuierenden Gebrauch einen andern an die Seite, indem wir einen charakteristischen Aspekt des ersten in Regeln fassen. (PG 36)

Es ist richtig, dass, wie Joachim Schulte³ sagt, später das Wort „Kalkül“ in Wittgenstein Assoziationen weckt, die ihn auf die Gefahr aufmerksam werden lassen, dass seine frühere Wortwahl jene falsche Vorstellung tatsächlich nahe legt, eine Gefahr, der der Terminus „Sprachspiel“ bewusst gegensteuert. Das heißt aber noch lange nicht, dass Wittgenstein selbst erst in diesem Moment davon weggekommen wäre. Darum scheint es mir treffender – und darin stimme ich Hilmy⁴ erneut zu –, statt sukzessiv von einem Kalkül- und einem Sprachspielmodell, lieber von einem Kalkül-Sprachspiel-Modell der Sprache zu reden. Dieses neue Sprachmodell ist in

³ Schulte 1989, 139.

⁴ Hilmy 1987, 98-107.

Wittgensteins Spätphilosophie das grundlegende und bleibende Element. Auf das, was sich mit der Zeit darin ändert, will ich im Folgenden eingehen.

4. Bedeutung als Wunder

Noch in der *Philosophischen Grammatik* überrascht uns Wittgenstein mit einer verblüffenden Frage: „Was ist das Kriterium dafür, wie ist es zu verifizieren, daß dieses Bild das Porträt dieses Gegenstandes ist – d. h., ihn darstellen *soll?*“ (PG 62) Gerade im Fall eines Porträts kommt uns diese Frage normalerweise gar nicht erst in den Sinn, denn, wenn das Porträt gut ist, d.h., dem porträtierten Objekt ähnlich genug sieht, scheint uns die Antwort evident. Doch Wittgenstein fährt fort: „Die Ähnlichkeit macht das Bild nicht zum Porträt (es könnte dem Einen täuschend ähnlich und dabei das Porträt eines Andern sein, dem es weniger ähnlich sieht).“ (ebd.) Das ist in gewissen Grenzen richtig. Wenn ein bestimmtes Porträt keine erkennbare Ähnlichkeit hat mit der Person, die es darstellen soll, sondern einer anderen, uns bekannten Person sehr nahe kommt, dann wird es uns ganz schwer fallen zu akzeptieren, dass es erstere anstatt der letzteren abbilden soll. Aber in der Tat kann es durchaus geschehen, und zwar nicht nur schlechten Künstlern, dass ein Betrachter findet, ein Bild treffe besser einen ihm bekannten Menschen als denjenigen, den der Maler verewigt haben will, ohne dass die Autorität des Malers dadurch in Frage gestellt würde. Dieser Umstand reicht, um die Ähnlichkeit als Kriterium für die Zuordnung eines Bildes zu einem bestimmten Objekt prinzipiell unbrauchbar zu machen.⁵ Eine besondere Brisanz hat das aus zwei Gründen: Erstens ist die Bildtheorie des *Tractatus* damit endgültig erledigt; zweitens wird damit bei konsequentem Durchdenken unsere natürliche, in einem gewissen Sinn naive Betrachtungsweise der Sprache sehr stark erschüttert. Tatsächlich beruht die Abbildbeziehung im *Tractatus* darauf, dass dem Satz eine Art Ähnlichkeit mit der Wirklichkeit unterstellt wird. Dass es sich dabei um keine augenscheinliche Ähnlichkeit wie im Fall des Porträts handelt, und dass im Buch statt dem Wort „Ähnlichkeit“ der

⁵ Vgl. V & G S. 93.

Kapitel 3

Terminus „Übereinstimmung“ auftaucht, ändert daran nichts. Dazu Wittgenstein nun:

Statt Harmonie, Übereinstimmung von Gedanken und Wirklichkeit, könnte man hier sagen: Bildhaftigkeit der Gedanken. Ist aber die Bildhaftigkeit eine Übereinstimmung? In der *Abhandlung* hatte ich so etwas gesagt wie: sie ist eine Übereinstimmung der Form. Das ist aber irreführend.– Alles kann ein Bild von allem sein: wenn wir den Begriff des Bildes entsprechend ausdehnen. Und sonst müssen wir eben erklären, was wir ein Bild von etwas nennen, und damit auch, was wir noch die Übereinstimmung der Bildhaftigkeit, die Übereinstimmung der Formen nennen wollen.

Denn, was ich sagte, kommt eigentlich darauf hinaus: daß jede Projektion, nach welcher Methode immer, etwas mit dem Projizierten gemeinsam haben muß. Aber das sagt nur, daß ich hier den Begriff des ‚gemeinsam habens‘ ausdehne und ihn dem allgemeinen Begriff des Projizierens äquivalent mache. Ich mache also nur auf eine Möglichkeit der Verallgemeinerung aufmerksam (was freilich sehr wichtig sein kann). (PG 113)

Mit anderen Worten: Ähnlichkeit oder Übereinstimmung erklären nichts, sondern bedürfen selber der Erklärung. Es ist auch wenig hilfreich, die Art der Übereinstimmung durch den Rückgriff auf die Projektionsmetapher bestimmen zu wollen, denn das schiebt das Problem nur eine Stufe hinaus. Genau dies hatte Wittgenstein im *Tractatus* wohl übersehen. Er war der Illusion erlegen, dass das Bild bzw. der Satz die ihm eigene Projektionsmethode selbst offenbaren würde, und zwar in unmissverständlicher Weise. In einer anderen selbstkritischen Bemerkung, in der die oben zitierte Passage wieder aufgenommen wird, vergleicht Wittgenstein nun diesen Irrtum mit dem Glauben an magische Projektionsstrahlen, welche wie „ätherisch“ eine Verbindung zwischen Bild bzw. Satz und Objekt herstellen, und löst den Zauber auf:

Man kann sagen: eine Werkzeichnung *dient als Bild* des Gegenstandes, den der Arbeiter nach ihr anfertigen soll.

Und man könnte hier „Projektionsmethode“ die Art und Weise nennen, wie der Arbeiter so eine Zeichnung in die Arbeit umzusetzen hat. Man könnte sich nun so ausdrücken: die Projektionsmethode vermittele zwischen der Zeichnung und dem Objekt, sie reiche von der Zeichnung zum Werkstück. Man vergleicht da die Projektionsmethode mit Projektionsstrahlen, die von einer Figur zu einer andern

Die neue Perspektive

reichen. – Wenn aber die Projektionsmethode eine Brücke ist, dann ist sie eine, die nicht geschlagen ist, so lange die Anwendung nicht gemacht ist. (PG S. 213)

Die Ironie in diesen Zeilen ist unverkennbar. Die Projektionsstrahlen entfalten erst dann ihre magische Wirkung, wenn sie nicht mehr nötig ist, weil man bereits gelernt hat, mit dem Bild (mit dem Satz) umzugehen. Für den *Tractatus* insgesamt bedeutet diese Entdeckung, dass das Buch die Sprache aus der Perspektive des Eingeweihten betrachtet. Die Bildtheorie liefert eine mögliche Darlegung davon, was es heißt, eine Sprache zu beherrschen. Sie vermag aber in gar keiner Weise zu erklären, wie man dazu kommt, denn die Annahme, der Gebrauch der Zeichen sei selbstevident, hat sich als irrig erwiesen. Vielmehr muss man von einem Kundigen lernen, wie die Zeichen (praktisch) anzuwenden sind, zum Beispiel, wie man nach Noten Klavier spielt (ebd.). „Das Lernen der Sprache *bewirkt* ihr Verstehn.“ (PG 3) Das mag zwar trivial klingen, ist aber viel umsichtiger als die Lehre des *Tractatus*. Ist es auch schon radikal genug? Es sieht so aus, als hätte sich Wittgenstein nicht lange damit zufrieden gegeben. Er ist misstrauischer geworden, und versäumt jetzt auch nicht, das Lernen der Sprache seinerseits systematisch zu hinterfragen. In langen Abschnitten der *Philosophischen Grammatik* setzt er sich mit Begriffen wie „Verstehen“ und „Meinen“ kritisch auseinander, und sogar einfachste Sprachregeln verlieren ihre Selbstverständlichkeit. Sie scheinen unsere Handlungen nicht mehr zu leiten, oder wenigstens der Rechtfertigung zu bedürfen. „Wenn ich eine Erfahrung mit den Worten beschreibe ‚vor mir liegt ein rotes Buch‘, ist die Rechtfertigung der Wahl dieser Worte, außer der beschriebenen Erfahrung, die, daß ich mich erinnere, das Wort ‚rot‘ immer für diese Farbe verwendet zu haben?“ (PG 53) Auch wenn Wittgenstein in der *Philosophischen Grammatik* die Tragweite dieser und ähnlicher Fragen selbst noch nicht überblickt, ist er gerade dabei, eine neue Dimension in der Problematisierung der Sprache zu erreichen. Am Ende ist es die Möglichkeit der Konstituierung von Bedeutung selbst, die im Mittelpunkt seiner Reflektion steht. Dass unsere Worte überhaupt Bedeutung erhalten, erscheint dann wie ein Wunder. In den *Philosophischen Untersuchungen* geht es nicht mehr allein um die Frage, was es heißt, für die Wörter und Sätze der Sprache Bedeutung zu haben, oder wie wir es fertig bringen, ihre

Kapitel 3

Bedeutung zu erfassen, sondern viel grundsätzlicher: Wie kommt Bedeutung überhaupt zustande?

5. Augustinus oder die Fremdenperspektive

Die *Philosophischen Untersuchungen* beginnen bekanntlich mit einem Zitat aus Augustinus' *Confessiones*. Darin schildert der Bischof von Hippo, wie er seine Muttersprache gelernt zu haben glaubt, nämlich – Wittgenstein drückt es etwas später selber so aus – durch „hinweisendes Lehren der Wörter“ (PU 6). Wenn die Erwachsenen ein Wort sprachen und sich dabei einem Gegenstand zuwandten, auf den sie hinweisen wollten, wie aus ihren Gebärden klar hervorging, begriff das Kind Augustinus, dass jenes Wort den Gegenstand bezeichnen sollte. Auf diese Weise lernte er nach und nach, was die Wörter bezeichnen, die er daraufhin in eigenen Sätzen zu benutzen anfang. Diese Schilderung vermittelt laut Wittgenstein „ein bestimmtes Bild von dem Wesen der menschlichen Sprache“ (PU 1). Er fasst es so zusammen: „Die Wörter der Sprache benennen Gegenstände – Sätze sind Verbindungen von solchen Benennungen.“ (ebd.) Und er fügt hinzu: „In diesem Bild von der Sprache finden wir die Wurzel der Idee: Jedes Wort hat eine Bedeutung. Diese Bedeutung ist dem Wort zugeordnet. Sie ist der Gegenstand, für welchen das Wort steht.“ (ebd.) Spätestens jetzt ist es klar, dass Wittgenstein, einer langjährigen Gewohnheit folgend, das Augustinus-Zitat benutzt (Platon steuerte auch einige instruktive Passagen bei)⁶, um weit verbreitete philosophische Vorstellungen zu illustrieren. Denn gerade jene Idee fanden wir im *Tractatus* (T 3.203) explizit formuliert: „Der Name bedeutet den Gegenstand. Der Gegenstand ist seine Bedeutung.“ Das Augustinische Bild der Sprache – darin ist Baker und Hacker⁷ zuzustimmen – steht also weniger für eine systematisch ausgearbeitete, von Augustinus oder irgend einem anderen Philosophen in reiner Form vertretene Theorie, als für eine „Prototheorie“, d.h., ein Bündel von nahe liegenden und mehr oder weniger durchdachten Ansichten, die in verschiedener Ausprägung in die Systeme von Denkern aller Epochen,

⁶ Siehe Kienzler 1997, 31-40.

⁷ Baker & Hacker, Vol. 1: Augustine's picture of language: Das Wesen der Sprache, §3.

einschließlich des Autors des *Tractatus* selbst, Eingang gefunden haben. Eine herausragende Stellung nimmt jedoch zweifellos die Idee ein, dass die Bedeutung der Wörter etwas Gegenstandartiges sein muss. Genau gegen diese Idee formuliert Wittgenstein gleich im Anschluss einen ersten Einwand. Er sagt, dass diese Gegenstandstheorie der Bedeutung den Unterschied der Wortarten ignoriert. Sie passt zu Substantiven wie „Tisch“, „Stuhl“ oder „Brot“, stößt aber schon bei abstrakten Namen auf Schwierigkeiten, und scheint Zahlwörter oder Präpositionen gar nicht bedacht zu haben. Für den Augenblick lässt Wittgenstein diesen Einwand jedoch auf sich beruhen. Stattdessen setzt er dem Eingangszitat eine groteske Einkaufsszene entgegen: Jemand wird zum Kaufmann geschickt mit einem Zettel, auf dem die Zeichen stehen: „fünf rote Äpfel“. Der Kaufmann liest den Zettel, öffnet daraufhin die Lade mit der Beschriftung „Äpfel“, schlägt in einer Tabelle nach, welches Farbmuster dem Wort „rot“ entspricht, und nimmt schließlich beim Sprechen der fünf ersten Grundzahlwörter (diese kennt er vermutlich auswendig) jeweils einen Apfel mit der Farbe des Musters aus der Lade (ebd.).

Wittgensteins nachstehender Kommentar ist nicht minder befremdlich: „So, und ähnlich, operiert man mit Worten.“ (ebd.) Dabei könnte das Verhalten des Kaufmannes kaum merkwürdiger sein. Normalerweise müssen die Obstladenbesitzer nicht in den Aufschriften von Schubladen oder in Tabellen nachschlagen, um herauszufinden, welche Frucht und von welcher Farbe sie den Kunden bringen sollen. Diese Kompetenz haben sie selbstverständlich, so selbstverständlich, dass wir es nicht mehr beachten, und genau daran will uns der Text offenbar erinnern. Im Übrigen handelt der Kaufmann, wie es zu erwarten war. Er lässt sich nicht einmal davon stören, dass auf dem Zettel, den der Kunde ihm aushändigt, kein richtiger Satz unserer Sprache steht, selbst im Sinn des *Tractatus* nicht, denn jene drei Wörter allein stellen noch keinen Sachverhalt dar (höchstens könnte es sich um einen Elementarsatz handeln). Bei näherer Betrachtung entpuppt sich die gesamte Einkaufsszene sogar als ein frontaler Angriff gegen die im *Tractatus* vertretene Auffassung der Sprache. Die Sprachkompetenz des Kaufmannes ist eine rein praktische. Sein Verständnis des Zettels äußert sich gerade darin, dass er die drei darauf geschriebenen Worte nicht für sinnlos erklärt, sondern weiß, was er damit anzufangen hat. Insofern

Kapitel 3

bestätigt die Szene gleich zu Beginn des Buches den von Wittgenstein längst vollzogenen Wechsel vom Abbildmodell zum Kalkül-Sprachspiel-Modell der Sprache, für das sie ein ausgezeichnetes Beispiel ist. Doch sie führt dabei eine wichtige Neuerung ein. Sie provoziert exakt die Frage, auf welche beispielsweise die *Philosophische Grammatik* schon hingearbeitet hatte, die aber erst jetzt, und zwar wiederum gleich im ersten Paragraph des Buches, in aller Deutlichkeit formuliert wird: Woher weiß der Kaufmann, wo er das Wort „rot“ nachzuschlagen hat, und was mit dem Wort „fünf“ anzufangen ist? „Nun“, fährt der Text fort, „ich nehme an, er *handelt*, wie ich es beschrieben habe. Die Erklärungen haben irgendwo ein Ende.“ (ebd.) Das ist eine abermalige Überraschung. Tatsächlich nimmt diese Zurückweisung der Frage einen wichtigen Aspekt vorweg, der im Laufe des Werkes herausgearbeitet werden soll. Zu einem so frühen Zeitpunkt hat sie jedoch etwas Gewaltsames, das das Interesse für die Frage geradezu verstärkt. Es mag sein, dass die Erklärungen irgendwo ein Ende haben, aber wir haben noch gar nicht angefangen! Es ist gewiss richtig – und darauf läuft die Zurückweisung der Frage hinaus –, dass der Kaufmann einfach so handelt, wie es bei Kaufleuten üblich ist, und wie er es gelernt hat. Aber ausgerechnet dieses Lernen ist hier problematisch. Augustinus hat es beschrieben, nur krankt seine Beschreibung an einem grundlegenden Fehler. Um welchen Fehler es sich dabei handelt, wird erst im Paragraph 32, der eine provisorische Bilanz der bis dahin gelaufenen Diskussion zieht, explizit ausgesprochen. Darin sagt Wittgenstein:

Und nun könnten wir, glaube ich, sagen: Augustinus beschreibe das Lernen der menschlichen Sprache so, als käme das Kind in ein fremdes Land und verstehe die Sprache des Landes nicht; das heißt: so als habe es bereits eine Sprache, nur nicht diese. Oder auch: als könne das Kind schon *denken*, nur noch nicht sprechen. Und „denken“ hieße hier etwas, wie: zu sich selber reden.

Das Augustinische Lernbild der Sprache ist einfach naiv. All die Philosophen, die in welcher Abwandlung auch immer, dieses Bild so leichtfertig übernommen haben, sind einer Art optischen Täuschung zum Opfer gefallen. Der Umstand, dass sie bereits in einer Sprache dachten, die sie selbstverständlich beherrschten, ließ ihnen einiges evident erscheinen, das sie ohne die Voraussetzung ihrer Sprachkompetenz eher erstaunt hätte. Ihre sprachliche Befangenheit verhinderte, dass sie sich die Frage stellten: „Wie

weiß er ...?“ Augustinus hätte beispielsweise fragen müssen: „Wie weiß das Kind, dass die Wörter der Sprache überhaupt etwas bezeichnen sollen?“ Er tat es nicht, weil er übersah, welches Maß an Sprachkompetenz schon nötig ist, um auf diesen Gedanken zu kommen. Er traute dem Kind die Bewältigung von Problemen zu, die es aus eigenem Antrieb sich gar nicht erst stellen kann. Dazu gehört beispielsweise die Beantwortung der Frage, welchen Gegenstand ein bestimmtes Wort bezeichnen bzw. bedeuten soll. Darum moniert Wittgenstein, dass Augustinus` Beschreibung für das Lernen einer Fremdsprache stimmen mag, also für den Fall, dass jemand schon eine Sprache beherrscht, „nur nicht diese“, aber keineswegs für das Lernen der Muttersprache. Diesen fundamentalen Fehler zu beheben, ist, könnte man sagen, die Herausforderung, der sich der Autor der *Philosophischen Untersuchungen* stellt. Dabei geht es Wittgenstein weniger um die Gewinnung einer adäquaten Spracherwerbstheorie als um eine radikal neue Herangehensweise an die Frage nach der Natur und Möglichkeit der Bedeutung.

6. Missverständliche Hinweise

Wenigstens in einem Punkt, nämlich in ihrer Einschätzung der Wichtigkeit der natürlichen, körperlichen Sprache für die Möglichkeit der Fixierung von Bedeutung, stimmen Wittgenstein und Augustinus überein. Allerdings irrt der Letztere in seiner Überzeugung, dass die Gebärden und das Mienenspiel der Erwachsenen ausreichen, um den Erfolg der Zuordnung von Wort und Gegenstand zu garantieren. In seiner Analyse der Ostension (PU 28-37) zeigt Wittgenstein, dass dem nicht so ist. Er schreibt:

Man kann nun einen Personennamen, ein Farbwort, einen Stoffnamen, ein Zahlwort, den Namen einer Himmelsrichtung, etc. hinweisend definieren. Die Definition der Zahl Zwei „Das heißt ‚zwei‘“ – wobei man auf zwei Nüsse zeigt – ist vollkommen exakt. – Aber wie kann man denn die Zwei so definieren? Der, dem man die Definition gibt, weiß ja dann nicht, *was* man mit „zwei“ benennen will; er wird annehmen, daß du *diese* Gruppe von Nüssen „zwei“ nennst! – Er *kann* dies annehmen; vielleicht nimmt er es aber nicht an. Er könnte ja auch, umgekehrt, wenn ich dieser Gruppe von Nüssen einen Namen beilegen will, ihn als Zahlnamen mißverstehen. Und ebensogut, wenn ich einen Personennamen

Kapitel 3

hinweisend erkläre, diesen als Farbnamen, als Bezeichnung der Rasse, ja als Namen einer Himmelsrichtung auffassen. Das heißt, die hinweisende Definition kann in *jedem* Fall so und anders gedeutet werden. (PU 28)

Gegen die hinweisende Definition im Allgemeinen ist nichts einzuwenden. Im Gegenteil, der obige Abschnitt konzidiert sogar etwas, das PU 1 auszuschließen schien, nämlich die Möglichkeit, dass beispielsweise Zahlwörter hinweisend definiert werden können. Man kann – so der jetzige Standpunkt – die Zahl Zwei hinweisend definieren, etwa dadurch, dass man auf zwei Nüsse zeigt, und mit ein bisschen Glück versteht der Adressat die Definition tatsächlich richtig. Die Schwierigkeit dabei ist, dass der Erfolg unserer hinweisenden Definition stets zufällig bleibt, obwohl sie so gut ist wie jede andere, die auch zum Erfolg führen kann – sie ist „vollkommen exakt“. Der Adressat kann mit genauso gutem Grund die Rolle des Wortes „zwei“ völlig falsch auffassen. Das leuchtet sofort ein, wenn wir uns vorstellen, jene hinweisende Definition würde uns in einer Sprache gegeben, die wir nicht beherrschen. Wenn, sagen wir, ein Araber auf zwei Nüsse zeigt und dabei erklärt, das heiße „thnen“, dann bleibt uns nichts anderes übrig als zu raten, ob das ein Eigenname, ein Gattungsname, ein Farb- oder ein Zahlwort ist, und dasselbe gilt für jede beliebige Hinweisdefinition.⁸ Darum Wittgensteins abschließender Kommentar: „die hinweisende Definition kann in *jedem* Fall so und anders gedeutet werden.“

Missverständnisse – so die Überlegung in PU 29 – sind vielleicht zu vermeiden dadurch, dass die hinweisende Definition durch vorbereitende Ausdrücke ergänzt wird. Anstatt zu sagen, dies oder jenes sei rot, soll man z.B. sagen: „Diese Farbe ist rot“.

In der Tat ist dies ein Verfahren, das oft angewendet wird, um Missverständnissen vorzubeugen. Wer aber immer so verfahren wollte, würde in Wahrheit nichts weiter erreichen, als die Schwierigkeit nur ein wenig zu verschieben. Er hätte dann nämlich auch zu erklären, was die Hilfsörter bedeuten (im Beispiel das Wort „Farbe“), wozu neue Hilfsörter erforderlich wären, und so ad infinitum weiter. Daraus folgt, dass die

⁸ Im *Blauen Buch* (S. 16) nimmt Wittgenstein als Beispiel das erfundene englische Wort „tove“.

hinweisende Definition die Last nicht zu tragen vermag, die ihr Augustinus aufgebürdet hat. Sie könnte nur dann als bedeutungstiftende Instanz angesehen werden, wenn ihr Verständnis voraussetzungsfrei wäre, d.h., wenn sie für sich selber sprechen würde. Doch eben dies ist nicht der Fall. Die hinweisende Definition nimmt keinen außersprachlichen Standpunkt ein, aus dem heraus sie erstmalig Bedeutung entstehen lässt, sondern ist schon selbst eine sprachliche Handlung, die auf weitere Kenntnis der Sprache angewiesen ist, um ihre Kraft entfalten zu können. „Man könnte also sagen“, so das Fazit von PU 30, „Die hinweisende Definition erklärt den Gebrauch – die Bedeutung – des Wortes, wenn es schon klar ist, welche Rolle das Wort in der Sprache überhaupt spielen soll.“ Was ist hier aber mit der „Rolle“ gemeint, die „das Wort in der Sprache spielen soll“? In einer etwas abgewandelten Form ist das die Frage, mit welcher der Paragraph endet. Wittgenstein ergänzt zuerst sein Fazit durch die Beobachtung, dass man bereits etwas wissen oder können muss, um nach der Benennung zu fragen. Dann fährt er fort: „Aber was muß man wissen?“ (ebd.)

Die Antwort liefert PU 31. Sie fällt anders aus, als man es nach den Beispielen mit der Zahl Zwei oder mit der Farbe rot vielleicht erwartet hätte. Diese Beispiele legen die Vermutung nahe, dass es sich bei dem Wissen, das erforderlich ist, um eine Hinweisdefinition zu verstehen, um eine gewisse grammatische Kompetenz (im traditionellen Sinn) handelt. Doch schon der Beginn von PU 31 verrät, dass es Wittgenstein um mehr geht. Darin legt er dar, dass die Worte „Das ist der Schachkönig“, die man spricht, während man auf die entsprechende Figur hinweist, jemandem den Gebrauch dieser Figur nur dann erklärt, wenn er die Schachregeln bereits kennt, mit Ausnahme der Bestimmung der Königsform (ob er die Regeln explizit oder durch Beobachtung gelernt hat, ist – das stellt der Folgetext klar – völlig gleichgültig). Aber kann nicht jemand nach der Bezeichnung jener Figur fragen, der von den Regeln des Spiels keine Kenntnis besitzt? Das kann durchaus geschehen, und Wittgenstein erwähnt selber die Möglichkeit, dass jemand beginnt, einen Anderen Schachspielen zu lehren dadurch, dass er ihm hinweisend erklärt: „Das ist der König.“ Allerdings – so der Text weiter – handelt es sich auch hier nur dann um eine Worterklärung, wenn der Adressat schon andere Spiele kennt (ebd.).

Kapitel 3

In einem Wort: Was man wissen muss, um nach der Benennung zu fragen, lässt sich gar nicht genau angeben, denn das kann in verschiedenen Situationen sehr unterschiedlich sein. Wittgenstein legt sich deshalb auch nicht fest, sondern sagt lediglich ganz allgemein: „Wir können sagen: Nach der Benennung fragt nur der sinnvoll, der schon etwas mit ihr anzufangen weiß.“ (ebd.) Die neue Beispielwahl macht jedoch deutlich, dass das gesuchte Wissen in erster Linie praktischer Natur ist. Das quasi schulmäßige Wissen um die kategoriale Zugehörigkeit der Wörter, in welchem man zunächst den Schlüssel für das Hinweisproblem vermuten könnte, darf viel eher als ein Derivat jenes grundlegenden *savoir faire* betrachtet werden. Mehr noch: Das Bedeutungsphänomen selbst hat nach diesem Abschnitt im praktischen Kontext der Anwendung der Wörter seine Wurzel. Das äußert sich nicht zuletzt in der offensichtlichen Assimilation von Spiel- und Sprachebene. Mit bemerkenswerter Selbstverständlichkeit behauptet Wittgenstein von der hinweisenden Definition sowohl, dass sie den Gebrauch der Figur nicht erklärt, es sei denn die Regeln sind schon bekannt („Wenn man jemandem die Königsfigur im Schachspiel zeigt und sagt: ‚Das ist der Schachkönig‘, so erklärt man ihm dadurch nicht den Gebrauch dieser Figur, – es sei denn ...“; „Auch diese Erklärung lehrt ihn den Gebrauch der Figur nur darum, weil ...“), als auch, dass sie den Gebrauch des Wortes nicht erklärt, außer im Fall, dass der Adressat andere Spiele kennt („die Worte ‚Das ist der König‘ (oder ‚Das heißt ‚König‘“) sind nur dann eine Worterklärung, wenn ...“). Durch diese redaktionelle Eigentümlichkeit wird der Unterschied zwischen Worterklärung und Erklärung des Gebrauchs der Figur faktisch aufgehoben. Das ist insofern gerechtfertigt, als das Lernen des Schachspiels den Lernenden gleichzeitig in die Lage versetzt, das Wort „Schachkönig“ in der Sprache richtig zu gebrauchen. Er wird, zum Beispiel, den Satz „Der schwarze König sprang am eigenen Bauer vorbei“ sofort als Unsinn erkennen.

7. Sprachspiele

Dieses Ergebnis kommt nicht überraschend. In Wirklichkeit hatte der vorausgehende Text der *Philosophischen Untersuchungen* vom ersten Paragraphen an zielstrebig darauf hingearbeitet. Nachdem die Einkaufs-

szene von PU 1 bereits die Einsicht vermittelt hatte, dass sprachliche Kompetenz in erster Linie ein handlungsbezogenes Wissen ist, entwirft PU 2 eine Sprache, die sogleich den Verdacht aufkommen lässt, das Augustinische Bild stelle die Dinge auf den Kopf. Es ist die Sprache zweier Bauleute, die einen Bau aus vier verschiedenen Bausteinen (Würfel, Säulen, Platten und Balken) errichten. Dementsprechend besteht diese Sprache aus den vier Wörtern: „Würfel“, „Säule“, „Platte“, „Balken“. Der Eine ruft eines oder mehrere dieser Wörter aus, woraufhin der Andere, sein Gehilfe, ihm die Bausteine bringt, die – wie er gelernt hat – er auf den jeweiligen Ausruf bringen soll. Überraschend ist Wittgensteins Kommentar, dass es sich dabei um eine Sprache handelt, für die die von Augustinus angebotene Beschreibung stimmt, denn – damit wird der Abschnitt eröffnet – jene Beschreibung entspringt „einer primitiven Vorstellung von der Art und Weise, wie die Sprache funktioniert“, oder vermittelt die Vorstellung „einer primitiveren Sprache als der unsern“. Überraschend ist der Kommentar deshalb, weil es unverkennbar ist, dass Augustinus` Beschreibung schon für eine derart einfache Sprache doch nicht stimmt. Zwar besteht die Sprache der Bauleute nur aus Namen, und man könnte wohl sagen, dass sie die verschiedenen Bausteine benennen, aber das Wichtigste, nämlich die Handlung, mit der das Sprechen dieser Namen einhergeht, fällt aus der Beschreibung heraus.

Ohne Zweifel will Wittgenstein beim Leser diesen Einspruch provozieren. Dann, in den zwei darauf folgenden Abschnitten, prangert er selbst die Grobheit und Einseitigkeit des Augustinischen Bildes an. In PU 3 sagt er – wieder sehr wohlwollend –, dass der Autor der *Confessiones* ein „System der Verständigung“ beschreibt, dieses System stellt aber nur einen Bruchteil (es handelt sich um ein „eng umschriebene[s] Gebiet“) von den vielfältigen und komplexen Phänomenen dar, die wir unter dem Begriff „Sprache“ zusammenfassen. „Es ist,“ fährt der Text fort, „als erklärte jemand: ‚Spielen besteht darin, daß man Dinge, gewissen Regeln gemäß, auf einer Fläche verschiebt...‘ – und wir ihm antworten: Du scheinst an die Brettspiele zu denken; aber das sind nicht alle Spiele. Du kannst deine Erklärung richtigstellen, indem du sie ausdrücklich auf diese Spiele einschränkst.“ (ebd.) In der Tat besteht Spielen auch darin, dass man gewissen Regeln gemäß auf einer Rasenfläche (in einer Halle, im Schwimm-

Kapitel 3

bad, etc.) einen Ball tritt (wirft, trägt, schlägt, etc.), und es fiel uns nicht schwer, noch ganz andersartige Spiele zu nennen, die gewissen Regeln gemäß ablaufen. Es gibt aber auch Spiele (jene Erklärung taugt also noch weniger als man dachte), die ohne Regeln auskommen. Viel zitiert sind die Beispiele von PU 83, auf die ich selber im nächsten Kapitel zu sprechen kommen werde.

Weniger beachtet – wahrscheinlich, weil die Problematik dort ausgespart wird – werden die Sprachlernspiele von PU 7. „Wir können uns auch denken,“ schreibt Wittgenstein dort, „daß der ganze Vorgang des Gebrauchs der Worte in (2) eines jener Spiele ist, mittels welcher Kinder ihre Muttersprache erlernen.“ Oft werden diese Spiele ebenfalls ohne Regeln auskommen müssen, oder sie werden einen eigentümlichen Gebrauch von ihnen machen, denn sie sollen die Regeln gerade einführen. Der Lehrende wird vielmehr mit verschiedenen Mitteln und wechselndem Erfolg versuchen, das Kind dazu zu bringen, bestimmte Dinge zu tun, es für die erwünschte Reaktion belohnen, im Fall einer Fehlantwort von vorne anfangen lassen, und dergleichen. Er wird beispielsweise einen Baustein in die Hand nehmen, dabei ein Wort vorsprechen, und das Kind animieren, es zu wiederholen. Das Lehren der Sprache hat hier den Charakter einer „Abrichtung“ (vgl. PU 5-6). Die drastische Wortwahl zeugt nicht von barbarischen pädagogischen Vorstellungen, sondern macht aufmerksam darauf, dass das Kind die Voraussetzungen noch nicht erfüllt, die ihm ermöglichen würden, Erklärungen zu verlangen sowie diese zu verstehen. Aus diesem Grund werden die einfachsten Lernspiele sich nur graduell von den Übungen unterscheiden, anhand deren wir unseren Tieren bestimmte Verhaltensweisen beibringen. Fortgeschrittenere Lernspiele, wie das von PU 2, sind hingegen schon stärker durch Regeln bestimmt. Solche Spiele (1.) – so geht der Text in PU 7 weiter – sowie (2.) eine primitive Sprache (diese jedoch nur manchmal), und zudem noch (3.) „die Vorgänge des Benennens der Steine und des Nachsprechens des vorgesagten Wortes“ werden fortan als „Sprachspiele“ bezeichnet. Das entspricht dem Sinn, den der Begriff im *Blauen Buch*, wo er sozusagen offiziell eingeführt wurde, bereits erhalten hatte.⁹ Dort ist zu lesen:

⁹ Eine Skizze der Entwicklung des Sprachspielbegriffes vom *Blauen Buch* bis zu den späten 40er Jahren gibt Schulte 1987, 22-25.

Die neue Perspektive

Ich werde in Zukunft immer wieder deine Aufmerksamkeit auf das lenken, was ich Sprachspiele nennen werde. Das sind einfachere Verfahren zum Gebrauch von Zeichen als jene, nach denen wir Zeichen in unserer äußerst komplizierten Alltagssprache gebrauchen. Sprachspiele sind die Sprachformen, mit denen ein Kind anfängt, Gebrauch von Wörtern zu machen. Das Studium von Sprachspielen ist das Studium primitiver Sprachformen oder primitiver Sprachen. Wenn wir die Probleme von Wahrheit und Falschheit, von der Übereinstimmung oder Nichtübereinstimmung von Sätzen mit der Wirklichkeit, von der Beschaffenheit von Behauptung, Annahme und Frage studieren wollen, dann wird es von Vorteil sein, primitive Sprachformen zu untersuchen, in denen diese Denkformen ohne den verwirrenden Hintergrund äußerst komplizierter Denkprozesse auftreten. Wenn wir solche einfachen Sprachformen untersuchen, dann verschwindet der geistige Nebel, der unsern gewöhnlichen Sprachgebrauch einzuhüllen scheint. (BB, S. 36-37, vgl. PU 5)

Doch nun lässt Wittgenstein die Einschränkung des Sprachspielbegriffes auf „einfachere Verfahren zum Gebrauch von Zeichen als jene, nach denen wir Zeichen in unserer äußerst komplizierten Alltagssprache gebrauchen“ fallen. Er erklärt die Absicht, in einem vierten Sinn von „Sprachspiel“ zu reden: „Ich werde auch das Ganze: der Sprache und der Tätigkeiten, mit denen sie verwoben ist, das ‚Sprachspiel‘ nennen.“ (PU 7) Zugegeben, das ist nicht besonders klar, aber allein die Benutzung der Pluralform „Tätigkeiten“ deutet schon darauf hin, dass der Begriff „Sprachspiel“ auf komplexere Anwendungen der Sprache erweitert werden soll. Eventuell meint „Sprache“ im Zitat sogar die gesamte Sprache. In diesem Fall wäre der Satz so zu lesen: „das Ganze: der Sprache (z.B. Deutsch) und der Tätigkeiten, mit denen sie (im Allgemeinen, d.h., „in der Praxis des Gebrauchs der Sprache“ im Gegensatz zum „Unterricht der Sprache“ (siehe den Anfang des Abschnittes)) verwoben ist.“ Diese Lektüre wird auf ganzer Linie bestätigt in PU 23, wo Wittgenstein gegen die in Augustinus` Bild sichtbare Tendenz, sprachliche Vorgänge zu uniformieren, die Mannigfaltigkeit der Sprachspiele anhand einer Liste vorführt, die hoch komplizierte Beispiele enthält. Außerdem bekräftigt er dort die wohl wichtigste Idee des letzten Satzes von PU 7, dass nämlich der Sprachspielbegriff der Untrennbarkeit von Sprache und Handlung Rechnung tragen soll:

Kapitel 3

...Das Wort „Sprachspiel“ soll hier hervorheben, daß das Sprechen der Sprache ein Teil ist einer Tätigkeit, oder einer Lebensform.

Führe dir die Mannigfaltigkeit der Sprachspiele an diesen Beispielen, und anderen, vor Augen:

Befehlen, und nach Befehlen handeln –

Beschreiben eines Gegenstands nach dem Ansehen, oder nach Messungen –

Herstellen eines Gegenstands nach einer Beschreibung (Zeichnung) –

Berichten eines Hergangs –

Über den Hergang Vermutungen anstellen –

Eine Hypothese aufstellen und prüfen –

Darstellen der Ergebnisse eines Experiments durch Tabellen und Diagramme –

Eine Geschichte erfinden; und lesen –

Theater spielen –

Reigen singen –

Rätsel raten –

Einen Witz machen; erzählen –

Ein angewandtes Rechenexempel lösen –

Aus einer Sprache in die andere übersetzen –

Bitten, Danken, Fluchen, Grüßen, Beten.

– Es ist interessant, die Mannigfaltigkeit der Werkzeuge der Sprache und ihrer Verwendungsweisen, die Mannigfaltigkeit der Wort- und Satzarten, mit dem zu vergleichen, was Logiker über den Bau der Sprache gesagt haben (Und auch der Verfasser der Logisch-Philosophischen Abhandlung).

Begünstigt wurde diese Uniformierungstendenz in der Philosophie durch die systematische Missachtung der Umstände, unter welchen Wörter und Sätze gebraucht werden, und der Art und Weise, wie sie gebraucht werden.

8. Rolle im Sprachspiel

Äußerlich sehen die Instrumente der Sprache in der Tat oft ähnlich aus (vgl. PU 11-12), aber ihre wirkliche Verwendung kann sehr unterschiedlich sein, wie die Erweiterung des Sprachspiels von PU 2 in PU 8 zeigt. Das primitive Sprachspiel wird darin durch folgende Sprachmittel bereichert: 1. eine Wörterreihe (z.B. „a“, „b“, „c“, usw.), deren Verwendung der der Zahlwörter in der Einkaufsszene gleicht; 2. die Wörter „dieses“ und „dorthin“, deren Verwendung in Verbindung mit einer hinweisenden Handbewegung steht; 3. eine bestimmte Zahl von Farbmustern. Ein möglicher Satz dieser Sprache wäre „d Platte dorthin“, den der Baumeister spricht, indem er ein Farbmuster zeigt, und auf einen bestimmten Platz auf seiner Baustelle hinweist. Sein Gehilfe würde dann vier Platten (eine für jeden Buchstaben des Alphabets bis „d“) der gewünschten Farbe suchen, und sie zum angegebenen Platz tragen. Die Unterschiede zwischen all diesen Zeichen sind unübersehbar. Man könnte sie zum Ausdruck bringen, indem man sagte: „a“, „b“, „c“ ... bezeichnen eine Zahl; „Würfel“, „Säule“, „Platte“ und „Balken“ sowie „dieses“ bezeichnen Bausteine; die Farbmuster bezeichnen Farben; und „dorthin“ schließlich bezeichnet einen Ort. Allerdings – führt PU 10 aus (vgl. PU 13-14) – sind diese Angaben nur dann informativ, wenn der Gebrauch der Zeichen im Wesentlichen bereits bekannt ist, oder wenn es darum geht, Missverständnisse zu beheben, z.B., der Gehilfe holt den falschen Baustein, woraufhin der Baumeister auf den richtigen zeigend ihm sagt: „Das Wort ‚Würfel‘ bezeichnet nicht diesen Baustein, sondern jenen.“ Sagt man hingegen, dass das Wort „dieses“ einen Gegenstand (anstatt einer Zahl, einer Farbe oder eines Ortes) bezeichnet, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, dass das Wort immer mit der Zeigegeste begleitet wird, so stiftet man nur Verwirrung. Daraus wird deutlich, welche Verdrehung hinter dem Augustinus' Bild der Sprache steckt: Man hält Etwas, nämlich die Bezeichnungsbeziehung, für die Quelle, aus der Wörter wie Sätze Bedeutung schöpfen, während es sich in Wahrheit bloß um eine abgeleitete und verkürzte Wiedergabe des Gebrauchs der Wörter in Sprachspielen handelt.

Der oft zitierte Vergleich der Wörter mit den Werkzeugen in einem Werkzeugkasten (PU 11) illustriert diese Erkenntnis auf eindrucksvolle Weise. Es wird kaum jemand leugnen, dass ein Hammer, eine Zange, eine

Kapitel 3

Säge, usw., verschiedene Funktionen haben. Trotzdem werden höchstens Philosophen damit Schwierigkeiten haben, sie alle als Werkzeuge zu betrachten. Das liegt daran, dass diese Gegenstände nicht aufgrund einer ihnen eigens innewohnenden Funktion (schon gar nicht einer gemeinsamen) Werkzeuge sind, sondern kraft ihres üblichen Gebrauchs im Rahmen bestimmter Tätigkeiten. Ebenso verhält es sich mit den Wörtern. Im uns bereits bekannten (siehe Kap. 2) Vergleich der Wörter mit den Handgriffen im Führerstand einer Lokomotive (PU 12) kommt dieser Aspekt noch stärker zur Geltung. Darin wird die Funktion der verschiedenen Handgriffe immer zusammen mit der Art ihrer Bedienung vorgestellt. Das erinnert den Leser daran, dass jene Handgriffe nicht auf eigene Faust wirken, sondern als Teil eines gesamten Mechanismus. Allein aus diesem Mechanismus sowie aus der Praxis des Zugfahrens ergibt sich für die Handgriffe in der Lokomotive überhaupt eine Funktion und eine Wirkungsweise. Daraus lernen wir Folgendes: Um jemandem die Bedeutung eines Wortes zu erklären, müssen wir ihm das Sprachspiel beschreiben, in dem das Wort eine Rolle spielt.

Dasselbe gilt auf Satzebene. Welchen Sinn ein Satz hat, bestimmen nicht die Benennungen, die darin in Verbindung treten (vgl. PU 1), sondern ist in der Funktion abzulesen, die er im jeweiligen Sprachspiel erfüllt. Schon die Frage, ob etwas ein Satz ist oder nicht, ist nur im Hinblick auf seine Funktion im Sprachspiel zu entscheiden. Wittgenstein führt als Beispiel den Ruf „Platte!“ in der Sprache von PU 2 an (PU 19). Für Augustinus handelt es sich eindeutig um ein Wort, denn es taucht allein auf und – das schien PU 2 auch zuzugestehen – bezeichnet einen Gegenstand. Aber in Wirklichkeit erfüllt es schon in jenem primitiven Sprachspiel die Funktion eines Rufes. Diesen Ruf könnte man, ohne seine Rolle zu verändern, durch den unverdächtigen Satz wiedergeben: „Bring mir eine Platte!“ Demnach wäre „Platte!“ wenigstens in diesem Sprachspiel ein Satz. Sollen wir sagen, wir haben es hier mit einem elliptischen Satz zu tun? Nun – räumt Wittgenstein ein –, „im Vergleich mit einem bestimmten Vorbild unserer Grammatik“ ist er wohl elliptisch (PU 20). „Aber“, fragt er andererseits, „warum sollte ich nicht, umgekehrt, den Satz ‚Bring mir eine Platte!‘ eine *Verlängerung* des Satzes ‚Platte!‘ nennen?“ (PU 19) Natürlich spricht nichts dagegen. Unser grammatisches Vorbild erweist sich bei näherer Betrachtung als willkürlich.

Es bietet keinen Ausweg, dem entgegenzusetzen, wie Wittgensteins fiktiver Gesprächspartner es tut, dass, wer „Platte!“ sagt, eigentlich „Bring mir eine Platte!“ meint. Meinen ist kein geistiger Akt, den der Sprecher autonom vollzieht, zum Beispiel, indem er einen Satz spricht, während er innerlich an einen anderen denkt. Was man mit einem bestimmten Satz meint, ist nichts Anderes als die Arbeit, die der Satz im jeweiligen Sprachspiel leistet. Deshalb – so die Schlussfolgerung immer noch in PU 19 –, wenn „Platte!“ und „Bring mir eine Platte!“ dieselbe Arbeit leisten, gibt es keinen Grund, zu behaupten, mit dem ersten Satz sei in Wahrheit der zweite gemeint. Erneut wäre die gegenteilige Behauptung ebenso legitim.

Umgekehrt kann man mit gleich lautenden Sätzen Verschiedenes meinen, abhängig von ihrer Rolle im Sprachspiel. So kann der Ruf „Fünf Platten!“ als Befehl (wie in PU 2, wo man ihn mit den Satz: „Bring mir fünf Platten!“ übersetzen könnte) oder als Meldung gemeint sein, wie etwa in einem Sprachspiel, in dem der Gehilfe dem Baumeister auf dessen Frage Auskunft über die Anzahl und Art der an einem Ort befindlichen Bausteine geben muss (siehe PU 21). Ein und derselbe Fragesatz kann manchmal als Frage, manchmal als Behauptung oder als Befehl in einer besonders höflichen Form geäußert werden. Wittgenstein hält sogar für möglich, dass es eine Sprache gäbe, in der jede Behauptung wie eine rhetorische Frage in unserer Sprache aussehen würde, oder jeder Befehl die grammatikalische Form einer Frage hätte, zum Beispiel: „Möchtest du das tun?“ (ebd., vgl. PU 24) Offenbar ist die Tatsache, dass in unserer Sprache die Funktion eines Satzes (oder, im Jargon der Sprechakttheorie, die illokutionäre Rolle einer Äußerung) normalerweise durch gewisse syntaktische Merkmale markiert wird, etwas Kontingentes. Die syntaktische Form eines Satzes mag schon, wenn wir ihn isoliert betrachten, aufgrund der Gewohnheit bestimmte Erwartungen bezüglich seiner Rolle in uns erwecken. Doch um zu wissen, ob diese Erwartungen erfüllt werden oder nicht, müssen wir stets das konkrete Sprachspiel betrachten.

Es verhält sich wie in einem Schachendspiel, in dem einer der Kontrahenten außer dem König noch eine Dame und einen Bauer auf dem Brett hat. Wenn wir den bisherigen Verlauf der Partie nicht verfolgt haben, werden wir erwarten, dass derjenige, der diese Steine führt, versucht, den Bauer bis zur achten Reihe vorzuschieben. Wir werden etwas verdutzt sein,

Kapitel 3

wenn er plötzlich mit seinem Bauer zieht wie mit einer Dame. Dann wird uns klar, dass unser Plan bereits verwirklicht wurde, allein die Spieler, mangels einer zweiten Dame jener Farbe einfach den Bauer auf dem Brett gelassen haben, und mit ihm weiter spielen, als ob er eine solche wäre – für das Spiel ist die Form der Figur sowieso unwesentlich. Wäre unser Gedächtnis deutlich leistungsfähiger als es in Wirklichkeit ist, und wären wir also in der Lage, in jeder beliebigen Phase des Spiels für alle Figuren in Blitzesschnelle zu bestimmen, welche Bewegungen sie bis zu diesem Zeitpunkt gemacht haben, dann könnten wir ohne Schwierigkeiten Schach mit gleichförmigen Figuren spielen (vgl. BPP I 58). Es würde reichen zu wissen, dass die Figuren, die aus der zweiten Reihe starten, die Funktion von Bauern haben, diejenigen, die zu Beginn in der ersten Reihe außen stehen, die von Türmen, usw. Da wir vergesslich sind, hat es sich in der Praxis des Spiels als vorteilhaft erwiesen, die verschiedenen Funktionsträger im Spiel mittels unterschiedlicher Figurformen sinnlich auseinander zu halten, mit welchen wir sie spontan assoziieren. Sieht jemand eine Figur mit der Form eines Bauers auf dem Brett stehen, so nimmt er an – meistens zu Recht –, dass sie wie ein Bauer agiert. Doch spätestens dann, wenn diese Erwartung einmal enttäuscht wird, realisieren wir, dass die Figurform kein unfehlbares Zeichen für die Figurrolle abgibt. Entscheidend ist in jedem Fall, welche Rolle die Figuren, unabhängig von ihrer äußeren Gestalt, in der konkreten Spielsituation innehaben. Das muss auch nicht heißen, dass die Form etwas Sekundäres ist, denn letztendlich gehört sie zur Praxis des Spiels. Aber die Form erhält ihre Bedeutung aus eben dieser Praxis, und nicht anders herum.

Die Philosophen haben dagegen in ihren Reflexionen über die Sprache die Form, d.h., die lexikalische und syntaktische Realisierung der Sätze immer in den Mittelpunkt gestellt. Diese Tendenz bildet einen Grundzug des Augustinischen Bildes. Welchen Sinn ein Satz hat, ist an den Benennungen abzulesen, die er enthält, sowie an der Art der Verbindung dieser Benennungen. Wer die Vokabeln und die Grammatik einer Sprache kennt, versteht ihre Sätze automatisch, und ist auch automatisch in der Lage – so die traditionelle Sicht in etwa weiter –, diese Sätze im Sprachverkehr mit Anderen einzusetzen. Als sinnrelevant wird die konkrete Kommunikationssituation dabei nicht angesehen. Sie ist höchstens insofern von

Interesse, als sie bei mehrdeutigen Benennungen bzw. Verbindungen Aufschluss darüber gibt, welche der in den Zeichen bereits vorgegebenen Anwendungsmöglichkeiten gerade in Frage kommt. Wohl um auf selbst diesen geringen semantischen Beitrag der Sprechsituation verzichten zu können, fordert der *Tractatus*, der das Augustinische Bild auf die Spitze treibt, die Einführung einer Zeichensprache, deren Zeichen ausnahmslos eindeutig bezeichnen (T 3.325, vgl. 3.318). Wenn der Autor der *Philosophischen Untersuchungen* uns seinerseits darauf aufmerksam macht, dass die Klassifizierung der Wörter in Wortarten von unseren Zwecken und Neigungen abhängig ist (PU 17), und dass die Fixierung auf die Satzform den Blick für die wirkliche Verwendung der Sprache verstellt und zu den falschen Fragen verführt (PU 23-24), geht es ihm nicht bloß darum, philosophischen Irrtümern vorzubeugen, die durch die Oberflächengrammatik (vgl. PU 664) nahe gelegt werden. Wittgensteins Kritik an der Fixierung auf die Satzform steht im Dienst der neuen und fundamentalen Einsicht, dass nicht die Syntax, sondern der Gebrauch in Sprachspielen die Quelle der Bedeutung ist. Wörter und Sätze – so die Grundthese bis PU 64 – erhalten nicht deshalb Bedeutung, weil die Menschen zwecks künftiger Anwendung und kraft eines geistigen Vermögens sie mit bestimmten Gegenständen bzw. Absichten in Verbindung bringen, sondern aufgrund des Gebrauchs, den die Menschen im Umgang miteinander und mit ihrer Umwelt von ihnen machen.¹⁰ In PU 25 wird diese These auf so knappe wie eindrucksvolle Weise erneut umrissen:

Man sagt manchmal: die Tiere sprechen nicht, weil ihnen die geistigen Fähigkeiten fehlen. Und das heißt: „sie denken nicht, darum sprechen sie nicht“. Aber: sie sprechen eben nicht. Oder besser: sie verwenden die Sprache nicht – wenn wir von den primitivsten Sprachformen absehen. – Befehlen, fragen, erzählen, plauschen gehören zu unserer Naturgeschichte so wie gehen, essen, trinken, spielen.

Tatsächlich neigen wir zur Ansicht, dass die Tiere nicht sprechen, weil sie nicht denken können, d.h., weil sie nicht die geistige Fähigkeit besitzen, Zeichen mit Leben zu erfüllen. Doch Wittgenstein sieht es genau um-

¹⁰ In dieser Einschätzung der Rolle von PU 1-64 folge ich Eike von Savigny; siehe seinen *Kommentar für Leser* (KL), Bd. 1, 33.

Kapitel 3

gekehrt. Da sie, im Gegensatz zu uns Menschen, in ihrem natürlichen Handeln keinen Gebrauch von Zeichen machen, bleiben diese für sie ohne Bedeutung. Kurz: Die Tiere sprechen einfach nicht, und darum sagen wir, dass sie auch nicht denken. Nur für Lebewesen, die bei der Verrichtung ihrer meisten Aktivitäten, z.B. bei der Nahrungsbeschaffung, beim Häuserbauen, usw., sich einer Sprache bedienen, gewinnen Zeichen Bedeutung, und diese ist keine andere als die Rolle, welche die Zeichen für den Ablauf besagter Aktivitäten spielen. Die in PU 7 und PU 23 angesprochene Verwobenheit der Sprache mit bestimmten Tätigkeiten erweist sich somit als grundlegender, als es zunächst vielleicht erscheinen mochte. Nicht die triviale wie übrigens naive Ansicht, dass die von sich aus bereits bedeutungsvollen Sätze der Sprache erfahrungsgemäß (und in gewisser Weise also auch zufällig) in Verbindung mit einer Handlung geäußert werden, kommt in den aus den genannten Abschnitten zitierten Passagen zum Ausdruck. Im Gegenteil, was Wittgenstein an diesen Stellen tut, ist, der Handlung die größtmögliche semantische Relevanz zuzuerkennen. Ohne die Koppelung an das menschliche Leben – so sind die beiden Passagen zu lesen – blieben die Zeichen ebenso leblos. Nur PU 19 spricht das noch deutlicher aus: „Und eine Sprache vorstellen heißt, sich eine Lebensform vorstellen.“

9. Unmögliches Zeigen

In der Abschnittsfolge PU 33-37 erhält diese Auffassung eine verblüffende Bestätigung. In PU 28-31 hatte Wittgenstein dargelegt, dass eine hinweisende Definition nur unter der Bedingung erfolgreich sein kann, dass ihr Adressat bereits über Sprachkenntnisse verfügt. Ist das nicht der Fall, so weiß er nicht, worauf der Lehrende genau zeigt. Nun macht Wittgenstein deutlich, dass der Lehrende selbst nicht fähig ist, im Alleingang auf Etwas zu zeigen. Sein eigenes Zeigen kommt nicht zustande, es sei denn, es geschieht im Rahmen eines beherrschten Sprachspiels. Ohne diese Voraussetzung müsste er aus eigener Kraft meinen können, worauf er genau zeigt, z.B., auf einen Gegenstand, auf seine Form, auf seine Farbe, usw. Eine Möglichkeit wäre, dass er seine Aufmerksamkeit auf das konzentriert, was

er meint. Doch hier fragt Wittgenstein: Wie tut man das? Und dann gibt er selber die Antwort:

Die Aufmerksamkeit auf die Farbe richten, das tut man manchmal, indem man sich die Umrisse der Form mit der Hand weghält; oder den Blick nicht auf die Kontur des Dinges richtet; oder auf den Gegenstand starrt und sich zu erinnern trachtet, wo man diese Farbe schon gesehen hat.

Man richtet seine Aufmerksamkeit auf die Form, manchmal, indem man sie nachzeichnet, manchmal, indem man blinzelt, um die Farbe nicht deutlich zu sehen, etc. etc. Ich will sagen: dies und Ähnliches geschieht, *während* man „die Aufmerksamkeit auf das und das richtet“. Aber das ist es nicht allein, was uns sagen läßt, Einer richte seine Aufmerksamkeit auf die Form, die Farbe, etc. Wie ein Schachzug nicht allein darin besteht, daß ein Stein soundso auf dem Brett verschoben wird, – aber auch nicht in den Gedanken und Gefühlen des Ziehenden, die den Zug begleiten; sondern in den Umständen, die wir nennen: „eine Schachpartie spielen“, „ein Schachproblem lösen“, und dergl. (PU 33)

In einem Wort: Nur unter der Bedingung, dass die Zeigegeste und die sie ergänzende Mimik (Nachzeichnen der Kontur, starren, blinzeln, usw.) von einer passenden Ereigniskonstellatation umrahmt wird, dürfen wir behaupten, dass jemand seine Aufmerksamkeit auf die Form oder auf die Farbe richtet. Es mag durchaus, wie PU 35 einräumt, ein charakteristisches Erlebnis des Zeigens auf die Form oder auf die Farbe geben, ein Erlebnis, das in den meisten Fällen dieses Zeigens stattfindet. Allein, selbst wenn es ein Erlebnis gäbe, das in allen Fällen wiederkehren würde, es wäre weder für den Zeigenden selbst noch für die Anderen ein Kriterium dafür, dass er die Form oder die Farbe meint. Die Illusion, dass es ein solches ist, rührt wahrscheinlich daher, dass die Äußerung „Ich konzentriere meine Aufmerksamkeit auf ...“ oder „Ich meine ...“ normalerweise gegen Angriffe seitens der Zuhörer geschützt ist. Sie kann aber auch aus gutem Grund in Frage gestellt werden. Behauptet ein Kind, seine Aufmerksamkeit auf die Form seines Tellers zu konzentrieren, dann aber von uns gefragt, wie es sie findet, antwortet es, sie sei dem Rasen im Garten ähnlich, so sind wir berechtigt – ja verpflichtet! – es zu korrigieren, unabhängig davon, welches Erlebnis das Kind dabei gehabt haben mag. Demnach erweist sich der weitere Verlauf des Gesprächs, d.h., der nachträgliche Gebrauch eines Wortes, als ein viel geeigneteres Kriterium (natürlich nicht das einzige)

Kapitel 3

dafür, worauf jemand seine Aufmerksamkeit richtet. Man kann also sagen, die anderen wissen unter Umständen besser als der Zeigende selbst, worauf er seine Aufmerksamkeit richtet und dementsprechend zeigt. Das ist der beste Beleg dafür, dass das Zeigen ausschließlich im Rahmen eines bestehenden Sprachspiels Aussicht auf Erfolg hat. Aus eigener Kraft bringen wir es ebenso wenig fertig, wie wir aus einer Laune heraus beschließen können, mit dem Wort „bububu“ zu meinen: „Wenn es nicht regnet, werde ich spazieren gehen.“ (PU Anm. S. 18/308)

Es ist Ironie des Schicksals, dass ausgerechnet die Abfolge PU 28-37 bevorzugt als Stütze für die internalistische Deutung der *Philosophischen Untersuchungen* – deren prominenteste Vertreter Baker und Hacker¹¹ sind – gewählt wurde. Danach fasst Wittgenstein in seinem zweiten Hauptwerk die Sprache als ein in sich geschlossenes System von willkürlichen Regeln, die keinerlei Anknüpfungspunkte mit der Wirklichkeit aufweisen und auch nicht aufweisen können, denn aus der Sprache kommen wir – wir mögen uns drehen und wenden, wie wir wollen – sowieso nicht heraus. Die obigen Ausführungen über hinweisende Definition bzw. hinweisende Erklärung – so diese Interpretation weiter – lassen keinen Zweifel daran, dass zwischen Sprache und Wirklichkeit keine Verbindung hergestellt werden kann. Das, worauf hingewiesen wird, gehört genauso zur Sprache wie die Wörter, die man dabei spricht. Besonders bestätigt fühlen sich die Befürworter dieser Lesart durch PU 16. Dort stellt sich Wittgenstein die Frage, ob die Farbmuster vom Sprachspiel aus PU 8 auch zur Sprache gehören. Seine undogmatische Antwort ist, dass sie zur Wortsprache zwar nicht gehören, aber „Es ist das Natürlichste, und richtet am wenigsten Verwirrung an, wenn wir die Muster zu den Werkzeugen der Sprache rechnen“, denn, „wenn ich jemandem sage: „Sprich das Wort ‚das‘ aus“, so wirst du doch dieses zweite „das“ auch noch zum Satz rechnen.“ (ebd.) Die Schwachheit dieses Arguments, die Eike von Savigny nicht verborgen blieb¹², braucht uns hier nicht zu kümmern. Wichtig ist allein, dass Wittgenstein die Muster als vollwertige sprachliche Zeichen ansieht, und zwar unabhängig davon, ob es sich dabei um Lautzeichen oder um Zeichen anderer Natur handelt.

¹¹ Baker & Hacker, Vol. 1: Ostensive definition and its ramifications, §3.

¹² KL Bd. 1, 48f.

Aus dieser unumstrittenen Tatsache leiten die Vertreter jener weniger unumstrittenen Interpretation die Rechtfertigung für ihre Behauptung ab, der Gegenstand, auf den wir zeigen, während wir den Satz sprechen: „Das ist x“ sei nichts Außersprachliches, sondern selbst ein sprachliches Zeichen wie alle anderen, weshalb die hinweisende Definition sprachimmanent bleibe.

Ich möchte dazu Folgendes sagen: Die Farbmuster in PU 8 sind bereits Teil des Sprachspiels. Ihr Gebrauch ist den Teilnehmern bekannt, sie werden benutzt, um Sätze zu bauen, und stellen deshalb, obwohl es sich dabei um visuelle Muster handelt, tatsächlich sprachliche Zeichen dar. Ähnlich wäre es, wenn der Baumeister statt ihrer unsere Farbwörter verwenden würde, dafür aber ein Exemplar von jedem der vier Bausteine nähme, und anstelle der Wörter „Würfel“, „Säule“, „Platte“ und „Balken“ den entsprechenden Baustein heben würde. Er würde beispielsweise sagen „fünf rot dorthin“, dem nicht nur der Hinweis auf das Trageziel, sondern auch die Ostension eines der Bausteine zu folgen hätte. Zweifellos würden die Bausteine in diesem Fall auch als Muster zur Sprache gehören. Gehören sie aber noch dazu, wenn jemand auf sie hinweist und sagt: „Dieser Baustein heißt ...“? Eine positive Antwort ist hier durchaus vertretbar. Es ist sogar möglich, dass ein Philosoph darauf besteht, dass die Bausteine, die der Gehilfe holt, zur Sprache gehören, denn schließlich haben sie auch eine Funktion – und beileibe keine geringe! – im Sprachspiel. Mir fällt es jedoch nicht leicht, in derartigen Situationen die Bausteine als Zeichen anzusehen, es sei denn in einem sehr speziellen Sinn. Ist eine Person, wenn ich sie jemandem mit den Worten „Das ist ein sehr guter Freund von mir“ vorstelle, wirklich ein sprachliches Symbol, das Muster eines sehr guten Freundes?! Übrigens – und hier bediene ich mich eines beliebten Arguments Wittgensteins –, wenn alles, worauf wir zeigen, während wir sagen „das ist x“, zur Sprache gehört, was hat diese Redeweise noch für einen Zweck? Die hinweisende Definition – darin ist der internalistischen Lesart zuzustimmen – schafft keine unmittelbare Verbindung zwischen Sprache und Wirklichkeit, weil sie nur auf einem von Sprache bereits durchsetzten Boden Früchte tragen kann. Doch daraus, dass die Verbindung zwischen Sprache und Wirklichkeit mittels hinweisender Definition sich nicht herstellen lässt, folgt noch lange nicht, dass sie sich auf keine andere Weise

Kapitel 3

herstellen lässt.¹³ Wenn ich die *Philosophischen Untersuchungen* richtig verstehe, ist diese Verbindung schon immer hergestellt. Die Tätigkeiten, mit denen die Sprache verwoben ist, sind wohl nicht selbst als sprachimmanent anzusehen. Sie bilden stattdessen die natürliche Verhaltensweise von nicht minder der Natur angehörenden Kreaturen, und Gleiches gilt für die sprachlichen Äußerungen, die diese Kreaturen, d.h., wir, im Zusammenhang mit diesen Tätigkeiten vollziehen. Die hier kritisierte Interpretation erinnert mich an jemanden, der die Avenue de Champs Elysees herauf und herunter fährt, und sich wundert, dass er die Stadt Paris nirgends ausgeschildert findet. So jemanden müssen wir aussteigen lassen und ihm dann sagen: „Monsieur, vous êtes déjà là!“¹⁴

10. Die Sprache am Sabbat

Die Quelle dieser und vieler anderer Missverständnisse in der Philosophie wird in PU 38 von Wittgenstein selbst aufgedeckt: „die philosophischen Probleme entstehen, wenn die Sprache *feiert*.“ Gemeint ist eine Art semantischen Leerlaufs. Das bestätigt die Variante von PU 132: „Die Verwirrungen, die uns beschäftigen, entstehen gleichsam, wenn die Sprache leerläuft, nicht wenn sie arbeitet.“ Die Missverständnisse sind das Ergebnis einer unerprobten Verwendung der Sprache, d.h., einer Verwendung, die nicht im Rahmen eines der bestehenden, für bestimmte Ausdrücke charakteristischen Sprachspiele stattfindet, sondern die bekannten Pfade verlässt, und sich somit auf unübersichtliches Terrain begibt. Der Text in PU 38 spricht auch von der Tendenz „die Logik unserer Sprache zu sublimieren“ (vgl. PU 89, 94) Beim Verb „sublimieren“ handelt es sich um eine erneute (vgl. das „Satzradikal“ aus PU Anm. S. 18/308) Entlehnung aus der Fachsprache der Chemie. „Sublimation“ bezeichnet dort den

¹³ Für eine ähnliche Kritik siehe Acero 1999.

¹⁴ Meiner Interpretation näher kommen in diesem Punkt Hintikka & Hintikka 1996, Kap. 9. Auch wenn ihre Deutung von Wittgensteins Ausführungen über Hinweisdefinition bzw. hinweisendes Lehren in den *Philosophischen Untersuchungen* die Grenzen der hier kritisierten Position nicht verlässt, treten sie mit Nachdruck für die These ein, dass der Sprachspiel-Begriff die Funktion übernimmt, die Verbindung zwischen Sprache und Welt herzustellen.

direkten Übergang vom festen in den gasförmigen Aggregatzustand.¹⁵ In der Philosophie – so Wittgensteins Ansicht – findet ein derartiger Übergang statt, wenn man das Studium des Funktionierens der Sprache weg von ihrem Gebrauch in Sprachspielen hin zu einer praxisfreien Sphäre verlagert. In seiner Reflektion über die Zeit untersucht Augustinus nicht die Verwendung des Wortes in Sprachspielen der Zeitmessung, sondern „besinnt sich“ auf das, was solchen Sprachspielen zugrunde liegt (PU 89 f.). Ebenso wenig wirft der Philosoph, der sich Klarheit über die Beziehung zwischen Namen und Benanntem verschaffen will, einen Blick auf unsere Sprachspiele, sondern starrt auf einen Gegenstand vor sich, wobei er einen bestimmten Namen oder das Wort „dieses“ ständig wiederholt (PU 38)

Das Demonstrativum spielt in diesem Kontext eine besondere Rolle, weil aufgrund der Tatsache, dass es ausschließlich im Beisein des gemeinten Gegenstandes gebraucht wird, die Täuschung entsteht, dass es eine unmittelbare Verbindung zum Benannten herstellt. Zudem ist bei „dieses“ stets gewährleistet, dass es eine Referenz hat. Während die durch ein Substantiv bezeichnete Person oder Sache jederzeit sterben bzw. zerstört werden kann, was einen Referenzverlust zur Folge hat, referiert „dieses“ unter allen Umständen erfolgreich, denn man zeigt notwendig auf Etwas (PU 39). So erklärte Russell „dieses“ zum „eigentlichen Namen“, obwohl sein Gebrauch vom Gebrauch der Wörter, die wir üblicherweise als Namen bezeichnen, trotz oberflächlicher Ähnlichkeit in wichtigen Punkten abweicht. Kennzeichnend für einen Namen – meint Wittgenstein im Hinblick auf das zu Beginn von PU 38 explizit erwähnte Sprachspiel von PU 8 – ist freilich, dass es durch die Worte „das ist ...“ oder „das heißt ...“ erklärt werden kann. „Erklären wir aber auch“, schreibt er weiter, „Das heißt ‚dieses‘“ oder „Dieses heißt ‚dieses‘?“ (PU 38, vgl. PU 45) Die Sorge, den Namen könnte die Referenz abhanden kommen, verführte die philosophische Tradition von Platon bis Russell und den Autor des *Tractatus* außerdem dazu, die Existenz von absolut einfachen, unzerstörbaren Gegenständen zu postulieren (PU 39, 46) Zusammengefasst: In einer stark abstrahierenden (sublimierenden) Betrachtung sollen wahrlich eigenartige

¹⁵ Siehe, z.B., RÖMPP Lexikon Chemie, hrsg. v. Jürgen Falbe und Manfred Regitz, Stuttgart/New York, 1999.

Kapitel 3

Gegenstände garantieren, dass Namen, die genau genommen keine sind, tatsächlich Etwas benennen. Dieser theoretische Aufwand ist deshalb erforderlich, weil hier das Benennen sozusagen *in vitro* (vgl. PU 309) erfolgen muss. Unter solchen unnatürlichen Bedingungen gelingt die Benennung, die dann wie eine Taufe aussieht und durch einen (freilich merkwürdigen) seelischen Akt eines einzelnen Individuums eindeutig zu leisten ist (siehe erneut PU 38), wenn die zu verbindenden Namen und Gegenstände zuvor präpariert worden sind.

Man kann sich diese ganze Prozedur ersparen, indem man die Sprache bei ihrer alltäglichen Arbeit beobachtet. Auch die Angst, die Namen könnten ihre Bedeutung verlieren, erweist sich dabei als grundlos. Sie beruht auf der Verwechslung der Bedeutung mit dem Träger der Bedeutung. Wir sagen nicht, die Bedeutung eines Namens sterbe, wenn die Person, die den Namen trägt, tot ist (PU 40). Unabhängig davon, ob der Träger eines Namens existiert oder nicht, hat der Name Bedeutung, solange er in unseren Sprachspielen eine Verwendung hat. Diese Verwendung mag einfach darin bestehen, dass derjenige, der den trägerlos gewordenen Namen hört, den Kopf schüttelt. Wichtig ist nur, dass diese Reaktion Praxis ist, d.h., dass jeder, der unter gewissen Umständen den Namen hört, sich so zu verhalten hat (PU 41-42, 44). Dadurch wird unterstrichen, dass das Verleihen von Bedeutung keine individuelle Leistung ist. Bedeutung entsteht nicht, wenn ein denkender Mensch aus eigener Kraft einen Gegenstand auf einen Namen tauft oder die von einem Ahnen bereits vollzogene Taufe für sich wiederholt. Damit ein Wort bedeutungsvoll wird, bedarf es eines ganzen Dorfes. Das Wort „einfach“ bildet hier keine Ausnahme, denn Einfachheit im absoluten Sinn gibt es nicht. Ob etwas als einfach oder als zusammengesetzt anzusehen ist, hängt vom jeweiligen Sprachspiel ab. So schreibt Wittgenstein:

Wenn ich jemandem ohne weitere Erklärung sage „Was ich jetzt vor mir sehe, ist zusammengesetzt“, so wird er mit Recht fragen: „Was meinst du mit ‚zusammengesetzt‘? Das kann ja alles Mögliche heißen!“ – Die Frage „Ist, was du siehst zusammengesetzt?“ hat wohl Sinn, wenn bereits feststeht, um welche Art des Zusammengesetztseins – d. h., um welchen besonderen Gebrauch dieses Wortes – es sich handeln soll. (PU 47)

Die neue Perspektive

Sind Wörter zusammengesetzt? Nun, im Hinblick auf den Satz sind sie die einfachen Bestandteile. Aus einer anderen Perspektive sind sie zusammengesetzt: aus Morphemen, aus Silben, aus Buchstaben. Und auch diese Elemente der Wörter können einfach oder zusammengesetzt sein, je nach dem welcher praktische Zusammenhang für die Beurteilung maßgeblich ist. Selbst die Frage, welche Gegenstände es überhaupt gibt, ist nicht durch den forschenden Blick auf die Welt und durch die präzisen Schlussfolgerungen eines Philosophen zu beantworten, sondern kann nur sprachspielbezogen entschieden werden. „Was es, scheinbar, geben *muß*, gehört zur Sprache.“ (PU 50) Doch das ist schon ein Thema für das nächste Kapitel.

KAPITEL 4

Willkürliche Regeln

1. Aus Beispielen lernen

Möglicherweise ist im Laufe des vorigen Kapitels der Eindruck entstanden, Wittgenstein habe zeigen wollen, dass die hinweisende Definition bzw. Erklärung als Instrument für das Lehren der Muttersprache völlig ungeeignet ist. Das wäre allerdings ein schwerwiegendes Missverständnis. Die hinweisende Definition – das hat die Abschnittsfolge PU 28-37 demonstriert – setzt für ihren Erfolg auf Seiten ihres Adressaten ein Mindestmaß an Sprachkompetenz voraus, und kann deshalb nicht das erste Fundament sein. Ist die geforderte Sprachkompetenz jedoch bereits vorhanden, so ist die Ostension nicht nur ein brauchbares Verfahren, um jemandem die Bedeutung eines Wortes beizubringen, sondern sie ist oft das beste Verfahren überhaupt. Um jemandem die Bedeutung eines Farbwortes, z.B. „blau“ oder „grün“ (PU 73) zu erklären, werden wir auf einen Gegenstand dieser Farbe zeigen, und sagen: „Diese Farbe ist ...“ Auch Allgemeinbegriffe wie „Spiel“ (PU 66ff.) oder „Blatt“ (PU 73) kann man hinweisend erklären. Wir können jemandem nahe bringen, was das Wort „Spiel“ bedeutet, indem wir ihm Beispiele geben, Spiele beschreiben, vorführen, usw.¹

Dass Wittgenstein dem nicht verschlossen blieb, verdient kaum Lob, schließlich trägt er nur der Tatsache Rechnung, dass wir wirklich oft so verfahren. Die Paragraphen 65-80 der *Philosophischen Untersuchungen* halten aber in diesem Zusammenhang eine Überraschung bereit. Dort sticht die These hervor, dass die Ostension in vielen Fällen nicht nur das beste Verfahren ist, das wir haben, sondern auch schon alles ist, was wir überhaupt haben können. Die Erklärung durch Beispiele – soviel ist gemeint – ist kein Notbehelf, keine Leiter, die der Adressat wegwerfen kann, nachdem er ein tieferes Verständnis erreicht hat, sie enthält stattdessen schon alles, was der Lehrende weiß und der Lernende wissen muss.

¹ „Und die *Bedeutung* eines Namens“, schreibt Wittgenstein im viel zitierten Paragraphen 43, „erklärt man manchmal dadurch, daß man auf seinen *Träger* zeigt.“

Insbesondere ist die Erklärung durch Beispiele nicht der Ersatz einer genauen Definition, welche die richtige Erklärung wäre, wenn man sie nur geben könnte. „Wie würden wir denn jemandem erklären,“ lesen wir in PU 69, „was ein Spiel ist? Ich glaube, wir werden ihm *Spiele* beschreiben, und wir könnten der Beschreibung hinzufügen: „das, *und Ähnliches*, nennt man ‚Spiele‘“. Und wissen wir selbst denn mehr? Können wir etwa nur dem Andern nicht genau sagen, was ein Spiel ist?“ (vgl. PU 71, 75) Die Abschlussfrage ist rhetorisch, und natürlich mit „Nein“ zu beantworten. Doch das stellt einen gewaltigen Tabubruch dar.

Von Platon bis zum jungen Wittgenstein waren Philosophen durchgängig der Überzeugung, dass das Verständnis eines Wortes durch das Präsentieren einer Definition bezeugt wird. Laut dem *Tractatus* können komplexe Symbole durch Definitionen erklärt werden (T 3.24). Der Name, dagegen, der ein Urzeichen ist, „ist durch keine Definition weiter zu zergliedern.“ (T 3.26) Seine Bedeutung wird stattdessen durch „Erläuterungen“ erklärt, d.h., durch Sätze, die selbst Urzeichen enthalten, und für deren Verständnis die Kenntnis jener Urzeichen bereits vorauszusetzen ist (T 3.263). Wie ich im ersten Kapitel dargelegt habe, verlässt der *Tractatus* niemals den Standpunkt des Sprachkundigen. Philosophen, die darum bemüht waren, die Sprache auf ihre erkenntnistheoretische Grundlage zurückzuführen, trachteten ihrerseits danach, die komplexen Begriffe so zu analysieren, bis sie einfache Bestandteile erhielten, die aus der Sprache heraus führen.

Um den Unterschied zwischen beiden Ansätzen zu verstehen, denken wir an jemanden, der die Bedeutung eines bestimmten Wortes, sagen wir „Regenbogen“, erfahren will, und zu diesem Zweck in einem Lexikon nachschlägt. Da – so die gemeinsame Vorstellung – „Regenbogen“ ein komplexer Begriff ist, wird das Lexikon das Wort durch Verweis auf einfachere Begriffe, etwa „Regen“, „Licht“ oder „Farbe“, erklären müssen. Diese aber, sofern sie selbst eine gewisse Komplexität aufweisen, müssen ihrerseits durch noch einfachere erklärt werden, bis man schließlich auf einfachste Begriffe stößt, die ihrer Einfachheit wegen nicht mehr definitionsfähig sind. Solche Begriffe – so die Auffassung des *Tractatus* – können höchstens durch gleichartige Begriffe erläutert werden. Dass wenigstens deren Bedeutung dann bekannt sein muss, ist klar, schließlich greift jemand, der der Sprache völlig unkundig ist, auch nicht zum Lexikon.

Kapitel 4

Dem würden die britischen Empiristen des 17. und 18. Jahrhunderts sowie einige Mitglieder des Wiener Kreises² entgegensetzen, das sei wohl richtig, aber wenn für den Lernenden nicht die Möglichkeit besteht, an irgendeiner Stelle eine Brücke zwischen Sprache und Wirklichkeit zu schlagen, die Sprache also für ihn ein in sich geschlossenes System bleibt, kann er die Sätze dieser Sprache zwar verstehen, aber nicht über ihre Wahrheit oder Falschheit urteilen. Ein besonders kluger Mensch, der seine Muttersprache durch das Studium eines Lexikons gelernt hätte, würde imstande sein zu sagen, dass das Wort „blau“ eine Farbe bedeutet, aber er würde nicht entscheiden können, ob ein ihm gezeigter Gegenstand blau ist oder nicht. In einem idealen Lexikon müsste folglich die Bedeutung des Wortes „blau“ außer (oder statt) der sprachlichen Erläuterung durch das Beifügen eines Farbfleckes, eines Musters der Farbe blau erklärt werden. Nach dieser Auffassung soll die Ostension hier ohne weiteres funktionieren, weil die absolute Einfachheit des von dem Begriff bezeichneten Gegenstandes keinen Raum für Missverständnisse offen lässt. Die Analyse hat die Grundbegriffe der Sprache freigelegt, die ihrerseits die primären Elemente der Realität bezeichnen, das heißt, die Gegenstände, welche die Grundausrüstung, das feste Mobiliar der Welt bilden, und von denen wir, nachdem wir sie einmal aufgedeckt haben, eine unmittelbare und evidente Erkenntnis erlangen, so dass eine hinweisende Erklärung in diesem Fall ihre Wirkung gar nicht verfehlen kann.

2. Was es alles gibt

Diese Urelemente der Realität sind uns im vorigen Kapitel bereits begegnet. Die Postulierung derartiger Entitäten stand im Zusammenhang mit der Notwendigkeit, die Namen vor dem Verlust ihrer Referenz zu bewahren.

² So schreibt beispielsweise Locke: „words, as they are used by men, can properly and immediately signify nothing but the ideas that are in the mind of the speaker“ (An Essay Concerning Human Understanding, 3.2.4); Schlick meint: „Das Definieren kann nicht ins Unendliche weitergehen, wir kommen also schließlich zu Worten, deren Bedeutung nicht wieder durch einen Satz beschrieben werden kann; sie muß unmittelbar aufgewiesen werden, die Bedeutung des Wortes muß in letzter Linie gezeigt, sie muß gegeben werden.“ (Schlick 1938, 90)

Willkürliche Regeln

Wie wir jetzt sehen, stellt die Postulierung der Urelemente auch einen Versuch dar, die Ansicht zu retten, dass die hinweisende Erklärung voraussetzungslos verstanden werden kann, und somit die ursprüngliche Verbindung zwischen Sprache und Wirklichkeit herstellt. Wittgensteins Einwand, man könne nicht sagen, etwas sei in absolutem Sinn einfach, wurde ebenfalls oben bereits erörtert. Nur kurz angesprochen wurde hingegen der Einwand, dass überhaupt von „Gegenstand“ nicht in absolutem Sinn, d.h., sprachspielunabhängig geredet werden kann. Dieses Gegenargument ist weit weniger evident als jenes. Der gesunde Menschenverstand ist geneigt darauf zu antworten, dass es die Berge, die Bäume, die Tiere zweifellos gibt, und zwar unabhängig davon, ob Menschen da sind, um sie zu beobachten und über sie zu reden; welche Gegenstände in der Welt existieren – meint man –, legt die Sprache nicht fest. Gewiss! Andererseits unterliegen wir einer Täuschung, wenn wir glauben, welche Gegenstände es gibt, sei vorgegeben, unser Beitrag beschränke sich also darauf, sie zu entdecken und mit Namen zu belegen.

Diese Täuschung beruht auf einem Missverständnis der Rolle von Mustern in unserer Sprache. Wenn jemand auf die Zeigegeste die Worte folgen lässt: „Das ist ein Baum“, dann bringt er ein Wort in Verbindung mit einem Muster. Der Adressat des Hinweises erhält dadurch eine Regel für den Gebrauch jenes Wortes. Ist es aber notwendig, dass die Sprache über ein solches Wort mit einer so gearteten Verwendung verfügt? Wohl kaum. Es spricht nichts dagegen, dass eine andere Sprache Wörter für das kennt, was wir „Stamm“, „Zweig“ und „Blatt“ nennen, jedoch nicht für das Gesamte. Eine weitere Sprache könnte das Wort „Baum“ auch im Zusammenhang mit Dingen benutzen, die für uns keine Bäume mehr sind. In PU 64 entwirft Wittgenstein das Gedankenexperiment, dass eine Gruppe von Menschen keine Wörter für die einzelnen Farben, sondern ausschließlich für bestimmte Farbkombinationen kennt. Sie hätten beispielsweise für die Farbkombination der französischen Tricolore, welche für sie „einen ganz besonderen Charakter“ besäße, einen Ausdruck, dagegen keinen für jede der drei einzelnen Farben.³

³ Wittgenstein hätte sich gar nicht die Mühe geben müssen, ein solches alternatives Darstellungssystem zu erfinden. Die Ethnologie sowie die Philologie liefern davon

Kapitel 4

Wie im *Tractatus* bereits dargelegt (T 6.341), sind viele Begriffssysteme für den Umgang der Menschen mit den Dingen und miteinander denkbar. Die Welt zwingt uns kein Darstellungssystem auf; wahre Begriffe gibt es nicht. Natürlich – darauf macht der *Tractatus* auch bereits aufmerksam – ist die Wahl des Systems nicht unabhängig von den konkreten Möglichkeiten, seine Begriffe anzuwenden. Beeinflusst wird die Wahl aber auch durch die menschliche Natur. Was die Menschen als „ganz besonders“ empfinden, wird in den Wörtern ihrer Sprache seinen Niederschlag finden. Würde ein Philosoph diese Menschen fragen, welche Gegenstände es gibt, und zwar nicht in ihren Häusern oder an irgendeinem anderen Ort, sondern in der Welt überhaupt, würden sie vielleicht, nicht gewahr, dass es sich um eine Feiertagsfrage handelt (vgl. PU 38), so viele Gegenstände aufzählen, wie Gegenstandsbezeichnungen in ihrer Sprache vorhanden sind. Dabei wäre eine solche Antwort ebenso nahe liegend wie nichts sagend. Haben wir beschlossen, den Maschen unseres Begriffsnetzes eine bestimmte Form zu geben, sagen wir, eine Dreiecksform, dann hat es keinen Sinn zu sagen, dass es Dreiecke gibt. Trivialerweise wird die Welt aus lauter Dreiecken bestehen, deren Existenz uns notwendig vorkommen wird, denn – meint man –, existierten sie nicht, wäre es auch nicht möglich, die Welt mit Bezug auf sie richtig oder falsch zu beschreiben. Diesen Irrtum verdeutlicht Wittgenstein in den *Philosophischen Untersuchungen* mit Hilfe eines berühmt gewordenen Vergleichs:

Man kann von *einem* Ding nicht aussagen, es sei 1 m lang, noch, es sei nicht 1 m lang, und das ist das Urmeter in Paris. – Damit haben wir aber diesem natürlich nicht irgend eine merkwürdige Eigenschaft zugeschrieben, sondern nur seine eigenartige Rolle im Spiel des Messens mit dem Metermaß gekennzeichnet. – Denken wir uns auf ähnliche Weise wie das Urmeter auch die Muster von Farben in Paris aufbewahrt. So erklären wir: ‚Sepia‘ heiße die Farbe des dort unter Luftabschluß aufbewahrten Ur-Sepia. Dann wird es keinen Sinn haben, von diesem Muster auszusagen, es habe diese Farbe, noch, es habe sie nicht. (PU 50)

genug Beispiele. Besonders faszinierend finde ich diejenigen, die Bruno Snell im ersten Kapitel (es trägt die Überschrift „Die Sprache Homers“) seines Buches *Die Entdeckung des Geistes* anführt.

Willkürliche Regeln

Hat sich die wissenschaftliche Gemeinschaft einmal darauf geeinigt, das Urmeter als Muster einzusetzen, was beinhaltet, dass fortan alles 1 m lang sein wird, was dieselbe Länge hat wie jenes, dann ist die Behauptung, das Urmeter sei selbst 1 m lang eine leere Phrase, weil das lediglich besagt, es habe die Länge, die es habe. Freilich ist es vorstellbar, dass ein Laie, der die ausgezeichnete Rolle des Urmeters nicht kannte, es selbst mit einem anderen, nach ihm angefertigten Maßstab messen würde, und dabei feststellte, es sei 1 m lang, oder es sei es nicht. Damit hätte aber der Laie das ursprüngliche Muster auf einen ganz normalen Metallstab reduziert, und stattdessen ein neues Muster eingeführt. Das wäre vollkommen legitim. Üblicherweise werden Muster dieser Art sogar tausendfach vervielfältigt oder durch beliebig wiederholbare Standardverfahren ersetzt, denn das ist einerseits praktisch, andererseits besteht die Gefahr, dass ein Muster zerstört oder beschädigt wird. Auch im Fall des Urmeters ist genau das passiert. Wäre dieses aber das alleinige Muster geblieben, hätte es unter keinen Umständen Sinn zu sagen, es sei nicht 1 m lang, denn selbst wenn sich seine Länge geändert hätte, würde alles 1 m lang sein, was die neue Länge aufwies, und darum wäre auch die Behauptung sinnlos, es sei 1 m lang. Ähnliches gilt natürlich für das Ur-Sepia sowie für unzähliges Andere, was auf dieselbe Weise als Muster fungiert. Dementsprechend fährt der Text verallgemeinernd fort:

Wir können das so ausdrücken: Dieses Muster ist ein Instrument der Sprache, mit der wir Farbaussagen machen. Es ist in diesem Spiel nicht Dargestelltes, sondern Mittel der Darstellung. – Und eben das gilt von einem Element im Sprachspiel (48), wenn wir, es benennend, das Wort ‚R‘ aussprechen: wir haben damit diesem Ding eine Rolle in unserm Sprachspiel gegeben; es ist nun *Mittel* der Darstellung. Und zu sagen „Wäre es nicht, so könnte es keinen Namen haben“ sagt nun so viel, und so wenig, wie: gäbe es dieses Ding nicht, so könnten wir es in unserem Spiel nicht verwenden. – Was es, scheinbar, geben *muß*, gehört zur Sprache. Es ist in unserem Spiel ein Paradigma; etwas, womit verglichen wird. Und dies feststellen, kann heißen, eine wichtige Feststellung machen; aber es ist dennoch eine Feststellung unser Sprachspiel – unsere Darstellungsweise – betreffend. (ebd., vgl. PU 58)

Ein Museumsbesucher kann durchaus, nachdem er seinem Begleiter durch Hinweis auf eine bestimmte Skulptur erklärt hat das sei eine Chimäre, die

Kapitel 4

Worte hinzufügen: „Keine Angst! Diese schrecklichen Kreaturen gibt es nicht, sie sind nur die Erfindung von Dichtern.“ Kurz darauf wird er vor einer anderen Skulptur vielleicht sagen, das sei ein Löwe, und gefragt, ob auch dieses Tier eine Erfindung von Dichtern sei, wird er erwidern: „Nein, Löwen gibt es wirklich.“⁴ Die Äußerung des Satzes „x existiert“ oder „x existiert nicht“ kann folglich absolut sinnvoll sein. Im geschilderten Fall würde sie besagen, dass „Chimäre“ und „Löwe“ sehr verschiedenartige Darstellungsmittel sind, oder, wenn man will, dass es sich bei Letzterem um ein echtes, bei Ersterem um ein Pseudo-Darstellungsmittel handelt. Wir haben es hier also nicht mit Erfahrungssätzen zu tun, wie etwa „Im Zoo unserer Stadt gibt es Löwen“, sondern mit grammatischen Sätzen, mittels welcher man jemandem den Gebrauch beider Begriffe beibringt. Als solche sind sie in Ordnung. Sie werden problematisch, wenn man sie als metaphysische Aussagen missdeutet. Man glaubt dann, es mit echten Erfahrungssätzen zu tun zu haben, und wird zur Ansicht verführt, die Existenz bzw. Nichtexistenz der fraglichen Gegenstände sei etwas Absolutes, dem die Sprache lediglich Rechnung trägt.⁵

3. Familienähnlichkeiten

Die Befreiung von diesem Irrtum bringt gleichzeitig die Vorstellung, Begriffe ließen sich in eindeutiger Weise analysieren, sehr stark ins Schwanken. Ab dem Moment, wo keine sprachspielunabhängigen Gegen-

⁴ In Z 413 (= BPP II 338) lesen wir: „Einer sei ein überzeugter Realist, der Andere ein überzeugter Idealist und lehrt seine Kinder dementsprechend. In einer so wichtigen Sache, wie der Existenz, oder Nichtexistenz der äußern Welt wollen sie ihren Kindern nichts Falsches beibringen. Was wird man sie nun lehren? Auch dies, zu sagen „Es gibt physikalische Gegenstände“, beziehungsweise das Gegenteil? Wenn Einer an Feen nicht glaubt, so braucht er seine Kinder nicht lehren „Es gibt keine Feen“, sondern er kann es unterlassen, sie das Wort ‚Fee‘ zu lehren. Bei welcher Gelegenheit sollen sie sagen „Es gibt...“, oder „Es gibt nicht...“? Nur wenn sie Leute treffen, die entgegengesetzten Glaubens sind.“

⁵ PU 50 gehört zu den meist diskutierten Bemerkungen der *Philosophischen Untersuchungen*. Für eine besonders erhellende Interpretation siehe Schulte 1989 166-169.

Willkürliche Regeln

stände, folglich auch keine Ur-Bestandteile der Wörter postuliert werden können, kann die Analyse, wenn überhaupt, nur noch als eigenständiges Sprachspiel einen Sinn beibehalten. Darauf will Wittgenstein hinaus, wenn er schreibt:

Der Ausdruck aber, ein Satz in (b) sei eine ‚analysierte‘ Form eines in (a), verführt uns leicht dazu, zu meinen, jene Form sei die fundamentalere; sie zeige erst, was mit der andern gemeint sei, etc. Wir denken etwa: Wer nur die unanalysierte Form besitzt, dem geht die Analyse ab; wer aber die analysierte Form kennt, der besitze damit alles. – Aber kann ich nicht sagen, daß *diesem* ein Aspekt der Sache verlorengelut, so wie jenem? (PU 63)

Doch womöglich ist es zu früh, um das Ideal der richtigen Analyse preiszugeben. Das Ideal ist vielleicht zu retten, wenn die Analyse rein konzeptuell bleibt. Dafür scheint übrigens der Umstand zu sprechen, dass wir die Wörter der Sprache nicht nach Belieben einsetzen. Wenn wir einen Gegenstand unter einen Begriff subsumieren, hat das durchaus seine Rechtfertigung. Die Rechtfertigung muss außerdem verfügbar sein, bevor die Begriffe zur Anwendung kommen. Sie enthält schließlich den Grund – meint man –, weshalb wir einen Begriff anstatt eines anderen wählen. Betrachten wir folgenden Fall: Ein Biologiestudent hat im Examen die Art einer ihm gezeigten Pflanze zu bestimmen. Wie wird er vorgehen? Er wird sich wohl die Pflanze genauestens anschauen, sich merken, welche Merkmale sie aufweist, und dann versuchen, sich zu erinnern, welcher unter den Begriffen, die er gelernt hat, exakt diese Merkmale beinhaltet. Selbstverständlich sind hier nicht alle überhaupt feststellbaren Merkmale gemeint, sondern nur die gerade relevanten. Jeder Gegenstand besitzt unzählige Eigenschaften, aber nur eine, oder nur eine kleine Gruppe von ihnen – so die traditionelle Auffassung in der Philosophie – ist dafür verantwortlich, dass er das ist, als was wir ihn bezeichnen. Leider hat sich in der Praxis die Aufgabe, diese Eigenschaften anzugeben, für die allermeisten Begriffe als äußerst schwer erwiesen. Nichtsdestoweniger, selbst wenn ihre endgültige Lösung für künftige Generationen vorbehalten bleiben wird, muss es wenigstens theoretisch möglich sein, die Begriffe in ihren Komponenten derart zu zerlegen, dass am Ende ihre wesentlichen Merkmale übrig bleiben, d.h., diejenigen, die notwendig und ausreichend sind, um etwas als „x“ oder „y“ zu erkennen. Ein intuitives Wissen darüber

Kapitel 4

haben wir ja bereits. Dem ist letztendlich zu verdanken, dass wir von den Begriffen unserer Sprache einen geregelten Gebrauch machen, obwohl, danach gefragt, wir die Regel nicht angeben können.

Tatsächlich nimmt Wittgenstein dieses Gedankengeflecht sehr ernst. Er geht in zwei Schritten darauf ein: Zunächst greift er die Idee an, dass Begriffe aufgrund eines (oder einiger) wesentlichen, allen darunter fallenden Gegenstände gemeinsamen, Merkmals angewendet werden; später hinterfragt er die im Obigen implizite Regelvorstellung. Ein möglicher Einwand gegen die von Wittgenstein in PU 1-64 vorgebrachten Gedanken bietet den äußerlichen Anlass, der die gegenwärtige Diskussion eröffnet. Der Autor der *Philosophischen Untersuchungen* – lesen wir in PU 65 – habe die ganze Zeit von „Sprachspielen“ geredet, bleibe dem Leser aber eine Definition schuldig: er solle endlich sagen, was Sprachspiele sind, d.h., er solle angeben, „Was allen diesen Vorgängen gemeinsam ist und sie zur Sprache, oder zu Teilen der Sprache macht.“ Darauf entgegnet Wittgenstein: „es ist diesen Erscheinungen garnicht Eines gemeinsam, weswegen wir für alle das gleiche Wort verwenden, – sondern sie sind miteinander in vielen verschiedenen Weisen *verwandt*. Und dieser Verwandtschaft, oder dieser Verwandtschaften wegen nennen wir sie alle ‚Sprachen‘.“ (ebd.)

Illustriert wird diese These zuerst anhand des Wortes „Spiel“ (PU 66), dann „Zahl“ (PU 67). Es lässt sich beim besten Willen nicht ein identifizierender Zug angeben, welcher allen Spielen gemein ist. Freilich gibt es Parallelen zwischen Spielen, aber zwischen verschiedenen Spielen verschiedene Parallelen. Schach steht dem Damespiel darin nahe, dass beide Brettspiele sind, und beide gleichen Tennis insofern, als es in allen Gewinnen und Verlieren gibt. Dagegen sind Tennis und Fangen durch Körpereinsatz verbunden, während die größte Ähnlichkeit zwischen Schach und Fangen wahrscheinlich darin besteht, dass Schachspieler nach Niederlagen oft auch sehr schnell verschwinden. In einem Wort: Was eine vorurteilslose Betrachtung („denk nicht, sondern schau!“, PU 66) zutage fördert, ist nicht eine allen gemeinsame Eigenschaft, sondern „ein kompliziertes Netz von Ähnlichkeiten, die einander übergreifen und kreuzen. Ähnlichkeiten im Großen und Kleinen.“ (ebd.)

Willkürliche Regeln

Etwas unglücklich ist der Vergleich in PU 67 der verschiedenen Instanzen eines Begriffes mit den Mitgliedern einer Familie. Verwandte sind die Menschen nämlich nicht aufgrund physischer oder charakterlicher Ähnlichkeiten. Auf der anderen Seite neigen wir dazu, wenn wir wissen, dass Menschen derselben Familie angehören, nach Ähnlichkeiten zu suchen. Darin erweist sich der Vergleich als treffend. In der Tat sind die Ähnlichkeitsbänder zwischen den multiplen Instanzen eines Begriffes nicht irgendwie a priori gegeben, so dass die begriffliche Zugehörigkeit sich daraus ableiten ließe. Die Ähnlichkeiten fallen uns auf, wenn wir, von einem Philosophen aufgefordert, den Gebrauch unserer Wörter zu begründen, aufmerksam „hinschauen“. Wir besorgen uns die Rechtfertigung nachträglich. In diesem Sinn ist das „wegen“ in „und dieser Verwandtschaft, oder dieser Verwandtschaften wegen nennen wir sie alle ‚Sprachen‘“ (PU 65) oder das „weil“ in „weil es eine – direkte – Verwandtschaft mit manchem hat, was man bisher Zahl genannt hat; und dadurch, kann man sagen, erhält es eine indirekte Verwandtschaft zu anderem, was wir auch so nennen“ (PU 67) zu lesen.⁶

Um das zu verstehen, stellen wir uns einen Menschen aus einem völlig fremden Kulturkreis vor, der zu uns kommt. Nachdem wir ihn mit zahlreichen der Vorgänge vertraut gemacht haben, die wir „Spiele“ nennen, wird er sich vielleicht, sich an das erinnernd, was man in seiner Heimat so nennt, bei einigen nicht überrascht zeigen, bei anderen hingegen wird er sich wundern, dass wir so etwas noch als Spiel ansehen. Noch Anderes, wie etwa das Börsenhandeln, würde er spontan zu den Spielen rechnen, und unsere Rechtfertigungen für dessen Ausschluss könnten ihm nicht einleuchten. Das führt nicht zwangsläufig zum Schluss, dass die begriffliche Topologie einer Sprache ihre Entstehung gänzlich dem Zufall verdankt. Soviel ist jedoch wahr: Was die Menschen unter welchen Begriffen zusammenfassen, hängt in hohem Maße davon ab, welche Ähnlichkeiten den Menschen überhaupt auffallen, und welche sie am meisten beein-

⁶ Dieser Punkt ist von großer Bedeutung. Er wird aber erst dann im vollen Umfang verständlich werden, nachdem wir Wittgensteins Regelauffassung durchleuchtet haben. Für einen ebenso knappen wie korrekten Überblick über einige der in diesem Zusammenhang auftretenden Probleme siehe auch Lenk 1973, 82-87.

drucken, oder, um erneut an PU 64 zu erinnern, welche die Menschen als „ganz besonders“ empfinden.

4. Begriffe mit verschwommenen Rändern

Gegen die oben skizzierte Auffassung meldet Wittgensteins imaginärer Gesprächspartner in PU 68 ernsthafte Bedenken an. Seine Frage lautet: „Wie ist denn der Begriff des Spiels abgeschlossen? Was ist noch ein Spiel und was ist keins mehr?“ Wittgensteins Antwort ist so einfach wie erstaunlich: Er ist überhaupt nicht abgeschlossen, schon gar nicht im Voraus und ein für allemal. Es steht uns frei, für bestimmte Zwecke nachträglich eine Grenze zu ziehen. Wir können das mittels einer Definition oder einer mathematischen Formel tun, und somit in der Jurisprudenz, in der Wissenschaft, usw., Streitereien ausschließen. Das heißt aber noch lange nicht, dass unser Begriff vor dieser Grenzziehung unbrauchbar oder unexakt war (PU 69). Im Gegenteil, gelegentlich ist eine Grenzziehung sogar kontraproduktiv. „Ja, kann man ein unscharfes Bild“, fragt Wittgenstein, „immer mit Vorteil durch ein scharfes ersetzen? Ist das unscharfe nicht oft gerade das, was wir brauchen?“ (PU 71) Und dann fährt er fort:

Frege vergleicht den Begriff mit einem Bezirk und sagt: einen unklar begrenzten Bezirk könne man überhaupt keinen Bezirk nennen. Das heißt wohl, wir können mit ihm nichts anfangen. – Aber ist es sinnlos zu sagen: „Halte dich ungefähr hier auf!“? Denk dir, ich stünde mit einem Andern auf einem Platz und sagte dies. Dabei werde ich nicht einmal irgend eine Grenze ziehen, sondern etwa mit der Hand eine zeigende Bewegung machen – als zeigte ich ihm einen bestimmten *Punkt*. Und gerade so erklärt man etwa, was ein Spiel ist. (ebd., vgl. PU 76 f.)

Der Grad der Offenheit eines Begriffes muss im Einklang mit der Art seiner Verwendung stehen. Diese kann, wie gesagt, das Festlegen einer ebenso geschlossenen wie exakten Grenze erforderlich machen. Ein allgemeingültiger Standard der Exaktheit lässt sich hier jedoch nicht a priori angeben, schon deshalb nicht, weil der Begriff der Exaktheit selbst wiederum keine sprachspielunabhängige Bedeutung besitzt. Der Grund, warum wir das leicht zu vergessen scheinen, liegt wohl darin – diagnostiziert Wittgenstein –, dass wir üblicherweise Exaktheit loben und

Unexaktheit tadeln, woraus die Neigung entsteht, den als positiv empfundenen Begriff zu idealisieren (PU 88). Doch dem setzt Wittgenstein entgegen: „Ist es unexakt, wenn ich den Abstand der Sonne von uns nicht auf 1 m genau angebe; und dem Tischler die Breite des Tisches nicht auf 0,001 mm? *Ein* Ideal der Genauigkeit ist nicht vorgesehen; wir wissen nicht, was wir uns darunter vorstellen sollen – es sei denn, du selbst setzt fest, was so genannt werden soll.“ (ebd.) Übrigens gelten diese Betrachtungen sowohl für Allgemeinbegriffe als auch für Eigennamen. Der Versuch, wie man ihn etwa bei Russell findet, auf dessen Theorie der Kennzeichnung der Text von PU 79 explizit Bezug nimmt, die Bedeutung von Eigennamen durch die Einführung von Definitionen, welche eine Liste von identifizierenden Eigenschaften enthalten, a priori festzulegen, schlägt trotz scheinbar erhöhter Aussicht auf Erfolg ebenfalls fehl.

Wir können den Namen „Moses“ in Russellscher Manier mittels einer von vielen möglichen Beschreibungen definieren, wodurch der Sinn unserer künftigen Aussagen über Moses bestimmt wird. Stellt sich jedoch später heraus, dass in Wirklichkeit keine Person existiert hat, auf die die gewählte Beschreibung passt, dann verlieren unsere Aussagen über Moses allesamt ihren Sinn. Wir können dem zuvorkommen, indem wir eine umfassende Beschreibung nehmen. Aber was passiert, wenn eine der in der umfassenden Beschreibung aufgezählten Eigenschaften sich erneut als unzutreffend erweist? „Ich werde etwa sagen:“ – schreibt Wittgenstein – „Unter ‚Moses‘ verstehe ich den Mann, der getan hat, was die Bibel von Moses berichtet, oder doch vieles davon. Aber wieviele? Habe ich mich entschieden, wieviel sich als falsch erweisen muß, damit ich meinen Satz als falsch aufgebe? Hat also der Name ‚Moses‘ für mich einen festen und eindeutig bestimmten Gebrauch in allen möglichen Fällen? – Ist es nicht so, daß ich sozusagen eine ganze Reihe von Stützen in Bereitschaft habe und bereit bin, mich auf eine zu stützen, wenn mir die andere entzogen werden sollte, und umgekehrt? –“ (ebd.) Auch Eigennamen, so das Ergebnis, werden „ohne feste Bedeutung“, d.h., ohne eine für alle Ewigkeit nicht mehr abzuändernde Bedeutung gebraucht, was keineswegs zur Folge hat, dass sie für uns irgendwie an Wert verlieren (ebd.).

Der darauf folgende Paragraph, der mit „Sessel“ zu einem Allgemeinbegriff zurückkehrt, schildert eine mögliche Situation, in der wir

Kapitel 4

improvisieren müssten. Wenn ein Sessel, den wir sähen, plötzlich grundlos verschwände, dann wieder erschiene, kurz danach abermals verschwände, um später erneut zu erscheinen, und so fort, kämen wir sicherlich nicht um die Frage herum, ob so etwas noch als Sessel bezeichnet werden könnte. „Hast du für solche Fälle“, fragt Wittgenstein seinen imaginären Kontrahenten, „Regeln bereit, – die sagen, ob man so etwas noch ‚Sessel‘ nennen darf? Aber gehen sie uns beim Gebrauch des Wortes ‚Sessel‘ ab; und sollen wir sagen, daß wir mit diesem Wort eigentlich keine Bedeutung verbinden, da wir nicht für alle Möglichkeiten seiner Anwendung mit Regeln ausgerüstet sind?“ (PU 80) Zugegeben, es handelt sich um eine äußerst merkwürdige, und nicht gerade wahrscheinliche Situation. Sie ist aber durchaus möglich, und – darauf zielt die Argumentation ab –, wäre die Vorstellung korrekt, nach welcher wir über Regeln verfügen, die die Anwendung der Wörter vorweg bestimmen, dann müssten diese Regeln auch solche seltsamen Fälle umfassen, d.h., sie wären unendlich lang. Dass die im Text vorgeschlagene Alternative nicht die einzige ist, bedarf kaum einer Begründung, da wir offensichtlich mit dem Wort „Sessel“ eine Bedeutung verbinden, und zwar in höchst unterschiedlichen Situationen. Um genau zu sein, behauptet PU 80 auch nicht, dass das Wort „Sessel“ unter den geschilderten Umständen wirklich seine Bedeutung verlieren würde. Es spricht nichts dagegen, dass die Menschen, anstatt von Ratlosigkeit erfasst zu werden, nichts dabei fänden, und gleich weiter wüssten. Sie würden in diesem Fall nach wie vor einen geregelten Gebrauch des Wortes machen. Das ist verständlich, wenn wir mit dem Autor der *Philosophischen Untersuchungen* „Regel“ als das auffassen, was im faktischen, gemeinschaftlichen Gebrauch der Wörter gänzlich enthalten ist.

5. Die Spielregeln

Im *Tractatus* geht Wittgenstein mit dem Wort „Regel“ sehr sparsam um. Eine bemerkenswerte Ausnahme stellt der Satz 4.0141 dar, dem ein großes Gewicht hinsichtlich der Klärung der Bildtheorie zukommt, und in dem jenes Wort gleich vier Mal auftaucht. Der Satz behauptet, dass es eine Regel gibt, nach der der Musiker aus der Partitur die Symphonie ableitet, und umgekehrt. Dann spricht der Text von dieser Regel als „das Gesetz der

Willkürliche Regeln

Projektion, welches die Symphonie in die Notensprache projiziert“. Auch wenn Wittgenstein es an dieser Stelle nicht thematisiert, ist es unschwer zu erkennen, was für eine Regelvorstellung dem zugrunde liegt. Ihre Eckpunkte sind folgende: 1. Regeln sind normativ; 2. sie besitzen (wenigstens potenziell) eine explizite Formulierung; 3. sie existieren vor den Handlungen, die sie bestimmen sollen; 4. sie bestimmen diese Handlungen eindeutig und zweifelsfrei; 5. sie können selbstverständlich ersetzt werden, aber für sich genommen sind sie abgeschlossen und endgültig; 6. ihre Umsetzung hat mechanischen Charakter. Von der Abgeschlossenheit und Endgültigkeit der Regeln – das konnten wir soeben feststellen – ist in den *Philosophischen Untersuchungen* nicht mehr viel übrig. Die neue Ansicht, gemäß welcher die Bedeutung unserer Wörter nicht auf einer (synchronisch wie diachronisch) invariablen Merkmalskonstellation beruht, d.h., die Wörter situations- und zeitpunktabhängig unterschiedlich zu analysieren sind, schließt die Möglichkeit von monolythisch gestützten Regeln für die Anwendung dieser Wörter aus. Den zu erwartenden Einwand, dass, wenn man die Regeln zu oft verändert, die Regelhaftigkeit der Wortanwendung irgendwann aufgehoben wird, entkräftet PU 83 wie folgt:

Wir können uns doch sehr wohl denken, daß sich Menschen auf einer Wiese damit unterhielten, mit einem Ball zu spielen, so zwar, daß sie verschiedene bestehende Spiele anfangen, manche nicht zu Ende spielten, dazwischen den Ball planlos in die Höhe werfen, einander im Scherz mit dem Ball nachjagen und bewerfen, etc. Und nun sagt Einer: Die ganze Zeit hindurch spielen die Leute ein Ballspiel, und richten sich daher bei jedem Wurf nach bestimmten Regeln.

Und gibt es nicht auch den Fall, wo wir spielen und – „make up the rules as we go along“? Ja auch den, in welchem wir sie abändern – as we go along.

Tatsächlich ist es gar nicht so einfach zu entscheiden, ob diese Menschen sich ununterbrochen („die ganze Zeit hindurch“) nach irgendwelchen Regeln richten. Das planlose in-die-Höhe-Werfen des Balls kann ein regelfreies Intermezzo sein, muss es aber nicht. Bei diesem Intermezzo könnte es sich aber auch um eine vorgesehene Verschnaufpause zwischen bestehenden Spielen handeln, so dass der nahtlose Übergang von einem Spiel zum anderen Proteste hervorrufen würde. In diesem Fall wäre das planlose Ballwerfen Teil einer umfassenden Spielaktivität, und insofern

Kapitel 4

einer Regel unterworfen. Allerdings muss diese Regel nicht von vornherein fest gestanden haben. Sie kann durchaus das Ergebnis einer spontanen, wie „im Vorübergehen“ getroffenen Übereinkunft sein. Das bedeutet, dass auch die Vorstellung, Regeln gingen den durch sie bestimmten Handlungen logisch voraus, wenn nicht ganz aufgegeben, wenigstens sehr stark eingeschränkt werden muss. Wie verhält es sich aber mit dem Rest der oben aufgezählten Eckpunkte? Müssen Regeln beispielsweise nicht zumindest unsere Handlung eindeutig und zweifelsfrei bestimmen? Gewiss! Sie tun es aber nicht, indem sie alle denkbaren Handlungen bestimmen und alle auch nur möglichen Zweifel präventiv ausräumen. Im Tennis ist nicht vorgeschrieben, wie hoch oder wie stark ein Spieler beim Aufschlag den Ball werfen soll (PU 68). Der Aufschlag ist zwar beileibe keine unwesentliche Spielhandlung, aber weder ist im Tennis alles geregelt, was irgendwie geregelt werden könnte, noch sind die tatsächlich vorhandenen Regeln so beschaffen, dass sie Immunität gegen Zweifel garantieren. Das Spiel ist nicht, wie Wittgenstein schreibt, „überall von Regeln begrenzt“ (PU 84). Dem fügt er hinzu:

Aber wie schaut denn ein Spiel aus, das überall von Regeln begrenzt ist? dessen Regeln keinen Zweifel eindringen lassen; ihm alle Löcher verstopfen. – Können wir uns nicht eine Regel denken, die die Anwendung der Regel regelt? Und einen Zweifel, den *jene* Regel behebt – und so fort? Aber das sagt nicht, daß wir zweifeln, weil wir uns einen Zweifel *denken* können. Ich kann mir sehr wohl denken, dass jemand jedesmal vor dem Öffnen seiner Haustür zweifelt, ob sich hinter ihr nicht ein Abgrund aufgetan hat, und daß er sich darüber vergewissert, eh' er durch die Tür tritt (und es kann sich einmal erweisen, daß er recht hatte) – aber deswegen zweifle ich im gleichen Falle doch nicht. (ebd.)

Unabhängig davon, wie umsichtig eine Regel formuliert ist, lässt sich immer ein Zweifel konstruieren, der ihre Offenheit aufdeckt, und den Eindruck erweckt, es bedürfe einer weiteren Regel, die die ursprüngliche gegen diesen Zweifel abschottet. Allein ist die neue Regel einem solchen Zweifel nicht minder ausgesetzt, so dass dieses Verfahren zu einem unendlichen Regress führt. Die hier in Rede stehenden Zweifel sind jedoch rein theoretischer Natur. Sie haben – das Beispiel deutet es an – etwas Neurotisches, sind von tatsächlichen Zweifeln also klar zu unterscheiden.

Willkürliche Regeln

Der Unterschied liegt darin, dass letztere in der Praxis der Anwendung der Regeln begründet sind. Betrachten wir erneut ein Beispiel:

Eine Regel steht da, wie ein Wegweiser. – Läßt er keinen Zweifel offen über den Weg, den ich zu gehen habe? Zeigt er, in welche Richtung ich gehen soll, wenn ich an ihm vorbei bin; ob der Straße nach, oder dem Feldweg, oder querfeldein? Aber wo steht, in welchem Sinne ich ihm zu folgen habe; ob in der Richtung der Hand, oder (z.B.) in der entgegengesetzten? – Und wenn statt eines Wegweisers eine geschlossene Kette von Wegweisern stünde, oder Kreidestriche auf dem Boden liefen, – gibt es für sie nur *eine* Deutung? Also kann ich sagen, der Wegweiser läßt doch keinen Zweifel offen. Oder vielmehr: er läßt manchmal einen Zweifel offen, manchmal nicht. Und dies ist nun kein philosophischer Satz mehr, sondern ein Erfahrungssatz. (PU 85)

Echte Zweifel entstehen typischerweise dann, wenn der Wegweiser am falschen Ort aufgestellt worden ist. Man hat nicht beachtet, dass in die Richtung, in die der Wegweiser zeigt, bald eine Verzweigung kommt, an der man sich erneut fragen muss: „Und jetzt?“ Würde der Wegweiser eine Antwort auf diese konkrete Frage geben, dann ließe er keinen Zweifel offen. Die philosophischen Zweifel, d.h., diejenigen, die nicht einmal durch „eine geschlossene Kette von Wegweisern“ zu beheben sind, entspringen nicht der normalen Anwendung dieser Art Zeichen. Sie sind entweder Feiertagszweifel oder rühren daher, dass der Zweifler nicht wirklich weiß, wie man mit Wegweisern umgeht. Darum haben diese Fragen auch nicht den Weg, sondern den Wegweiser selbst zum Gegenstand: „Aber wo steht, in welchem Sinne ich ihm zu folgen habe“? Eine befriedigende Antwort erhalten sie deshalb nie, weil Wegweiser nicht autoregulativ sind, d.h., sie regeln unser Weiterkommen, den eigenen Gebrauch jedoch nicht. Das Fazit fällt ähnlich aus wie in der Abschnittsfolge PU 28-31. Auch hier kann der Hinweis nur von jemandem verstanden werden, der mit derartigen Zeichen vertraut genug ist. Wem diese Vertrautheit fehlt, dem ist nicht durch irgendetwas an dem Wegweiser zu helfen, nicht einmal durch eine beliebig hohe Anzahl an Ergänzungen.

Durch die Wiederaufnahme zweier bekannter Beispiele in PU 86 bekräftigt und vertieft Wittgenstein dieses Ergebnis. Das Sprachspiel mit den Bausteinen, das wir aus PU 2 kennen, soll nun mithilfe einer Tabelle gespielt werden. Von der Benutzung einer Tabelle war sogar in der Ein-

Kapitel 4

kaufsszene von PU 1 bereits die Rede. Darauf kommt der Text in PU 51-54 zurück, wo die Tabelle explizit „den Ausdruck einer Regel des Sprachspiels“ genannt wird (PU 53). So könnte man auch den Wegweiser nennen, und auch die Tabelle von PU 86, in der den Wörtern „Würfel“, „Säule“, „Platte“ und „Balken“ ein Bild des entsprechenden Bausteines gegenüber steht. Spricht der Baumeister eins dieser Wörter aus, kann der Gehilfe in der Tabelle nachschlagen, welcher Baustein damit gemeint ist, um ihn schließlich jenem zu überreichen. Der Gehilfe kann folglich, wenn er das gesamte Sprachspiel bereits beherrscht, die Tabelle als eine Art Gedächtnisstütze benutzen. Beherrscht er das Sprachspiel noch nicht, dann wird er es anhand der Tabelle auch nicht lernen, denn diese gibt nicht einmal Auskunft über die Art und Weise, wie sie zu lesen ist. Es wäre in Wahrheit möglich – wie Wittgenstein betont –, sie diagonal statt horizontal zu lesen (ebd.). Der Schluss, zu welchem diese Überlegungen führen, ist folgender: Wenn wir die Regel als eine Art Norm auffassen, die die Praxis des Sprachspiels erstmalig bestimmen oder instituieren soll, so stellen wir am Ende fest, dass sie ihre Aufgabe nicht erfüllen kann. Die Regel verkündet lediglich das, was die Praxis längst normiert hat.⁷ Die wahre Regel ist nicht die Tabelle, sondern die Praxis, in der sie eine Rolle spielt. Diese Rolle kann äußerst unterschiedlich sein. Sie mag aber im Unterricht Verwendung finden, zur Entscheidung von Streitfragen dienen, als Werkzeug für eine bestimmte Arbeit (siehe PU 53) oder als Gedächtnisstütze fungieren, in jedem Fall ist die Tabelle nicht Praxis begründend, sondern praxisabhängig.

Spätestens jetzt ist es unvermeidlich, den Regelbegriff des *Tractatus*, wie er oben charakterisiert wurde, gründlich zu überdenken. Es wäre übertrieben zu sagen, jener Regelbegriff sei komplett falsch. Natürlich müssen die Regeln in gewisser Weise normativ sein, d.h., unsere Handlung (gegenwärtige wie künftige) bestimmen, und zwar vollständig und zweifelsfrei, dergestalt, dass ihre Umsetzung mehr oder weniger mechanisch erfolgt. Doch all das geschieht ganz anders, als Wittgenstein es im früheren Werk glaubte. Die Regeln entfalten ihre Normativität einfach dadurch, dass in

⁷ In Hintikka & Hintikka 1996 (Kap. 8) sprechen die Autoren wiederholt vom „Vorrang der Sprachspiele gegenüber ihren Regeln“. Soweit ich sie verstehe, meinen sie genau dies.

Willkürliche Regeln

einer Gruppe von Menschen gewisse Tätigkeiten in einer gewissen Weise verrichtet werden, und von allen ihren Mitgliedern in dieser Weise auch verrichtet zu werden haben. Man könnte sogar sagen, die Regeln seien nichts Anderes als der Zwang, die Dinge so zu tun, wie sie gemeinhin getan werden. Darum ist es vielleicht weniger irreführend, die Regeln als das aufzufassen, was eine bestimmte Handlungsweise am besten beschreibt. Ein Spiel, sagen wir dann, „werde nach den und den Regeln gespielt, weil ein Beobachter diese Regeln aus der Praxis des Spiels ablesen kann, – wie ein Naturgesetz, dem die Spielhandlungen folgen“ (PU 54). Das ist auch der tiefere Grund, warum die Spieler nicht über ein explizites Wissen bezüglich der Regeln verfügen müssen (PU 69-78). Viele von ihnen werden in der Tat, nach der Regel gefragt, einen Moment ratlos da stehen, und schließlich einfach sagen: „Schau, wie ich es mache!“ Andere hingegen werden spontan eine Regel selbst formulieren, die ihrer Ansicht nach den Spielmodus zufrieden stellend erklärt, oder werden die offizielle Formulierung zitieren, welche sie entweder früher in einem Regelwerk nachgeschlagen haben oder gerade vorlesen (siehe PU 82). Sie selbst haben das Spiel jedoch nicht durch das Studium dieses Regelwerkes gelernt (es sei denn, sie waren schon mit ähnlichen Spielen vertraut), sondern durch Zusehen, wie andere das Spiel spielen (PU 54), und durch Abrichtung (PU 86). Darauf werden sie sich auch in letzter Instanz berufen, wenn jemand aus dem Regelverzeichnis allein nicht schlau wird. Anstatt endlos Ergänzungsregeln anzugeben, die dem Lernenden bloß weitere Rätsel aufgeben, werden kundige Spieler die fraglichen Spielhandlungen vorführen und erklären: „Siehst du? So ist es gemeint!“ Das macht die offizielle Regelung insofern nicht überflüssig, als sie für die Beilegung wirklicher Streitfälle herangezogen werden kann, und sie ist als vollständig zu betrachten, solange sie für die üblichen Fälle wirklich eine Lösung bietet. „Der Wegweiser ist in Ordnung“, sagt Wittgenstein mit Bezug auf das obige Beispiel, „wenn er, unter normalen Verhältnissen, seinen Zweck erfüllt.“ (PU 87)

6. Auf dem rauen Boden

Dieses neue, in PU 65-88 herausgearbeitete, Regelverständnis rüttelt an einem sehr alten philosophischen Vorurteil. Gemeint ist die Idee, dass das, was den Regeln ihre Strenge verleiht, etwas Erhabenes sein muss. Das ist wahrhaftig „kein *dummes* Vorurteil“ (vgl. PU 340). Es hat seine Wurzeln in „Mißverständnisse[n], die den Gebrauch von Worten betreffen; hervorgerufen, unter anderem, durch gewisse Analogien zwischen den Ausdrucksformen in verschiedenen Gebieten unserer Sprache“ (PU 90). „Unserer Grammatik“, lesen wir in PU 122, „fehlt es an Übersichtlichkeit.“ Die dadurch vorprogrammierten Missverständnisse „lassen sich beseitigen, indem man eine Ausdrucksform durch eine andere ersetzt; dies kann man ein ‚Analysieren‘ unsrer Ausdrucksformen nennen, denn der Vorgang hat manchmal Ähnlichkeit mit einem Zerlegen“ (PU 90). Das führt jedoch leicht zu neuen, weit schlimmeren Missverständnissen. Wir sind nämlich geneigt zu denken, die analysierte Form sei die schlicht exaktere, diejenige, die verborgen schon immer hinter der weniger exakten steckte, und die es unbedingt zu finden gilt, um ein richtiges Verständnis des je Gesagten zu erlangen (PU 91). Es entsteht der Eindruck, meine ich, dass das semantische Wasser in der Tiefe fließt, und dass unsere Wörter ihre Bedeutung aus dieser Tiefe ziehen. An der Oberfläche hingegen verkommen unsere Wörter und Sätze sowie die Handlungen, die das Sprechen begleiten, zur bloßen Erscheinung. Man betrachtet sie fortan als eine Art notwendiges Übel. Ohne unsere Wörter und Sätze können wir nicht kommunizieren, und darum sind sie unverzichtbar, aber das Wahre sind sie nicht. Kurz: Das Philosophieren wird metaphysisch. „*Das Wesen ist uns verborgen*‘: das ist die Form, die unser Problem nun annimmt.“ (PU 92)

Vom Zauber dieses Gedankens erfasst, wehrt sich unser verhexter Verstand (vgl. PU 109) gegen die Einsicht, dass das, was unseren Wörtern Bedeutung verleiht, etwas ganz Gewöhnliches ist: ihr geregelter Gebrauch in Sprachspielen. Stattdessen klammern wir uns an der Idee fest, die Bedeutung gehe dem Gebrauch voraus. Die Bedeutung – denkt man – sei zwar irgendwie an das Wort als physisches Zeichen gekoppelt, bleibe aber von ihm verschieden (vgl. PU 120). Sie stehe hinter dem sichtbaren Zeichen wie eine Art Vorstellung, die einen Kanon oder ein Schema für die Anwendung des Zeichens in konkreten Situationen beinhaltet. Nach dieser

verbreiteten Ansicht präsentieren sich die konkreten Sprechsituationen als das Terrain, auf dem unsere Wörter und deren a priori verfügbare Bedeutung zum Einsatz kommen, zur Konstituierung dieser Bedeutung leistet das, was wir beim Sprechen tun, jedoch keinen Beitrag. Diese Tendenz, die sprachlichen Zeichen als semantisch selbstständig anzusehen, wird schließlich dadurch begünstigt, dass die meisten Menschen mit den Wörtern und Sätzen ihrer Muttersprache immer etwas verbinden können, auch wenn sie völlig isoliert vorkommen – „(Eine Menge wohlbekannter Pfade führen von diesen Worten aus in alle Richtungen.)“ (PU 525, 534).

Diese scheinbar so natürliche Betrachtungsweise übersieht jedoch, dass die Regeln nicht „für sich selber sorgen“ können (vgl. T 5.473). Die Regeln entfalten ihre Normativität nur aufgrund ihrer gebräuchlichen Verwendung in Sprachspielen, oder, anders gesagt, die Wörter der Sprache werden gerade dadurch bedeutungsvoll, dass die Menschen im Umgang miteinander und mit den Dingen ihrer Umwelt sie auf eine bestimmte Weise verwenden. Das wohl wichtigste Ergebnis von Wittgensteins erster Annäherung an die Regelproblematik in PU 65-88 besteht also in folgender Feststellung: Die unzähligen Aktivitäten, die das Sprechen begleiten, dürfen nicht länger als semantische Nebenerscheinung angesehen werden, sondern sind fortan als erstrangiger semantischer Faktor zu betrachten, d.h., sie sind nicht nur der Ort, wo die Bedeutung unserer Wörter sich manifestiert, sondern derjenige, wo sie sich überhaupt konstituiert. Jene intuitiv vielleicht reizvollere Ansicht hat uns aufs Glatteis geführt, „wo die Reibung fehlt, also die Bedingungen in gewissem Sinne ideal sind, aber wir eben deshalb auch nicht gehen können. Wir wollen gehen; dann brauchen wir die *Reibung*. Zurück auf den rauhen Boden!“ (PU 107) Tatsächlich wird Wittgenstein nicht müde zu betonen, dass Wörter und Sätze keine Bedeutung bzw. keinen Sinn haben, wenn wir sie von dem praktischen Zusammenhang trennen, in dem sie üblicherweise gebraucht werden. Das Gefühl, individuell Bedeutung herstellen zu können, erweist sich als Illusion, und nicht minder illusorisch ist es, zu denken, die Wörter könnten ihre nun einmal erlangte Bedeutung auf alle beliebigen Kontexte übertragen:

Man sagt mir: „Du verstehst doch diesen Ausdruck? Nun also, – in der Bedeutung, die du kennst, gebrauche auch ich ihn.“ – Als wäre die Bedeutung ein

Kapitel 4

Dunstkreis, den das Wort mitbringt und in jederlei Verwendung hinübernimmt. Wenn z.B. Einer sagt, der Satz „Dies ist hier“ (wobei er vor sich hin auf einen Gegenstand zeigt) habe für ihn Sinn, so möge er sich fragen, unter welchen besonderen Umständen man diesen Satz tatsächlich verwendet. In diesen hat er dann Sinn. (PU 117)

Die Passage ruft PU 38 wieder in Erinnerung. War der vor sich hin starrende Philosoph dort nicht in der Lage, die Bezeichnungsbeziehung zwischen einem Namen und einem Gegenstand aus eigener Kraft zu knüpfen, so wenig vermag er hier, einem Satz, und sei er noch so primitiv, Sinn zu verleihen. Dabei ist der Beispielsatz syntaktisch einwandfrei, und, geäußert unter passenden Umständen, auch wirklich sinnvoll. Am besten ist es, die Äußerungsumstände zu einer Art erweiterten Syntax zu rechnen. Dieser Schritt ist von Wittgensteins Gebrauch des Ausdrucks „Grammatik“ im gesamten Spätwerk absolut gedeckt. Demnach ist genauso fehlerhaft, einen Satz unter unpassenden Umständen zu äußern, wie darin ein falsches Wort oder einen falschen Kasus zu verwenden. Betrachten wir hingegen den Satz in abstracto, dann hat er soviel (oder so wenig) Sinn, wie ein Satz, der ausschließlich aus Variablen besteht, oder etwa der Satz „p“ (vgl. PU 134). Das mag den Einwand provozieren: Aber wird damit nicht alles wieder auf die Sprache reduziert?

Die Antwort ist ein entschiedenes „Nein!“ Wie es früher Wittgenstein hilfreich schien, zu sagen, die Muster im Sprachspiel von PU 8 gehören zur Sprache (PU 16), so kann es auch förderlich sein, dasselbe von den Äußerungsumständen zu sagen. Dies darf allerdings nicht im idealistischen Sinn verstanden werden, dass die Wirklichkeit gänzlich in der Sprache aufgeht. Das, was gemeint ist, kann ebenso gut in der These ausgedrückt werden: Die Sprache gehört zur Welt. „Wir reden“, schreibt Wittgenstein „von dem räumlichen und zeitlichen Phänomen der Sprache; nicht von einem unräumlichen und unzeitlichen Unding.“ (PU 108)⁸. Dieses „Un-

⁸ Es ist an dieser Stelle jedoch wichtig, zu betonen, dass Wittgenstein die Sprache nicht auf ihre physikalische und physiologische Erscheinung, kurz, auf das, was Saussure „Parole“ nannte, reduzieren will. Er ist der erste, der sich gegen jede Art von Reduktionismus wehrt. „Die Anziehungskraft gewisser Arten von Erklärung“, lesen wir, „ist überwältigend. Zu gewissen Zeiten ist die Anziehungskraft einer bestimmten Art von Erklärung größer, als man sich vorstellen kann. Besonders

ding“ ist beispielsweise die Sprache, wie sie der *Tractatus* auffasst, nämlich als „Gesamtheit der Sätze“ (T 4.001) und als einen autonomen Bereich, welcher der Welt gegenübersteht. Die Sprache in den *Philosophischen Untersuchungen* sind die Laute oder die visuellen Zeichen, welche menschliche Lebewesen bei ihren vielfältigen Aktivitäten einander senden, und die zur „Naturgeschichte“ (PU 25), d.h., zur Biologie dieser Lebewesen gehören wie das aufrechte Gehen oder das Greifen mit den fünf Fingern.⁹ „Wenn ich über Sprache (Wort, Satz etc.) rede“, erläutert PU 120, „muß ich die Sprache des Alltags reden.“ Es gilt also für diese Begriffe zu allererst, was Wittgenstein als eine grundlegende Aufgabe in der Philosophie verkündet: „Wir führen die Wörter von ihrer metaphysischen, wieder auf ihre alltägliche Verwendung zurück.“ (PU 116) Diese begegnet uns beispielsweise in der Beobachtung: „hier steht ein chinesischer Satz aufgeschrieben.“ (PU 108) In dieser „niedrigen Verwendung“ ist der Satz in Wahrheit nicht minder real und konkret als ein Tisch, eine Lampe oder eine Tür (vgl. PU 97).

eine Erklärung der Art „Das ist in Wirklichkeit nur dies.“ (V&G S. 41) Aber einige Seiten später macht er sich das Motto des Bischof Butler zu eigen und bekräftigt: „Alles ist, was es ist, und nicht etwas anderes.“ (ebd. S. 45)

⁹ Dementsprechend sieht Rorty im Artikel „Wittgenstein, Heidegger und die Hypostasierung der Sprache“ (in: McGuinness (Hg.) 1991, 69–93, insbes. 74 n. 6) den Autor der *Philosophischen Untersuchungen* eine „Naturalisierung der Semantik“ vollziehen. Darin stimmt er weitgehend mit McGinn 1984 (40, 84 ff.) überein. Ich halte diese Lektüre für grundsätzlich richtig. Sie birgt jedoch die Gefahr, in den Instrumentalismus abzugleiten, eine Gefahr, der Rorty gleich zum Opfer fällt, wenn er Wittgenstein die Auffassung zuschreibt, „die Sprache sei nichts weiter als der zwischenmenschliche Austausch von Zeichen und Geräuschen zum Erreichen bestimmter Zwecke“ (S. 89) Freilich – das hat Meggle 1985 gezeigt – weist Wittgensteins späte Auffassung der Bedeutung durchaus instrumentalistische Züge auf. Andererseits gehört der Instrumentalismus zu den Bedeutungstheorien, die Wittgenstein explizit ablehnt (vgl. Savigny 1996, Kap. 2 Abs. 3.) Eine sehr ausführliche Darstellung der Gründe für diese Ablehnung bietet Weiss 2004, Kap. 6. Dass Weiss sich in erster Linie auf das *Große Typoskript* bezieht, ist insofern nicht von Belang als Wittgensteins Denken in diesem Punkt sich im Wesentlichen nicht mehr ändert.

Kapitel 4

Der Spielvergleich erweist sich in diesem Zusammenhang einmal mehr als fruchtbar. Eine Schachfigur empfindet kaum jemand als etwas besonders Geheimnisvolles. Die Frage nach ihrem Wesen stellt sich nicht (vgl. PU 108). Sollte trotzdem ein Schachphilosoph – mit Sicherheit kein Schachspieler – auf die Idee kommen, danach zu fragen, dann ist ihm zu raten, es nicht in etwas zu suchen, was hinter diesem so oder so geschnitzten Stück Holz steht. Freilich darf er auch nicht erwarten, es in den besonderen materiellen Eigenschaften des Holzes zu finden, sondern in der Rolle, welche diesem sehr konkreten Gegenstand in den ebenfalls sehr konkreten Handlungen des Schachspiels zukommt. Die Rolle gilt als vollständig erklärt, sobald man verstanden hat, nach welchen Regeln die Spieler mit der Figur ziehen. Das ist eingetreten, wenn man in der Lage ist, selber Schach so zu spielen, wie es faktisch gespielt wird.

7. Verstehen und Gebrauch

Dieser Punkt verdient eine besondere Aufmerksamkeit. Denn hier drängt sich wieder der Einwand auf, das Verständnis der Schachregeln könne doch nicht darin bestehen, dass man mit den Figuren so oder so zieht, das sei ja nur die Anwendung. „Das Verstehen selbst ist ein Zustand, *woraus* die richtige Verwendung entspringt.“ (PU 146) Das ist eine Variation über das alte Thema, Regeln seien a priori verfügbar. Wittgenstein sieht sich dennoch genötigt, diesen Einwand sehr ausführlich zu entkräften (er tut es in einer langen Sektion, die sich zwischen PU 134 und PU 197 erstreckt), weil er auf der sehr hartnäckigen Auffassung des Verstehens (des Meinens, des Wissens, usw.) als geistigem Akt beruht. Diese Auffassung greift Wittgenstein bekanntermaßen durch unzählige, feine Analysen der psychologischen Begriffe immer wieder an. Beispielhaft sind die Beobachtungen von PU Anm. S. 59/356. Dort geht es um die Fragwürdigkeit der Kennzeichnung des Verstehens als „seelischen Zustand“:

(a) „Ein Wort verstehen“, ein Zustand. Aber ein *seelischer* Zustand? – Betrübnis, Aufregung, Schmerzen, nennen wir seelische Zustände. Mache diese grammatische Betrachtung: Wir sagen

„Er war den ganzen Tag betrübt“.

Willkürliche Regeln

„Er war den ganzen Tag in großer Aufregung“.

„Er hatte seit gestern ununterbrochen Schmerzen“. –

Wir sagen auch „Ich verstehe dieses Wort seit gestern“. Aber „ununterbrochen“?

In der Tat ist es sinnvoll zu sagen, jemand habe eine Stunde lang keine Schmerzen gehabt, oder sei, solange seine Geliebte bei ihm war, nicht betrübt gewesen, während es einer ausufernden Phantasie bedarf, um sich eine Situation auszumalen, wo eine derartige Behauptung im Fall des Verstehens noch eine Verwendung hat. Das Verständnis eines Wortes oder der Schachregeln wird den Menschen nicht abgesprochen ab dem Moment, wo es sich nicht mehr aktuell verwirklicht, das heißt, wenn sie sich mit etwas Anderem beschäftigen oder gar schlafen. Das mag verschiedene Erklärungen haben, aber mit Sicherheit nicht die, dass das Verstehen begrifflich lösbar wäre von seiner Verankerung in einer Praxis. Das wäre der Fall, wenn das Verstehen als das Erfassen von Etwas begriffen werden könnte, was der Praxis vorausgeht, und sie vorweg bestimmt. Um zu zeigen, dass dem nicht so ist, präsentiert Wittgenstein seinerseits das Wegweiser-Argument in immer neuen Versionen. Wenn wir – so die Überlegung in PU 139 ff. – beispielsweise das Wort „Würfel“ hören, und es verstehen, entsteht womöglich in unserem Geist ein Bild, sagen wir, die geometrische Darstellung eines Würfels. Dieses Bild, das uns dann vorschwebt, könnte man meinen, bestimmt die ganze Verwendung des Wortes, denn sein Vergleich mit den Gegenständen in der Wirklichkeit liefert eine Richtschnur für die Beurteilung darüber, ob etwas ein Würfel ist oder nicht. Würfel wird einfach all das sein, was dem Bild ähnlich ist, oder, wie es nun heißt, was zu ihm passt. Das Problem ist, dass es kaum etwas gibt, was mit ein wenig gutem Willen, d.h., durch die Wahl einer geeigneten Projektionsmethode, nicht als zum Bild passend betrachtet werden könnte. Zusatzbestimmungen helfen hier genauso wenig wie im Fall des Wegweisers oder der Tabelle von PU 86:

Aber wie, wenn uns nicht einfach das Bild des Würfels, sondern dazu auch die Projektionsmethode vorschwebt? – Wie soll ich mir das denken? – Etwa so, daß ich ein Schema der Projektionsart vor mir sehe. Ein Bild etwa, das zwei Würfel zeigt, durch Projektionsstrahlen miteinander verbunden. – Aber bringt mich

Kapitel 4

denn das wesentlich weiter? Kann ich mir nun nicht auch verschiedene Anwendungen dieses Schemas denken? (PU 141)

Wer meint, das Bild spreche für sich, unterliegt einer Täuschung. Er ist Opfer seiner eigenen Gewohnheit, das Bild so, und nicht anders zu verstehen. „Unser ‚Glaube,‘“ schreibt Wittgenstein, „das Bild zwingt uns zu einer bestimmten Anwendung“, bestand also darin, dass uns nur der eine Fall, und kein anderer einfiel.“ (PU 140) Der Sinn dieser Bemerkung wird im nächsten Paragraphen deutlicher, demzufolge diese Einfallsarmut nicht an mangelnder Phantasie liegt, sondern daran, dass „die Menschen im Allgemeinen von *diesem* Bild *diese* Anwendung machen“ (PU 141). Mit anderen Worten: Das intellektuelle Erfassen der internen Struktur eines Bildes vermag seine faktische Anwendung nicht zu bestimmen. Bestimmt wird sie ausschließlich durch das Diktat des vorgefundenen Gebrauchs. Die etablierte Anwendung fixiert die bevorstehende Anwendung. Hier schaffen die Taten die Tatsachen.

8. Müßige Bilder

Bei der Gelegenheit möchte ich ein paar Bemerkungen über die Karriere der Bildtheorie in Wittgensteins Spätwerk machen. Hintikka & Hintikka haben sich nämlich für die These stark gemacht, diese so wichtige Komponente der Philosophie des *Tractatus* hätte im Spätwerk zwar bedeutende Modifikationen erfahren, von ihrem Autor sei sie jedoch niemals verworfen worden.¹⁰ Die Motivation für diese These liegt wohl in dem Kampf, den die beiden Interpreten meines Erachtens durchaus zurecht führen gegen die weit verbreitete Auffassung¹¹, nach den *Philosophischen Untersuchungen* sei es verfehlt, die Frage nach der Verbindung zwischen Sprache und Wirklichkeit überhaupt zu stellen, weshalb die Rede von einem Vergleich zwischen Sätzen und Tatsachen ebenfalls hinfällig wird. Sie weisen zu Recht darauf hin, dass keine Notwendigkeit besteht, wie Stegmüller anzunehmen, mit Einführung der Sprachspielkonzeption dürfe man statt

¹⁰ Diese These vertritt bereits Kenny 1974, 259 ff.

¹¹ Eine Liste von namhaften Vertretern der „eingebürgerten Auffassung“, wie sie sie nennen, befindet sich in Hintikka & Hintikka 1996, 274.

von vertikalen Beziehungen zwischen Sprache und Welt nur noch von horizontalen Beziehungen zwischen Sprachspielen sprechen. Eine andere Weise, das auszudrücken, ist, dass die semantische Last, welche früher von den Wahrheitsbedingungen der Sätze getragen wurde, nunmehr auf sprachspielinterne Behauptbarkeitsbedingungen fällt.¹²

Ich sehe auch keinen Grund, warum der Kalkül der Wahrheitsbedingungen des *Tractatus* nicht auf die allermeisten Beschreibungssätze angewendet werden könnte. Doch das rechtfertigt noch lange nicht den Schluss, die Bildtheorie habe Wittgensteins philosophischen Wandel überlebt, wenn auch nicht unbeschadet. Natürlich spricht Wittgenstein an vielen Stellen seiner späteren Manuskripte und Typoskripte von der Möglichkeit, einige Sätze als Bild der Wirklichkeit aufzufassen. Das tut er schon deshalb, weil wir es alle tun, das heißt, weil die Alltagssprache uns diese Möglichkeit bietet. Nachdem uns jemand einen Unfallhergang, eine Landschaft, usw. geschildert hat, fragt er uns: „Kannst du dir ein Bild davon machen?“ Weder der Fragende noch der Adressat müssen dabei den *Tractatus* jemals gelesen haben. Die nackte Feststellung, man könne bestimmte Sätze als Bild einer Tatsache auffassen, ist in höchstem Grad trivial. Es handelt sich, könnten wir sagen, um einen grammatischen Satz über den Gebrauch des Wortes „Satz“. Kurz: Der Sinn, in dem Wittgenstein in den *Philosophischen Untersuchungen* von der Bildlichkeit des Satzes spricht, ist kein philosophischer, sondern ein ganz alltäglicher, welcher mit der Theorie des *Tractatus* nicht das Geringste zu tun hat.

Für die Bildauffassung des *Tractatus* sind zwei Aspekte wesentlich, nämlich 1. eine strikte Isomorphie zwischen Satz und Tatsache, und, damit verbunden, 2. die Ableitbarkeit des Sinnes aus den im Satz enthaltenen Symbolen. Den Isomorphie-Gedanken hat Wittgenstein, wie wir in Kapitel 2 festgestellt haben und Hintikka & Hintikka selbst zugeben, praktisch schon in den *Bemerkungen über logische Form* aufgegeben, d.h., in dem

¹² Gegen diese Deutung sprechen sich auch Schulte 1990 (104-105) sowie Winch 1992 (siehe Kaps. 4 und 5) aus. Im Gegensatz zu Hintikka & Hintikka findet Winch jedoch die Auffassung, die Bildtheorie des *Tractatus* sei in den *Philosophischen Untersuchungen*, wenn auch stark verändert, immer noch vorhanden, „schrecklich irreführend“. Seiner Argumentation (siehe 97-98) stimme ich uneingeschränkt zu. Ähnlich äußert sich bereits Pitcher 1967, 214.

Kapitel 4

Augenblick, wo er den Atomismus der Sätze fallen lässt, und die Rolle der Syntax immer stärker in den Mittelpunkt rückt. In den *Philosophischen Untersuchungen* ist von der Isomorphie nicht einmal die Bezeichnungsbeziehung zwischen Name und Gegenstand mehr übrig. Hintikka & Hintikka übersehen, dass Wittgenstein in PU 10 dem Ausdruck „das Wort ... bezeichnet ...“ jegliche philosophische Bedeutung abspricht. Er dient lediglich dazu, Missverständnisse zu beseitigen, etwa wenn jemand glaubt, das Wort „Platte“ werde als Zahlwort eingesetzt. In Bezug auf den zweiten Punkt liegen die Dinge nicht anders. Seitdem Wittgenstein den offenen Charakter des Bildes realisiert hat (siehe Kap. 3), ist die Vorstellung, der Sinn sei durch die Struktur und Komponenten des Bildes bzw. Satzes festgelegt, sehr stark in Frage gestellt. Sie ist in dem Moment endgültig erledigt, wo der Autor der *Philosophischen Untersuchungen* feststellt, dass der Inhalt der Regeln ausschließlich durch ihren Gebrauch bestimmt wird. Das führen die Überlegungen von PU 139-141 unter offenkundiger Bezugnahme auf die Bildproblematik noch einmal deutlich vor Augen. Die Gestalt des Würfel-Bildes ist darin völlig belanglos, da sie mit jeder Art der Verwendung in Einklang gebracht werden kann. Gleichgültig, wie das Bild aussehen mag, es erlaubt keine Schlüsse auf ihren faktischen Gebrauch, oder, anders gesagt, alles kann Bild von allem sein.

Der Kontrast zum *Tractatus* könnte kaum größer sein. Da das Bild bzw. der Satz dort als Funktion seiner Ausdrücke aufgefasst wird (vgl. T 3.318), also sein Sinn durch die darin enthaltenen Linien, Farben, Übergänge, usw., bestimmt ist, genügt es, deren Gebrauch zu kennen, um den Sinn des gesamten Bildes zu erschließen. Jetzt hingegen gelangen wir nur mittels der Einübung in den praktischen Gebrauch des Bildes zum Wissen über seine Verwendung. Das Bild, möchte ich sagen, leistet keine semantische Arbeit mehr, sondern erhält seinen Sinn allein von seinem praktischen Gebrauch. „Müßige“ Bilder (vgl. PU 291), d.i., diejenigen, die isoliert von jeglicher Anwendungspraxis dastehen, sind wertlos, denn sie sagen alles und nichts. In dieselbe Richtung weist PU 522: „Wenn wir den Satz mit einem Bild vergleichen, so müssen wir bedenken, ob mit einem Porträt (einer historischen Darstellung) oder mit einem Genrebild. Und beide Vergleiche haben Sinn.“ Das Bild, wohl gemerkt, sagt selber nicht, wie es einzuordnen ist. Ohne das zu wissen, oder, das einmal gewusst, ohne die den verschiedenen

Bildarten eigenen Konventionen zu kennen, bleibt das Bild für uns bedeutungslos. Es beginnt zu sprechen, wenn wir in den Umgang mit den diversen Kunstwerktypen eingeweiht werden.

Es ist interessant zu sehen, mit welcher Interpretationsakrobatik Hintikka & Hintikka ausgerechnet diese Stelle benutzen, um ihre These zu untermauern, Wittgenstein habe auch in den *Philosophischen Untersuchungen* die Bildtheorie noch nicht preisgegeben. Ihre hermeneutische Strategie sieht wie folgt aus: 1. Sie führen die Passage auf ihre Quelle im *Big Typescript* zurück. 2. Dann stellen sie fest, im dortigen Kontext illustriert der Vergleich mit dem Genrebild die Ansicht, dass wir selbst in Fällen, z.B., in Romansätzen, wo die Bedeutung der Wörter nicht hinweisend gelehrt worden ist, fähig sind, die Sätze so zu verstehen, als ob wir die Wörter durch Hinweise gelernt hätten, wie es in echten Beschreibungssätzen geschieht. Aus demselben Grund besteht die Möglichkeit, Genrebilder wie historische Darstellungen zu betrachten, welche ihre Bedeutung ihrer Struktur, d.h., der Isomorphie zwischen Bild und Wirklichkeit verdanken. 3. Dieses Interpretationsergebnis übertragen sie dann kurzerhand auf PU 522, und ziehen folgenden Schluss: „Wittgenstein beruft sich hier also auf den Gedanken, daß die Isomorphie dasjenige ist, was die Satzbedeutung konstituiert, d. h. er stützt sich auf den Grundgedanken seiner ‚Bildtheorie‘. Folglich schwört Wittgenstein hier immer noch auf die Bildkonzeption : Er spricht sie aus und – was noch wichtiger ist – er stützt sich auf sie im Rahmen seiner Argumentation.“¹³ Ja, auch ganze Bücher, wenn man sich nicht an die üblichen Interpretationsregeln hält, sagen alles und nichts. Richtig ist: Wenn wir gelernt haben, die Person x soundso darzustellen, die Person y in einer anderen Weise, und eine Person z, die wir im Gegensatz zu den beiden ersten wirklich kennen, einfach so, wie wir sie sehen, dann wird die Bedeutung des von uns hergestellten Bildes selbstverständlich davon abhängen, welche Gestalt und an welcher Stelle wir tatsächlich gemalt haben. Hier ist aber nicht von Isomorphie die Rede, sondern von einer Praxis der Darstellung.

¹³ Hintikka & Hintikka 1996, 296.

9. Die gemeinsame menschliche Handlungsweise

Das wird noch verständlicher werden, wenn wir die Klärung des Regelbegriffes zum Abschluss bringen. In dieser Absicht widmen wir uns dem verstörenden Gedankenexperiment von PU 185. Dort stellt sich Wittgenstein vor, man würde einen Schüler den Gebrauch des Ausdruckes „+2“ mittels Beispielen bis 1000 lehren. Dazu aufgefordert, allein fortzufahren, schreibt er dann: „1004, 1008, 1012“, usw. „Wir sagen ihm“, so der Text weiter, „Schau, was du machst! – Er versteht uns nicht. ‚Du solltest doch zwei addieren; schau, wie du die Reihe begonnen hast!‘ – Er antwortet: ‚Ja! Ist es denn nicht richtig? Ich dachte, so *soll* ich's machen.‘ – Oder nimm an, er sagte, auf die Reiheweisend: ‚Ich bin doch auf die gleiche Weise fortgefahren!‘ – Es würde uns nichts nützen, zu sagen ‚Aber siehst du denn nicht?‘ – und ihm die alten Erklärungen und Beispiele zu wiederholen.“ (ebd.) Diese Reaktion des Schülers ist zugegebenermaßen untypisch. Sie erinnert an jemanden, der spontan geneigt wäre, Wegweisern in der entgegen gesetzten Richtung zu folgen (vgl. PU 85), oder, wie es am Ende von PU 185 heißt, bei der Zeigegeste nicht in Richtung der Fingerspitze, sondern in Richtung der Handwurzel zu blicken. Aber allein die Möglichkeit dieser Reaktion, und zwar in dem Bereich, wo die Regeln noch am ehesten für sich selbst zu sorgen scheinen, wirft erneut die Frage auf, auf welche Weise die Regeln unsere Handlung bestimmen. Denn auf der einen Seite sieht es gerade in der Arithmetik so aus, als ob die Ergebnisse der Operation „+2“ für die Gesamtheit der Zahlenreihe von vornherein feststehen würden, auf der anderen Seite scheint das Beispiel darauf hinzuweisen, dass für die Befolgung der Regel auf jeder neuen Stufe (in jedem neuen Fall) eine neue Intuition, Einsicht oder Entscheidung nötig sei (PU 186). Hier ist die Versuchung wieder groß, das Problem durch Rückgriff auf einen geistigen Akt zu lösen. Die Regel ist so anzuwenden – so die Idee –, wie sie gemeint wurde. Doch dem setzt Wittgenstein Folgendes entgegen:

Du hast also zur Zeit, als du den Befehl „+2“ gabst, gemeint, er solle auf 1000 1002 schreiben – und hast du damals auch gemeint, er solle auf 1866 1868 schreiben, und auf 100034 100036, usf. – eine unendliche Anzahl solcher Sätze? – „Nein; ich habe gemeint, er solle nach *jeder* Zahl, die er schreibt, die

Willkürliche Regeln

zweitnächste schreiben; und daraus folgen ihres Orts alle jene Sätze.“ – Aber es ist ja gerade die Frage, was, an irgendeinem Ort, aus jenem Satz folgt. (ebd.)

Wie PU 190 klarstellt, verhalten sich die Dinge gerade umgekehrt: Nicht das eigenmächtige Meinen einer Formel legt ihre Anwendung fest, sondern die Tatsache, dass es den und den Gebrauch der Formel gibt, ermöglicht jemandem, sie so oder so zu meinen. „Was ist das Kriterium dafür“, lesen wir dort, „wie die Formel gemeint ist? Etwa die Art und Weise, wie wir sie ständig gebrauchen, wie uns gelehrt wurde, sie zu gebrauchen.“ Dieses Lehren kann durchaus Erklärungen und Beispiele wie in PU 185 beinhalten, aber, wo diese auf ungewöhnliche Reaktionen seitens des Schülers stoßen, beginnt die Abrichtung. Demnach beruht der Zwang, die Reihe mit „1002, 1004, 1006, usw.“ fortzusetzen einfach darauf, dass die Menschen so abgerichtet worden sind, und deswegen auf den Befehl „Addiere 2!“ in dieser Weise verfahren (vgl. PU 189). In PU 198, wo der Text allerdings zum Wegweiser-Beispiel zurückkehrt, heißt es: „ich bin zu einem bestimmten Reagieren auf dieses Zeichen abgerichtet worden, und so reagiere ich nun.“ Dem Einwand, er habe damit lediglich eine kausale Erklärung für ein bestimmtes Handeln angeführt, aber noch lange nicht angegeben, worin das Folgen dieses Zeichens (oder einer Regel im Allgemeinen) letztendlich besteht, begegnet Wittgenstein folgendermaßen: „Nein; ich habe auch noch angedeutet, daß sich Einer nur insofern nach einem Wegweiser richtet, als es einen ständigen Gebrauch, eine Gepflogenheit, gibt.“ (ebd.)

Anders formuliert: Die Abrichtung liefert insofern den Schlüssel für das Verständnis des gesamten Phänomens des Regelfolgens, als sie dazu führt bzw. darauf beruht, dass es „einen ständigen Gebrauch“ von Wegweisern (der Addition, usw.) gibt. Dass es diesen „ständigen Gebrauch“ gibt, bedeutet, dass innerhalb einer Gruppe von Menschen die Praxis feststellbar ist, bestimmte Dinge in bestimmter Weise zu tun, wobei an jedes Individuum, das an diesem Tun teilnimmt, die Erwartung gestellt wird, auf dieselbe Weise zu handeln. Zwei Aspekte sind somit für Wittgensteins Verständnis des Regelfolgens zunächst hervorzuheben: 1. der soziale Charakter, und 2. die Objektivität dieses Phänomens. Insbesondere will ich jetzt auf den zweiten Aspekt eingehen. Wenn von Objektivität des Regelfolgens die Rede ist, dann ist gemeint, dass alles vor unseren Augen stattfindet. Das Verhalten von Menschen, die einer Regel folgen, unter-

Kapitel 4

scheidet sich faktisch von dem Verhalten von Menschen, die keiner Regel folgen. So taucht im Text die Frage auf:

Denke, du kämst als Forscher in ein unbekanntes Land mit einer dir gänzlich fremden Sprache. Unter welchen Umständen würdest du sagen, daß die Leute dort Befehle geben, Befehle verstehen, befolgen, sich gegen Befehle auflehnen, usw.?

Die gemeinsame menschliche Handlungsweise ist das Bezugssystem, mittels dessen wir uns eine fremde Sprache deuten. (PU 206)

Es ist schon viel über den Ausdruck „die gemeinsame menschliche Handlungsweise“ diskutiert worden, vor allem im Hinblick auf die Frage, ob hier die Existenz von einer einzigen, allen Menschen, sofern sie Menschen sind, gemeinsamen Handlungsweise heraufbeschworen wird, oder, ob es zwischen unterschiedlichen Forschergruppen und untersuchten Gruppen unterschiedliche Überlappungen geben kann. Abgesehen davon, dass keine Möglichkeit besteht, die Frage anhand des Textes zu entscheiden, sinkt das Bedürfnis, sich damit überhaupt zu beschäftigen, wenn man bedenkt, dass die „gemeinsame menschliche Handlungsweise“ nicht unbedingt die zwischen Beobachtern und Beobachteten sein muss, sondern die, welche Letztere intern miteinander teilen.¹⁴ In dieser Lesart steht jener Ausdruck für all die Verhaltensweisen, die die Menschen in jenem Land im Umgang miteinander an den Tag legen, dergestalt, dass das Sprechen bestimmter Wörter in Verbindung mit bestimmten Aktionen, nicht Ratlosigkeit, sondern die passenden Antworten hervorruft. Das wird von PU 207 bestätigt. Dort wird der Fall durchgespielt, dass der Forscher die Sprache jener Menschen nicht erlernen kann, und somit auch nicht deuten, denn trotz oberflächlicher Vertrautheit ihres Tuns besteht „bei ihnen kein regelmäßiger Zusammenhang des Gesprochenen, der Laute, mit den Handlungen“. Das „Bezugssystem, mittels dessen wir uns eine fremde Sprache deuten“ ist folglich nichts Anderes als die bei den Sprechern der fremden Sprache feststellbare regelmäßige Einheit von bestimmten Lauten und den sie begleitenden Handlungen.

¹⁴ Der Vorschlag stammt von Eike von Savigny (siehe KL Bd. 1, 255 ff.) Dagegen argumentiert Schulte 1990, 156.

Willkürliche Regeln

Mit dieser Erkenntnis ausgerüstet, ist es uns nun möglich, eine Antwort auf die Frage von PU 206 zu skizzieren. Die Menschen geben beispielsweise Befehle, wenn der beobachtbare Fakt, dass eine Person bestimmte Laute äußert, mit Regelmäßigkeit zur Folge hat, dass andere zu gewissen Handlungen übergehen, was seinerseits bei der ersten Bekundungen der Zufriedenheit oder des Missfallens auslöst. Sie lehnen sich hingegen gegen Befehle auf, wenn sie auf die Äußerung besagter Laute mit Gesten der Verweigerung reagieren, z.B., demonstrativ untätig werden, und andere dazu animieren, es ihnen gleich zu tun. Natürlich muss all das exakt zu protokollieren sein. Denn, dass „alles offen daliegt“ (PU 126), ist nicht bloß ein Desideratum von Wittgensteins neuer philosophischer Methode, sondern eine notwendige Bedingung dafür, zu sagen, jemand folge einer Regel – das begründet er sehr ausführlich im so genannten Privatsprachenargument von PU 243-315.

Das scheint mir bei den Interpreten gelegentlich in Vergessenheit zu geraten, vor allem, wenn es um die Frage nach der Verbindung zwischen Sprache und Welt geht. In der Tat ist hier am deutlichsten zu sehen, dass die gesuchte Verbindung nichts Geheimnisvolles hat. Es handelt sich, nicht wie im *Tractatus*, um die Verbindung zwischen Entitäten zweier getrennter Sphären, sondern um die Verbindung von Gleichartigem. Die Sprache der *Philosophischen Untersuchungen* ist – das habe ich oben schon gesagt – weltlich geworden. Diese Sprache besteht in den Lauten (visuellen Zeichen), die sehr reale menschliche Lebewesen unter beschreibbaren Umständen einander zurufen (zukommen lassen), während sie verschiedene Dinge tun, und die Welt sind jene Laute, diese und andere Lebewesen, deren Umgebung, die Dinge, die sie tun, usw. Darum, soll die Frage nach der Beziehung zwischen Sprache und Welt überhaupt sinnvoll sein, ist sie weniger durch Rückgriff auf das alte Korrespondenz-Modell als durch das Modell der zwei ineinander greifenden Teilmechanismen (dem der Laute und dem der Handlungen) zu beantworten. Diese Metapher begegnete uns bereits in den *Philosophischen Bemerkungen*, (siehe Kap. 2) taucht aber auch in den *Philosophischen Untersuchungen* auf (z.B. 270-271).

10. Der harte Felsen

Die Berufung auf die kollektive Handlungsweise bietet übrigens sowohl dem fremden Forscher die letzt verfügbare Begründung für das Urteil, die Menschen folgen da und da einer Regel, als auch den Einheimischen selbst die letzte Rechtfertigung dafür, dass der Regel so, und nicht anders, zu folgen ist. Deswegen schreibt Wittgenstein:

„Wie kann ich einer Regel folgen?“ – wenn das nicht eine Frage nach den Ursachen ist, so ist es eine nach der Rechtfertigung dafür, daß ich *so* nach ihr handle.

Habe ich die Begründungen erschöpft, so bin ich nun auf dem harten Felsen angelangt, und mein Spaten biegt sich zurück. Ich bin dann geneigt zu sagen: »So handle ich eben. (PU 217)

Wittgensteins Untersuchung des Regelfolgens hat zum Ergebnis geführt, dass der Einzelne auf sich allein gestellt nicht in der Lage ist, den Inhalt einer Regel festzulegen, weil, so eindeutig die Regel auch sein mag (der Wegweiser, die Tabelle, das Würfelbild oder die Addition waren dafür Beispiele), sie sich in jedem Fall so deuten lässt, dass sie mit der tatsächlich gewählten Vorgehensweise verträglich ist. Zusatzregeln konnten hier keine Abhilfe schaffen, denn auch sie waren verschiedenerlei Deutung zugänglich. „Jede Deutung“, folgert PU 198 daraus, „hängt, mitsamt dem Gedeuteten, in der Luft; sie kann ihm nicht als Stütze dienen. Die Deutungen allein bestimmen die Bedeutung nicht.“ Dass in dieser Passage sowie in den Eingangssätzen von PU 201 Kripke zum Trotz keine Regelskepsis kundgetan wird¹⁵, verrät schon die Fortsetzung:

Daß da ein Mißverständnis ist, zeigt sich schon darin, daß wir in diesem Gedankengang Deutung hinter Deutung setzen; als beruhige uns eine jede wenigstens für einen Augenblick, bis wir an eine Deutung denken, die wieder hinter dieser liegt. Dadurch zeigen wir nämlich, daß es eine Auffassung einer Regel gibt, die *nicht* eine *Deutung* ist; sondern sich, von Fall zu Fall der Anwendung, in dem äußert, was wir „der Regel folgen“, und was wir „ihr entgegenhandeln“ nennen. (ebd.)

¹⁵ Kripke 1987, 17 ff. Für eine prägnante Kritik von Kripkes Interpretation dieser Passagen siehe McGinn 1984, 68 f.

Willkürliche Regeln

Anders formuliert: In den Fällen, wo wir es mit echtem Regelfolgen zu tun haben, versucht nicht ein Eigenbrötler, aus dem Regelausdruck dessen Anwendung zu erschließen, welche er dann in einer Erläuterungsregel ebenfalls autonom zu fixieren trachtet, und so fort, sondern ein in eine gemeinsame Praxis eingeweihter Mensch handelt mit Selbstverständlichkeit. Er deutet nicht, sondern tut einfach, was er gelernt hat. Nach einer Rechtfertigung gefragt, warum er z.B. „1002“ statt „1004“ schreibt, würde er wohl antworten, das sei doch die zweitnächste Zahl, und er sehe kein Motiv, die Zahlen nach 1000 anders zu behandeln als die bis dahin. Erneut gebeten, diese Antworten zu begründen, würde er sich jedoch auf seinen Arithmetik-Unterricht berufen müssen und sagen: „So habe ich es halt gelernt!“ Und sollte ihm ein Philosoph das Geständnis entlocken, das sei eine dürftige rationale Begründung, echte Zweifel kämen bei ihm trotzdem nicht auf. „Wenn jemand, den ich fürchte“, ist in PU 212 zu lesen, „mir den Befehl gibt, die Reihe fortzusetzen, so werde ich schleunig, mit völliger Sicherheit, handeln, und das Fehlen der Gründe stört mich nicht.“ Wenig später heißt es: „Wenn ich der Regel folge, wähle ich nicht. Ich folge der Regel *blind*.“ (PU 219, vgl. BGM VII, 60) Wittgenstein wird nicht müde zu betonen, dass neben der Verankerung in einer Praxis, dem interaktiven Charakter, der Regelmäßigkeit und der Objektivität auch das Handeln mit Selbstverständlichkeit ein wesentliches Merkmal von regelfolgendem Verhalten ist (vgl. PU 238). Warum dieser Punkt so wichtig ist, deutet PU 240 an. Dort heißt es:

Es bricht kein Streit darüber aus (etwa zwischen Mathematikern), ob der Regel gemäß vorgegangen wurde oder nicht. Es kommt darüber z.B. nicht zu Tätlichkeiten. Das gehört zu dem Gerüst, von welchem aus unsere Sprache wirkt (z.B. eine Beschreibung gibt).

Es wäre durchaus denkbar, dass schon an den Ergebnissen von einfachen Additionen unter Mathematikern sich die hitzigsten akademischen Debatten entzündeten. Dass es nicht so geschieht, ist eine notwendige Bedingung dafür, zu sagen, sie folgen einer Regel. Es bildet auch eine Grundvoraussetzung dafür, dass sie sich über wirkliche Probleme der Mathematik streiten können. Denn, nur wenn Alle sich über gewisse Dinge einig sind, die eine nicht zu hinterfragende Grundlage darstellen, ist es

Kapitel 4

möglich, über andere zu diskutieren. Andernfalls käme kein Meinungsaustausch zustande, da bereits die von dem Einen verwendeten Worte den Andern rätselhaft wären. Würden wir beispielsweise nicht ein Farbensystem fraglos miteinander teilen, wäre es unmöglich, Farbteile den Übrigen zu übermitteln, und deshalb würde sich die Frage auch nie stellen, ob etwas noch grau ist oder schon schwarz. Das ist der Sinn des Schlusssatzes von PU 240. Übrigens will uns Wittgenstein keineswegs verbieten – vor allem PU 217 wird gelegentlich so interpretiert –, über unser sprachliches Gerüst zu reflektieren. Die Menschen dürfen ruhig (sie tun es auch oft) die Frage stellen, aus welchen Gründen wir dieses Farbensystem statt eines anderen haben. Liegt das etwa an der Evolution? Es spricht nichts dagegen, es biologisch, historisch oder ökonomisch zu erklären, und ohne Zweifel könnten die Menschen beschließen, eine Farbenreform zu vollziehen. All das hat aber mit der Problematik des Regelfolgens nicht das Geringste zu tun. Wenn ich nicht weiß, wie ich die Reihe nach 1000 fortsetzen soll, dann hilft mir der beste Biologie-, Geschichts- oder Ökonomieunterricht auch recht wenig. Was Wittgenstein meint, ist Folgendes: Bin ich aufgefordert, mein Vorgehen zu rechtfertigen, und habe ich bereits alle Gründe angegeben, die die Arithmetik selbst zur Verfügung stellt, dann bleibt mir nur noch übrig, darauf hinzuweisen, dass alle die Reihe so fortsetzen, und dass ich es auch so gelernt habe.¹⁶

11. Willkürliche Regeln

Nachdem der Regelbegriff im Wesentlichen geklärt werden konnte, sind wir endlich in der Lage, die Frage abschließend zu beantworten, wie die Wörter der Sprache bedeutungsvoll werden, oder, anders ausgedrückt, was die Bedeutung dieser Wörter fixiert. Sie werden bedeutungsvoll dank dem Umstand, dass sie im Rahmen einer instituierten, gemeinsamen Praxis auf

¹⁶ Im Artikel „Die gemeinsame menschliche Handlungsweise“, in: Haller (Hg.) 1981, spricht Haller in diesem Zusammenhang treffend von einem „praxeologischen Fundamentalismus“.

Willkürliche Regeln

die und die Weise verwendet werden, oder, aus individueller Perspektive, dass die Mitglieder einer Gruppe einen regelkonformen Gebrauch dieser Wörter in Sprachspielen machen. Die semantische Last ist somit restlos auf die Handlungs- bzw. Lebensweise der Sprachgemeinschaft übertragen worden. Die lexikalische bzw. syntaktische Beschaffenheit unserer Sätze scheint dabei keine Rolle zu spielen, weil, wie auch immer sie aussehen mag, entscheidend ist in jedem Fall, wie die Sätze gebraucht werden. In der Terminologie des *Tractatus* heißt das, dass zwischen der Wirklichkeit und unseren Sätzen keinerlei Abbildbeziehung mehr stattfindet. Hier drängt sich der Schluss auf, die Sprache sei der Wirklichkeit keine Rechenschaft schuldig. „So sagst du also“, fasst Wittgensteins imaginärer Gesprächspartner konsequent zusammen, „daß die Übereinstimmung der Menschen entscheide, was richtig und was falsch ist?“ (PU 241)

An dieser Stelle ist große Vorsicht geboten. Die Behauptung, die Zusammensetzung der Sätze sei semantisch irrelevant, ist etwas irreführend. Wenn in der Sprache Sätze mit Prädikat-Subjekt-Struktur gemeinhin als Fragesätze verwendet werden, ist für den Satzsinne nicht irrelevant, welche Wortstellung wir tatsächlich wählen. Freilich garantiert die Syntax nicht dass ein Satz wie „Gehst du jetzt zur Schule?“ wirklich eine Frage ist, da er mit einer bestimmten Intonation auch als Aufforderung gebraucht wird. Andererseits wäre hier ein gewaltiger Einfallsreichtum von Nöten, um eine Situation zu schildern, in der dieser Satz als normale Tatsachenbeschreibung fungieren könnte. Daraus folgt, dass die Zusammensetzung der Sätze ihren Sinn zwar nicht automatisch bestimmt, aber, sofern diese Zusammensetzung mit einem faktischen Gebrauch einhergeht, ist sie auch keineswegs gleichgültig. Richtig ist, dass die Struktur der Sätze die Struktur der von ihnen beschriebenen Tatsachen in keiner Weise aufnimmt.

Bedeutet das, dass die Grammatik willkürlich ist? Kaum eine andere Frage hat unter den Interpreten der *Philosophischen Untersuchungen* für so viel Verwirrung gesorgt wie diese. Schuld daran ist zum Teil Wittgenstein selbst, der sich gelegentlich geneigt zeigt, diese Frage umstandslos zu bejahen. Die klassische Stelle ist PU 372: „Das einzige Korrelat in der Sprache zu einer Naturnotwendigkeit ist eine willkürliche Regel“. Genau genommen hätte er seinen eigenen Ergebnissen zufolge diese Frage als Feiertagsfrage zurückweisen müssen. Denn willkürlich oder unwillkürlich

Kapitel 4

sind beispielsweise „gewisse Bewegungen mit ihrer normalen Umgebung von Absicht, Lernen, Versuchen, Handeln“ (BPP I 776), nicht aber grammatische Regeln. Es fehlt das Sprachspiel, wo wir die Wörter in dieser Verbindung benutzen. Indem Wittgenstein der Versuchung nachgibt, das Sprachspiel mit dem sublimierten Ausdruck „willkürlich“ zu spielen, begeht er selbst den typischen philosophischen Fehler, den bereits PU 38 diagnostiziert. Nichtsdestoweniger lohnt sich der Versuch zu verstehen, worauf Wittgenstein hinaus will. In einer Passage der *Zettel*, in der er ausführlicher als in den *Philosophischen Untersuchungen* auf dieses Problem eingeht, lesen wir Folgendes:

Warum nenne ich die Regeln des Kochens nicht willkürlich, und warum bin ich versucht, die Regeln der Grammatik willkürlich zu nennen? Weil ‚Kochen‘ durch seinen Zweck definiert ist, dagegen ‚Sprechen‘ nicht. Darum ist der Gebrauch der Sprache in einem gewissen Sinne autonom, in dem das Kochen und Waschen es nicht ist. Wer sich beim Kochen nach andern als den richtigen Regeln richtet, kocht schlecht; aber wer sich nach andern Regeln als denen des Schachs richtet, spielt ein anderes Spiel; und wer sich nach andern grammatischen Regeln richtet, als den und den, spricht darum nichts Falsches, sondern von etwas Anderem. (Z 320)

Obwohl die Beispielwahl mir hier unglücklich scheint, ist der Punkt klar: Wer sich an die üblichen Kochregeln nicht hält, mit dem Resultat, dass das Essen nicht schmeckt, kocht miserabel, während wer mit dem Läufer anders zieht als in Diagonal oder für die Farben blau und grün, die er gut unterscheiden kann, ein einziges Wort verwendet, einfach ein anderes Spiel bzw. Sprachspiel spielt. In Wahrheit ist es gut vorstellbar, dass wir Schach anders spielten, oder ein alternatives Farbensystem hätten. In dieser Hinsicht haben die Schachregeln sowie das Farbensystem etwas Willkürliches. Soweit das Wort „willkürlich“ nur andeuten soll, dass solche Regeln keinem heterogenen Zweck dienlich sind, weshalb andere Regeln durchaus denkbar wären – und das ist nach PU 497 eindeutig der Fall: „Man kann die Regeln der Grammatik ‚willkürlich‘ nennen, wenn damit gesagt sein soll, der Zweck der *Grammatik* sei nur der der Sprache“ –, entstehen also noch keine Schwierigkeiten. Solche entstehen aber schon, wenn diese Redeweise suggeriert, dass der Umstand, dass wir uns tatsächlich nach der und der Regel richten, rein zufällig ist, d.h., dass die Realität nichts dazu beiträgt.

Kein ernstzunehmender Denker würde heutzutage darauf bestehen, dass es das wahre, weltadäquate Farbensystem gibt. Die Wahl des Beschreibungssystems steht noch jenseits von Wahrheit und Falschheit. Wahr oder falsch sind erst die Sätze, die mit den begrifflichen Instrumenten, die das System zur Verfügung stellt, zur Beschreibung von Tatsachen erzeugt werden. Doch ein Beschreibungssystem kann sich durchaus als zu fein oder zu grob erweisen, und somit als inadäquat. Wenn es mehr Farbbegriffe enthält, als die meisten Menschen sich merken oder unterscheiden können, dann ist es unpraktisch. Nicht besser liegen die Dinge, wenn es weniger Farbwörter bereitstellt, als die von den Menschen faktisch berücksichtigten Farben. Während im ersten Fall die Leute oft zum Lexikon werden greifen müssen, sind im zweiten unzählige Missverständnisse vorprogrammiert: „Ja, rot“, werden sie ständig klarstellen müssen, „aber nicht dieses Rot!“

12. Die Grenzen der Sprache

Dass die Wahl des Beschreibungssystems keineswegs unabhängig ist von den Erfahrungen, die die Menschen mit ihm machen, blieb Wittgenstein auch nicht verborgen. In PU 242 äußert er sich so:

Eines ist, die Meßmethode zu beschreiben, ein Anderes, Messungsergebnisse zu finden und auszusprechen. Aber was wir „messen“ nennen, ist auch durch eine gewisse Konstanz der Messungsergebnisse bestimmt. (vgl. PU 569)

Es ist bemerkenswert, dass ausgerechnet diese Sätze Wittgensteins zusammenhängende Analyse des Regelfolgens in PU 198-242 abschließen. Sie weisen darauf hin, dass zum Folgen einer Regel sowohl eine Regelmäßigkeit im menschlichen Verhalten als auch eine Regelmäßigkeit im Lauf der Dinge in der Welt gehört. Das kommt nicht überraschend. Man könnte die gesamte Abschnittsfolge in den Worten resümieren: Das Folgen einer Regel ist an Normalität geknüpft. Dabei muss es sich um eine umfassende Normalität handeln, wie das Sessel-Beispiel von PU 80 bereits gezeigt hat. Dieselbe Idee entwickelt PU 142:

Nur in normalen Fällen ist der Gebrauch der Wörter uns klar vorgezeichnet; wir wissen, haben keinen Zweifel, was wir in diesem oder jenem Fall zu sagen haben.

Kapitel 4

Je abnormaler der Fall, desto zweifelhafter wird es, was wir nun hier sagen sollen. Und verhielten sich die Dinge ganz anders, als sie sich tatsächlich verhalten – gäbe es z.B. keinen charakteristischen Ausdruck des Schmerzes, der Furcht, der Freude; würde, was Regel ist, Ausnahme und was Ausnahme, zur Regel; oder würden beide zu Erscheinungen von ungefähr gleicher Häufigkeit – so verlören unsere normalen Sprachspiele damit ihren Witz. – Die Prozedur, ein Stück Käse auf die Waage zu legen und nach dem Ausschlag der Waage den Preis zu bestimmen, verlöre ihren Witz, wenn es häufiger vorkäme, daß solche Stücke ohne offenbare Ursache plötzlich anwüchsen, oder einschrumpften.

Deutlicher könnte der Text kaum sagen, dass, wenn die Welt anders aussähe, wir wohl andere Regeln hätten. Wenn die Menschen statt vor Schmerzen zu schreien und stöhnen sich wie Pflanzen verhielten, müssten wir das Wort „Schmerz“ anders verwenden. Wir würden vielleicht nur Personen Schmerzen zuschreiben, bei denen eine offene Wunde feststellbar wäre. Allein in solchen Fällen wären wir bereit, einen Krankenwagen zu rufen sowie Trost zu spenden. Gleiches gilt für das letzte Beispiel. Unter solchen Umständen würden wir möglicherweise Käsestücke wie Überraschungseier behandeln, das heißt, es gäbe für das Stück Käse einen einheitlichen Preis, und wir würden gespannt sein, was mit dem von uns gekauften Stück passiert. Das Wiegen von Käse diene hier nur zur allgemeinen Belustigung. Wie es wirklich sein würde, kann man nicht sagen, und genau die Unvorhersehbarkeit unserer Reaktionen lässt wohl die Regeln als willkürlich erscheinen. Die Realität lässt uns Spielraum, und wir können uns unterschiedliche Antworten vorstellen. Sie setzt aber auch Grenzen.¹⁷ Zu diesem Thema äußert sich Wittgenstein nicht direkt. Ich bin

¹⁷ In den *Bemerkungen über die Farben* (I, 13) lesen wir: „Denken wir uns ein Volk von Farbenblinden, und das könnte es leicht geben. Sie würden nicht die gleichen Farbbegriffe haben wie wir. Denn auch angenommen sie redeten z.B. deutsch, hätten also alle deutschen Farbwörter, so würden sie sie doch anders gebrauchen als wir, und anders zu gebrauchen *lernen*.“ Darin drückt Wittgenstein - vielleicht sogar noch deutlicher - dieselbe Idee wie in PU 142 aus, indem er einräumt, dass unter der Bedingung der allgemeinen Farbenblindheit unsere Sprachspiele mit Farbbegriffen anders aussehen würden. Der Grund dafür ist nicht, dass andere Ursachen andere Wirkungen hervorbringen würden. „Ich sage nicht: Wären die und die Naturtatsachen anders, so hätten die Menschen andere Begriffe (im Sinne einer Hypothese)“, heißt es in PU II xii. Die Bemerkung bleibt rein konzeptuell: Da zu

jedoch der Überzeugung, dass folgender Vorschlag mit seinem Denken in Einklang steht: Dem Einbürgern von Regeln bzw. Sprachspielen sind 1. ihre Lernbarkeit und 2. ihre Durchführbarkeit als Grenzen gesetzt.

Um das zu erläutern, möchte ich zu meinem Badestrand-Beispiel zurückkehren. Es ist nur dann möglich, die Badeverhältnisse mittels grüner, gelber oder roter Fahnen zu signalisieren, wo die Menschen in der Lage sind, diese Farben voneinander zu unterscheiden. Andernfalls müssen alternative Farben die Aufgabe übernehmen, und, da wo die Menschen auf Farben überhaupt völlig gleichgültig reagieren, müssen Zeichen anderer Art an die Stelle der Fahnen treten. Auch müssen die Menschen nicht auf das Baden, wie auf Nahrung, derart angewiesen sein, dass sie durch kaum etwas davon abzuhalten sind, ins Wasser zu gehen, denn das würde das Lernen des richtigen Umgangs mit den Fahnen verhindern. Wittgenstein hebt im Anschluss an PU 142 selber hervor, dass es beim Lernen von Sprachspielen „eine normale und eine abnormale Reaktion des Lernenden“ gibt, von welcher „die *Möglichkeit der Verständigung*“ abhängt, d.h., die Möglichkeit, das Sprachspiel überhaupt zu spielen (PU 143). Was die Durchführbarkeit des Sprachspiels betrifft, habe ich bereits gesagt, dass sie in der Wüste nicht gegeben wäre. Wo kein Meer vorhanden ist, können sich die Menschen in ihrem Verhalten nicht an den Fahnen orientieren, deren Aufstellung sowieso absolut beliebig wäre.

Lernbarkeit und Durchführbarkeit – das ist unschwer zu sehen – sind negative Grenzen. Eine andere Möglichkeit ist aber ab dem Moment nicht gegeben, wo es keine metaphysisch verbürgten Gegenstände bzw. Tatsachen mehr gibt, mit denen die Sätze übereinstimmen. Alles, was Wittgenstein sagen kann, ist darum: „Die Übereinstimmung, Harmonie, von Gedanke und Wirklichkeit liegt darin, daß, wenn ich fälschlich sage, etwas sei *rot*, es doch immerhin nicht *rot* ist“ (PU 429); „Wenn man auch den Satz als Bild eines möglichen Sachverhalts auffaßt und sagt, er zeige die Möglichkeit des Sachverhalts, so kann doch der Satz bestenfalls tun, was

den Sprachspielen nicht nur das Sprechen von Wörtern gehört, sondern, dazu gehören auch die äußeren Umständen, unter welchen das Sprechen geschieht, bringt eine Änderung an den Umständen a fortiori eine Änderung des gesamten Sprachspiels mit sich.

Kapitel 4

ein gemaltes oder plastisches Bild, oder ein Film, tut; und er kann also jedenfalls nicht hinstellen, was nicht der Fall ist.“ (PU 520) Ein Ausschlussverfahren in irgend einer Art ist somit das Einzige, was übrig bleibt, um die Regeln auf ihre Tauglichkeit zu überprüfen. Durch gezielte Variierung ihrer Anwendungsbedingungen werden unsere Darstellungssysteme dem Härte-test unterzogen. Hierin liegt der tiefere Sinn von Wittgensteins zahlreichen, skurrilen Beispielen: Der ausgebildete Ingenieur prüft auf diese Weise die Regeln auf ihre Belastbarkeit. Wie PU 142 zeigt, können experimentelle Variationen sowohl an der Welt als auch an der menschlichen Natur und an den Regeln selbst ausprobiert werden. Das wahrscheinliche Ergebnis hängt davon ab, wie stark die vorgestellten Situationen von denjenigen abweichen, an die wir gewöhnt sind. Im Allgemeinen mündet jedoch die extensive Anwendung dieser modalen Methode des Philosophierens in die Einsicht der Notwendigkeit, die Behauptung, was unsere Grammatik zulässt oder nicht zulässt, sei willkürlich, zu hinterfragen. „Ist es willkürlich? – Nicht mit jeder satzartigen Bildung wissen wir etwas anzufangen, nicht jede Technik hat eine Verwendung in unserem Leben, und wenn wir in der Philosophie versucht sind, etwas ganz Unnützes unter die Sätze zu zählen, so geschieht es oft, weil wir uns seine Anwendung nicht genügend überlegt haben.“ (PU 520)

Viel zitiert, obwohl nicht immer mit der nötigen Sorgfalt interpretiert, wird in diesem Zusammenhang PU 371: „Das *Wesen* ist in der Grammatik ausgesprochen.“ (vgl. auch PU 373) Der aphoristische Charakter dieser Bemerkung kann leicht zur Deutung verführen, die Grammatik lege einseitig, willkürlich fest, was das *Wesen* von Etwas sei. Die Verführung wird noch stärker, wenn man sich zuvor keine Klarheit über die Grenzen verschafft hat, welche unseren Sprachspielen gesetzt sind, und zudem vergessen hat, dass „Grammatik“ hier nicht im Sinn der syntaktischen Struktur der Sätze zu verstehen ist. In den *Philosophischen Untersuchungen* steht das Wort „Grammatik“ für den umfassenden Gebrauch, den wir von einem Ausdruck oder einem Satz machen, d.h., in Verbindung mit welchen anderen Ausdrücken wir ihn benutzen, aber auch in Verbindung mit welchen Handlungen, unter welchen Umständen, mit welchen Folgen, usw. Diese Wortverwendung mag ein wenig befremdlich sein, aber, wird sie mitberücksichtigt, so verliert die Bemerkung gleich ihre Rätselhaftigkeit.

Willkürliche Regeln

Sie ist dann so zu paraphrasieren: Wie die Dinge (sowohl einzeln als auch in ihrer Gesamtheit) beschaffen sind, kommt darin zum Ausdruck (schlägt sich darin nieder), auf welche Art und Weise wir welche Sprachspiele spielen.

In dieser Lesart behauptet die Bemerkung etwas sehr Einleuchtendes. Es wird nicht in der Grammatik entschieden, wer, von Menschen und Krähen, fliegen kann, und wer nicht. Aber die Grammatik wird dem Fakt Rechnung tragen, dass Krähen es tatsächlich können, und wir nicht. Die Grammatik wird beispielsweise im Märchen die Mitteilung „Er liebte spazieren zu fliegen“ zulassen, selbige Mitteilung in der wissenschaftlichen Biographie eines antiken Philosophen jedoch verbieten. Dieses Interpretationsergebnis passt schließlich auch zur Rolle, die PU 371 im Kontext der in PU 363 begonnenen Diskussion der Vorstellung spielt. Offenbar ist PU 371 eine Verallgemeinerung von PU 370, wo Wittgenstein aus der bis dahin gelaufenen Diskussion den Schluss zieht: Wenn wir wissen wollen, was Vorstellungen sind, sollen wir nicht nach irgendwelchen geistigen Vorgängen Ausschau halten („Nicht, was Vorstellungen sind, oder was da geschieht, wenn man sich etwas vorstellt, muß man fragen“), sondern wir müssen Klarheit darüber gewinnen, wie das Wort gebraucht wird, denn genau darin äußert sich das Eigentümliche der Vorstellung. Wir sagen, um beim vorigen Beispiel zu bleiben: „Ich kann mir vorstellen, dass ich fliege.“ Dagegen ist der Satz „Ich stelle mir vor, dass diese Krähen fliegen“, wenn sie es gerade tun, sinnlos. Vorstellen – das kommt darin zum Ausdruck – können wir uns also nur das, was wir in Wirklichkeit grundsätzlich oder augenblicklich nicht vermögen, oder was zufälligerweise nicht der Fall ist.¹⁸ Dass also der erste Satz unproblematisch ist, der zweite nicht, verrät etwas über die Vorstellung und – nicht zu vergessen – zugleich etwas über uns selbst und über die Welt. Die Art und Weise, so das Fazit, wie wir die Wörter tatsächlich gebrauchen, ist gewiss nicht die einzig mögliche, aber sie ist insofern auch nicht beliebig, als sie unserer eigenen Beschaffenheit und der der Welt Rechnung tragen muss, oder, anders gesagt, den „sehr

¹⁸ Vgl. Z 621 ff. Eine weitere, extensive Analyse der Vorstellung befindet sich in BPP II 63-147.

allgemeine[n] Naturtatsachen“ Rechnung tragen muss, von denen in PU Anm. 56/353 und PU II xii die Rede ist, und für die PU 142 Beispiele liefert.

13. Grammatik der Weltbilder

Die Berufung auf diese „sehr allgemeine[n] Naturtatsachen“ hat sicherlich etwas Unbefriedigendes. Es ist eine Notlösung, die Wittgenstein gefunden hat, um sich einerseits von dem Isomorphie-Gedanken des *Tractatus* zu befreien, und andererseits dem schwerverdaulichen Schluss zu entgehen, dass die Grammatik der Wirklichkeit keine Rechenschaft schuldig sei.¹⁹ In *Über Gewißheit* greift er das Thema wieder auf. Dort taucht die Frage nach dem Verhältnis zwischen Grammatik und Erfahrung bzw. grammatischem Satz und Erfahrungssatz immer wieder auf. „Kann man die Wirkung der Erfahrung auf unser System von Annahmen leugnen?“ (ÜG 134); „Kann ein Behauptungssatz, der als Hypothese funktionieren könnte, nicht auch als ein Grundsatz des Forschens und Handelns gebraucht werden?“ (ÜG 87). Man kann dabei Wittgenstein aus der Nähe beim Denken beobachten: „Unsre ‚Erfahrungssätze‘ bilden nicht eine homogene Masse.“ (ÜG 213) – „Ich bin geneigt zu glauben, daß nicht alles, was die Form eines Erfahrungssatzes hat, ein Erfahrungssatz ist.“ (ÜG 308) – „Ist es, daß Regel und Erfahrungssatz ineinander übergehen?“ (ÜG 309) – „Aber müßte man dann nicht sagen, daß es keine scharfe Grenze gibt zwischen Sätzen der Logik und Erfahrungssätzen? Die Unschärfe ist eben die der Grenze zwischen *Regel* und Erfahrungssatz.“ (ÜG 319) – „Ich sage doch: Jeder Erfahrungssatz kann umgewandelt werden in ein Postulat – und wird dann eine Norm der Darstellung.“ (ÜG 321)

Die Reflektion führt also zu einer Auffassung der Sätze als etwas Dynamisches. Da es keine scharfe Grenze zwischen Erfahrungssätzen und grammatischen Sätzen gibt, kann prinzipiell jeder Satz die eine oder die andere Funktion übernehmen, und sie im Laufe der Zeit auch wechseln. Zu

¹⁹ An einer Stelle der *Bemerkungen über die Grundlagen der Mathematik* bringt Wittgenstein das Problem auf den Punkt: „Nicht Empirie und doch Realismus in der Philosophie, das ist das schwerste.“ (BGM VI 23)

Willkürliche Regeln

diesem Schluss kommt Wittgenstein noch auf einem anderen Weg. Er betont nämlich immer stärker den holistischen Charakter unseres Wissens. „Unser Wissen bildet ein großes System. Und nur in diesem System hat das Einzelne den Wert, den wir ihm beilegen.“ (ÜG 410) In unseren Urteilen, bedeutet das, haben wir es niemals mit einem einzelnen Satz zu tun, sondern immer mit einem „Nest von Sätzen“. (ÜG 225) Wittgenstein spricht in diesem Zusammenhang von „Weltbildern“. Was er genau damit meint, ist nicht so klar. Fraglich ist schon, welche Art von Sätzen für ein Weltbild konstitutiv sind. Dazu lesen wir: „Die Sätze, die dies Weltbild beschreiben, könnten zu einer Art Mythologie gehören. Und ihre Rolle ist ähnlich der von Spielregeln, und das Spiel kann man auch rein praktisch, ohne ausgesprochene Regeln, lernen.“ (ÜG 95) Der abermalige Spiel-Vergleich legt den Gedanken nahe, gemeint seien Sätze, die Darstellungsregeln zum Ausdruck bringen, z.B., „Es gibt vier Grundfarben“. Gestützt wird diese Deutung durch den Eingangssatz. Regeln im Allgemeinen haben insofern mythologischen Charakter, als sie sich der Begründung entziehen. Sie markieren vielmehr den Rahmen, in dem jede Begründung stattfindet. Dieses Thema wurde in den *Philosophischen Untersuchungen* bereits angerissen (siehe oben), und rückt jetzt in den Mittelpunkt. Aus Darstellungsregeln allein wird ein Weltbild kaum bestehen können, denn das wäre zu uninformativ. Zudem ist es leicht, sich vorzustellen, wie sehr unser Weltbild ins Wanken geraten würde, wenn bestimmte Sätze, die wir für unumstößliche Wahrheiten halten, z.B., dass Menschen sich nicht in Bäume verwandeln (vgl. ÜG 513), auf einmal falsch werden würden, obwohl es sich dabei zweifellos um Erfahrungssätze handelt. Schon sehr alltägliche Erfahrungssätze wie „Sport fördert die Gesundheit“ bestimmen die Art und Weise, wie wir die Welt sehen, wobei eine Änderung hier uns nicht aus der Bahn werfen müsste. Kurz, Erfahrungssätze sind offensichtlich Teil unserer Weltbilder, wenn auch mit verschiedenem Gewicht und in verschiedener Funktion.²⁰ Und hier sagt Wittgenstein erneut, dass die Funktion der Sätze im System sich mit der Zeit ändern kann:

²⁰ Zu demselben Ergebnis kommt bereits Schulte 1990, 117-121. Schulte zählt dazu noch Sätze, die gewisse Informationen über den Sprecher selbst enthalten. Das ist zweifellos richtig. Ich übergehe diese Sätze hier nur deshalb, weil es mir lediglich um

Kapitel 4

Man könnte sich vorstellen, daß gewisse Sätze von der Form der Erfahrungssätze erstarrt wären und als Leitung für die nicht erstarrten, flüssigen Erfahrungssätze funktionierten; und daß sich dies Verhältnis mit der Zeit änderte, indem flüssige Sätze erstarrten und feste flüssig würden. (ÜG 96)

Führt das zum Schluss, dass die Normen der Darstellung letztendlich auf Erfahrung beruhen? Keineswegs! Aber Wittgenstein betont wieder einmal, dass „es eine scharfe Trennung der beiden nicht gibt“ (ÜG 98). Damit müsste die Debatte um die Willkürlichkeit der Grammatik endgültig erledigt sein. Die Grammatik ist, wie es in Z 358 heißt, „mit Willkürlichem verwandt, und mit Nichtwillkürlichem.“ Die Grammatik der Sprache ist insofern willkürlich, als sie nicht von metaphysisch verbürgten Tatsachen abzulesen ist. Das Sprachspiel ist „etwas Unvorhersehbares“ (ÜG 559), und nicht minder unvorhersehbar wären unsere Reaktionen, wenn plötzlich in der Welt sich einiges änderte: „wäre es denn *undenkbar*, daß ich im Sattel bliebe, auch wenn die Tatsachen noch so sehr bockten?“ (ÜG 616) Andererseits reicht die größere Einfachheit oder Schönheit (Symmetrie) eines fremden Weltbildes manchmal schon aus, um Menschen von dessen Überlegenheit zu überzeugen, und dazu zu bringen, ihr eigenes aufzugeben (vgl. ÜG 92). Es bedarf also nicht viel, damit die „Mythologie“ wieder in Fluss gerät (ÜG 97). Was schließlich passiert, bestimmt, jedenfalls laut Wittgenstein, weniger die theoretische Reflektion als der Entschluss zur Tat. „Ich will den Menschen hier als Tier betrachten; als ein primitives Wesen, dem man zwar Instinkt, aber nicht Raisonement zutraut. Als ein Wesen in einem primitiven Zustande. Denn welche Logik für ein primitives Verständigungsmittel genügt, deren brauchen wir uns auch nicht zu schämen.“ (ÜG 475)

den Nachweis geht, dass 1. der Unterschied zwischen grammatischen Sätzen und Erfahrungssätzen einer der Funktion - nicht der Form (vgl. ÜG 402) - ist, und 2. zum Weltbild beide Satztypen gleichermaßen gehören.

Bibliographie

Werke Wittgensteins

[WA] Werkausgabe in 8 Bänden, Frankfurt a.M. 1984.

Aufzeichnungen, die G. E. Moore in Norwegen nach Diktat niedergeschrieben hat, WA 1.

Aufzeichnungen über Logik, WA 1.

Bemerkungen über die Farben, WA 8.

Bemerkungen über die Grundlagen der Mathematik, WA 6.

Bemerkungen über die Philosophie der Psychologie, WA 7.

Das Blaue Buch, WA 5.

Eine philosophische Betrachtung (Das Braune Buch), WA 5.

Letzte Schriften über die Philosophie der Psychologie, WA 7.

Philosophische Bemerkungen, WA 2.

Philosophische Grammatik, WA 4.

Philosophische Untersuchungen, WA 1.

Tagebücher 1914-1916, WA 1.

Tractatus Logico-philosophicus, WA 1.

Über Gewißheit, WA 8.

Vermischte Bemerkungen, WA 8.

Wittgenstein und der Wiener Kreis, hrsg. von Friedrich Waismann, WA 3.

Zettel, WA 8.

Vortrag über Ethik und andere kleine Schriften, hrsg. und übers. von J. Schulte, Frankfurt a.M., 1989.

Gespräche und Vorlesungen über Ästhetik, Psychoanalyse und religiösen Glauben, hrsg. v. Cyril Barrett, Düsseldorf und Bonn, 1994.

Werke anderer Autoren

ACERO, Juan Jose 1999: Wittgenstein, la definicion ostensiva y los limites del lenguaje, *Teorema*, XVIII (2), 1999, 5-17.

Bibliographie

- ANSCOMBE, Gertrude Elisabeth M. 1963: An Introduction to Wittgenstein's *Tractatus*, London.
- AUSTIN, John L. 1962: *How To Do Things With Words*, Oxford.
- BAKER, G. P. / HACKER, P. M. S. 1980: *Wittgenstein: Understanding and Meaning. An analytical commentary on the Philosophical Investigations, Volume 1*, Oxford.
- 1985: *Wittgenstein: Rules, Grammar and Necessity. An analytical commentary on the Philosophical Investigations, Volume 2*, Oxford.
- BLOOR, David 1983: *Wittgenstein: A Social Theorie of Knowledge*, London.
- BOUVERESSE, Jacques 1973: *Wittgenstein: La Rime et la Raison. Science, Ethique et Esthetique*, Paris.
- DÜRR, Renate 1992: *Die Wirklichkeit der Bedeutung – Bedeutung der Wirklichkeit*, Diss., Universität Karlsruhe.
- FREGE, Gottlob 1961: *Die Grundlagen der Arithmetik*, Breslau 1884; Nachdruck: Hildesheim.
- 1986: *Logische Untersuchungen*, hrsg. von: G. Patzig, Göttingen.
- 1994: *Funktion, Begriff, Bedeutung: fünf logische Studien*, hrsg. von: G. Patzig, Göttingen.
- HACKER, P. M. S. 1990: *Wittgenstein: Meaning and Mind. An analytical commentary on the Philosophical Investigations, Volume 3*, Oxford.
- 1996: *Wittgenstein: Mind and Will. An analytical commentary on the Philosophical Investigations, Volume 4*, Oxford.
- 1997: *Wittgenstein im Kontext der analytischen Philosophie*, Frankfurt a.M.; engl. Orig., *Wittgenstein's place in twentieth century analytic philosophy*, Oxford 1996.
- HALLER, Rudolf (Hrsg.) 1981: *Sprache und Erkenntnis als soziale Tatsache. Beiträge des Wittgenstein-Symposiums von Rom 1979*, Wien.
- HANFLING, Oswald 1989: *Wittgenstein's Later Work*, London.
- HILMY, Stephen 1987: *The Later Wittgenstein. The emergence of a new method*, Oxford.
- HINTIKKA, Merrill B. und HINTIKKA, Jaakko 1996: *Untersuchungen zu Wittgenstein*, Frankfurt a.M.; engl. Orig., *Investigating Wittgenstein*, Oxford 1986.

Bibliographie

- HUNTER, J.F.M. 1985: *Understanding Wittgenstein. Studies of Philosophical Investigations*, Edinburgh.
- KANT, I. 1981: *Kritik der reinen Vernunft, Werkausgabe Bd. III, IV*, hrsg. v. W. Weischedel, Frankfurt a.M..
- KENNY, Anthony 1974: *Wittgenstein*, Frankfurt a. M.; engl. Orig., Harmondsworth 1973.
- KIENZLER, Wolfgang 1997: *Wittgensteins Wende zu seiner Spätphilosophie 1930-1932. Eine historische und systematische Darstellung*, Frankfurt a.M..
- KRIPKE, Saul 1987: *Wittgenstein über Regeln und Privatsprache – Eine Elementare Darstellung*, Frankfurt a.M.; engl. Orig., *Wittgenstein on Rules and Private Language: An Elementary Exposition*, Cambridge, Mass. 1982.
- KROSS, Matthias 1999: *Philosophieren in Beispielen. Wittgenstein Umdenken des Allgemeinen*, in: Schneider, Hans Julius / Kross, Matthias (Hrsg.): *Mit Sprache Spielen. Die Ordnung und das Offene nach Wittgenstein*, Berlin 1999, 169 - 187.
- LENK, Hans 1973: *Metalogik und Sprachanalyse: Studien zur analytischen Philosophie*, Freiburg.
- 1995: *Schemaspiele: Über Schemainterpretationen und Interpretationskonstrukte*, Frankfurt a.M..
- 2001: *Denken und Handlungsbindung. Mentale Gehalt und Handlungsregeln*, Freiburg und München.
- LENK, Hans / SKARICA, Mirko 2005: *Wittgenstein y el giro pragmático en la filosofía*, Córdoba.
- LOCKE, John 1987: *An Essay Concerning Human Understanding*, Oxford.
- LÜTTERFELDS, Wilhelm / ROSER, Andreas (Hrsg.) 1999: *Der Konflikt der Lebensformen in Wittgensteins Philosophie der Sprache*, Frankfurt a.M..
- MAJETSCHAK, Stefan 2000: *Ludwig Wittgensteins Denkweg*, Freiburg/München.
- MALCOLM, Norman 1987: *Erinnerungen an Wittgenstein*, Frankfurt a.M. 1987; engl. Orig., *Ludwig Wittgenstein. A Memoir*, Oxford 1984.
- 1986: *Nothing is Hidden*, Oxford.
- MCGINN, Colin 1984: *Wittgenstein on Meaning*, Oxford.

Bibliographie

- McGUINNESS, B., u.a. (Hrsg.) 1991: „Der Löwe spricht ... und wir können ihn nicht verstehen“. Ein Symposium der Universität Frankfurt anlässlich des hundertsten Geburtstags von Ludwig Wittgenstein 1989, Frankfurt a.M..
- MEGGLE, Georg 1985: Wittgenstein – ein Instrumentalist?, in: Birnbacher, Dieter and Burkhardt, Arnim (Hrsg.): Sprachspiel und Methode, Berlin/New York 1985, 71-88.
- MONK, Ray 1990: Wittgenstein: The Duty of Genius, London.
- MOUNCE, H. O. 1981: Wittgenstein's Tractatus. An Introduction, Oxford.
- PITCHER, George 1967: Die Philosophie Wittgensteins. Eine kritische Einführung in den *Tractatus* und die Spätschriften, Freiburg/München; engl. Orig., The Philosophy of Wittgenstein, New York 1964.
- PITCHER, G. (ed.) 1966: Wittgenstein: Philosophical Investigations, Garden City, New York.
- RUSSELL, Bertrand 1905: On Denoting, *Mind*, 14 (1905).
– 1912: *The Problems of Philosophy*, London.
- SAUSSURE, Ferdinand de 1995: *Cours de Linguistique generale*, Paris.
- SAVIGNY, Eike von 1969: *Die Philosophie der normalen Sprache*, Frankfurt a.M..
– 1994/96: Wittgensteins „Philosophische Untersuchungen“. Ein Kommentar für Leser, 2 Bände, Frankfurt a.M..
– 1996: *Der Mensch als Mitmensch – Wittgensteins „Philosophische Untersuchungen“*, München.
- SAVIGNY, Eike von / SCHOLZ, Oliver (Hrsg.) 1995: *Wittgenstein über die Seele*, Frankfurt a.M..
- SCHLICK, Moritz 1938: *Gesammelte Aufsätze 1926-1936*, Wien.
- SCHULTE, Joachim 1987: *Erlebnis und Ausdruck. Wittgensteins Philosophie der Psychologie*, München.
– 1989: *Wittgenstein – Eine Einführung*, Stuttgart.
– 1990: *Chor und Gesetz*, Frankfurt a.M..
- SCHULTE, Joachim (Hrsg.) 1989: *Texte zum Tractatus*, Frankfurt a.M..
- SEARLE, John R. 1969: *Speech Acts*, Cambridge.
- SNELL, Bruno 1980: *Die Entdeckung des Geistes. Studien zur Entstehung des europäischen Geistes bei den Griechen*, Göttingen.

Bibliographie

- SPECHT, E. K. 1963: Die sprachphilosophischen und ontologischen Grundlagen im Spätwerk Ludwig Wittgensteins, Kantstudien. Ergänzungsheft 84, Köln 1963.
- STEGMÜLLER, Wolfgang 1978: Hauptströmungen der Gegenwartsphilosophie. Eine kritische Einführung, Stuttgart.
- 1986: Kripkes Deutung der Spätphilosophie Wittgensteins – Kommentarversuch über einen versuchten Kommentar, Stuttgart.
- STENIUS, Erik 1969: Wittgensteins Traktat. Eine kritische Darlegung seiner Hauptgedanken, Frankfurt a.M.; engl. Orig., Wittgenstein's Tractatus, Oxford 1960.
- WEISS, Thomas 2004: Die Gebrauchstheorie der Bedeutung im Big Typescript – Eine neue Perspektive auf Wittgenstein. Diss., Berlin.
- WINCH, Peter 1992: Versuchen zu verstehen, Frankfurt a.M.; engl. Orig., Trying to Make Sense, Oxford 1987.
- WRIGHT, Georg Henrik von 1986: Wittgenstein, Frankfurt a.M.; engl. Orig., Oxford 1982;
- WUCHTERL, K. und HÜBNER, A. 1979: Ludwig Wittgenstein in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, Reinbeck bei Hamburg.

EUKLID - Studien 2

Im Mittelpunkt der vorliegenden Untersuchung des Werkes Wittgensteins steht die Frage nach der Verbindung zwischen Sprache und Welt. Während diese Frage im *Tractatus logico-philosophicus* zweifellos eine prominente Rolle spielt, scheinen die *Philosophischen Untersuchungen* sie als sinnlos zu entlarven. Die sprachunabhängige Welt – so eine weitverbreitete Auffassung – habe im Sprachspiel-Modell des Funktionierens von Wörtern und Sätzen, wie es die Untersuchungen entwerfen, schlichtweg keinen Platz. Doch ist diese Deutung auch sei es philosophisch, sei es exegetisch haltbar? Auf der Suche nach einer Antwort auf diese Frage wird hier eine Skizze von Wittgensteins Denkweg entworfen, welche, wenn sie richtig ist, eine ernsthafte Prüfung einer Reihe von in der Forschung grassierenden Vorurteilen unumgänglich macht.

Über den Autor

Dr. phil. Luis Carrujo Covas, 1971 in Setubal (Portugal) geboren, ist Lehrbeauftragter am Institut für Philosophie der Universität Karlsruhe (TH). Zwischen 1990 und 1996 studierte er erfolgreich Philosophie an der Universität Lissabon. Nach einem Austauschjahr an der Universität des Saarlandes in Saarbrücken wechselte er zum Studium der Philosophie und Literaturwissenschaft an die Universität Karlsruhe (TH). Für seinen hervorragenden Magisterabschluss erhielt er im Februar 2005 den Internationalen Preis der Universität Karlsruhe (TH).

ISSN: 1867-5018

ISBN: 978-3-86644-291-7

www.uvka.de